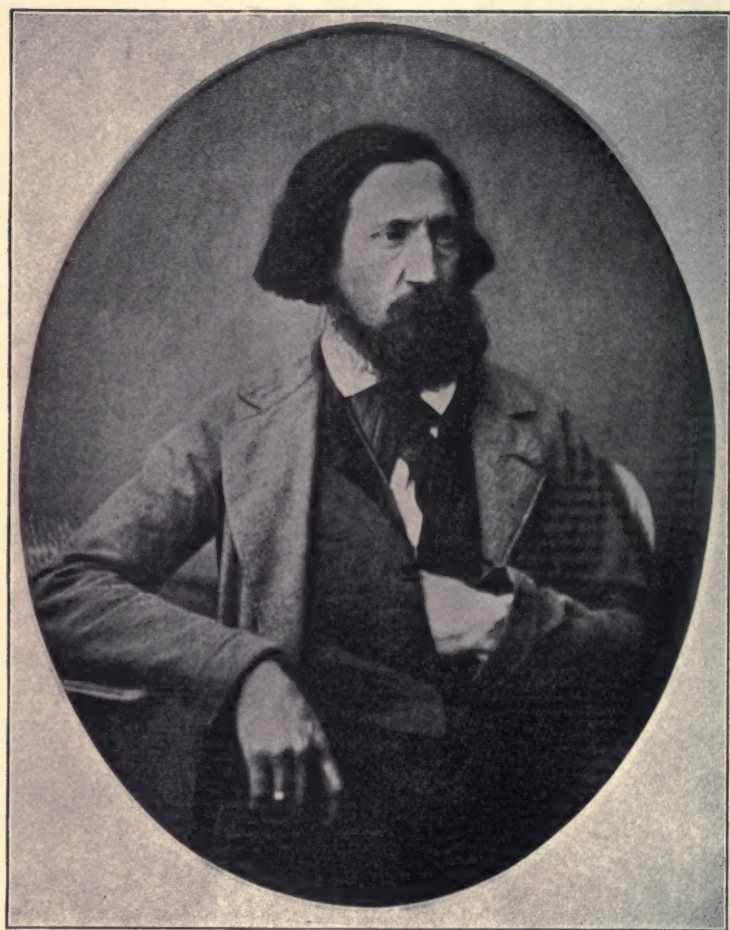




Otto Ludwig / Werke / Dritter Band
Zwischen Himmel und Erde / Novellenfragmente



Otto Ludwig Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des

Goethe- und Schiller-Archivs

in Verbindung mit

Hans Heinrich Borchardt, Conrad Höfer, Julius Petersen,

Expeditus Schmidt, Oskar Walzel

herausgegeben von

Paul Merker

Dritter Band

166511
25/10/21

I · 9 · I · 4

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Otto Ludwig
Zwischen Himmel und Erde
Novellenfragmente

herausgegeben von

Paul Merker und Hans Heinrich Borchardt

I · 9 · I · 4

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Einleitung zu „Zwischen Himmel und Erde“

So reichhaltig der literarische Nachlaß Ludwigs an Skizzen und Entwürfen zu seiner dramatischen Produktion ist, so wenig bietet er im allgemeinen an Vorstufen und Vorarbeiten für die epischen Werke. Zwar sind auch für eine Reihe nicht zum Abschluß gekommener Romane und Novellen umfangreiche Planhefte vorhanden, die wie bei den Dramen die Wandlungen des Stoffes verfolgen lassen. Die fertigen Werke epischen Inhalts aber verraten verhältnismäßig wenig von ihrer Entstehungsgeschichte. Für die kleineren Erzählungen sind nur ein paar kurze Entwürfe nachweisbar (vgl. Apparat zu Band I). Die „Heiteretei*) und ihr Widerspiel“ bieten zwar in dieser Hinsicht mehr, jedoch auch hier nehmen die erhaltenen Vorstudien im Vergleich zu den Entwürfen der dramatischen Arbeiten einen geringen Raum ein (vgl. Apparat zu Band II). Von dem Roman „Zwischen Himmel und Erde“ aber ist in den gesamten, etwa zweihundertundfünfzig Hefen des Nachlasses keine Spur einer Vorstudie oder Skizze zu finden. Und doch ist es, auch abgesehen von der wohlüberlegten Komposition dieses Werkes, bei der ganzen Arbeitsweise Ludwigs von vornherein unwahrscheinlich, daß er die ganze weitschichtige Erzählung aus einem Guß in fortlaufender Niederschrift gestaltet haben sollte. Vielmehr

*) Gegen den Einwand Witkowski's, der die Schreibung Heiteretei im zweiten Bande beanstandete, ist darauf hinzuweisen, daß Ludwig selbst in den allein in der Originalhandschrift erhaltenen Entwürfen Heiteretei, bez. Heiteretei stets ohne h schreibt. Der Vergleich mit Werther ist völlig unzutreffend, da es sich dort um einen Eigennamen, hier aber, da das Mädchen Annedorle heißt, lediglich um einen von dem Adjektivum heiter abgeleiteten Spitznamen handelt, der offenbar erst in der Druckerei jene Schreibweise annahm. Nach den für die Ausgabe gültigen Orthographieregeln war also Heiteretei zu schreiben, vgl. auch das im Roman selbst vorkommende Bravetei, ferner Narretei u. a.

müssen wir wohl hier wie bei den übrigen epischen Arbeiten das Walten eines ungünstigen Geschickes annehmen, das die Vorstudien und Entwürfe vernichtete. Da Ludwig in den fünfziger Jahren, wo seine ganze heiße Liebe bereits dem Drama galt, kein besonders inneres Verhältnis zu seiner Romanschriftstellerei hatte, vielmehr in ihr nur ein Mittel zum Zweck sah und über den äußeren Erfolg selbst erstaunte, war dem Spiel des Zufalls ganz anders Tor und Tür geöffnet als bei dramatischen Vorarbeiten, die er sorgsam hütete und für eine etwaige spätere Wiederaufnahme des Stoffes zurücklegte.

Andererseits freilich können solche Entwürfe und Skizzen nicht allzu umfangreich gewesen sein, da nach den wenigen Daten, die sich für die Entstehungsgeschichte von „Zwischen Himmel und Erde“ ermitteln lassen, ein nur verhältnismäßig kurzer Zeitraum zur Verfügung steht. Nachdem Ludwig unter dem Einfluß Auerbachs, der nach Devrients Weggang von Dresden die Rolle des literarischen Mentors allein übernahm, im Frühjahr 1854 die „Heitererei“ vollendet hatte, war die zweite Hälfte dieses Jahres sowie die ersten Monate des folgenden in der Hauptsache von dramatischen Arbeiten erfüllt, insbesondere von einer erneuten energischen Inangriffnahme des Agnes Bernauerstoffes. Erst als Anfang April 1855 Ernst Keil, der Verleger der „Gartenlaube“, und A. Dürr, der Verleger der Novellenzeitung, sich an den Dichter wandten und sich, offenbar unter dem Eindruck des Heitereteidruckes in der Kölnischen Zeitung, für die Übernahme von Novellen empfahlen (vgl. Ludwig an M. Heydrich, 5. April 1855) und gleichzeitig der wachsende Familienkreis neue pekuniäre Sorgen brachte, scheint der Dichter dem Gedanken, sich wiederum dem epischen Fache zu widmen, näher getreten zu sein. So schrieb er am 30. April 1855 dem väterlichen Freunde Ambrunn, mit dem Bemerkten, daß ihm bereits von verschiedenen Seiten lockende Anerbieten für Romane und Novellen gemacht worden seien, in die Heimat: „Ich werde mich doch am Ende dem erzählenden Fache widmen. Schauspiele, wenn sie gut einschlagen, tragen zwar bedeutend mehr ein, aber wie schwer ist's, in diesem Fache der eigenen, der Kritik und des Publi-

kums Anforderungen zugleich zu genügen, nicht zu reden von der Theaterzensur, die die besten historischen Stoffe unmöglich macht.“ Da für die folgende Zeit Briefe und Tagebuchnotizen fehlen, ist auch von dieser Seite kein Licht für die Anfänge des Romans „Zwischen Himmel und Erde“ zu erwarten. Die früheste sichere Nachricht findet sich erst in einem auch nur im Konzept und lückenhaft erhaltenen Briefe an Ernst Keil vom Dezember 1855, in dem Ludwig den Wiederempfang des von der Gartenlaubenredaktion aus Raumgründen abgelehnten Manuskripts bestätigt und „die versprochene Erklärung zum Einrücken in die Gartenlaube“ übersendet. Letztere ist offenbar in Beziehung zu setzen zu einer Voranzeige am Schluß des dritten Quartals der „Gartenlaube“ (1855, Nr. 39), wo es u. a. heißt: „An novellistischen Beiträgen werden die kommenden Nummern außer den permanenten von Ludwig Storch, Ferd. Stolle, Schrader u. a. noch enthalten: ‚Zwischen Himmel und Erde‘, Novelle von Otto Ludwig, dem schnell bekannt gewordenen Dichter des ‚Erbförsters‘.“ Jene Erklärung Ludwigs, die übrigens nicht zum Abdruck kam (vgl. die kurze Notiz in der Gartenlaube 1856, Nr. 19), läßt in ihren ersten Worten zum mindesten die Möglichkeit offen, daß der „Ausarbeitung“ im Herbst bereits im Sommer 1855 Studien und Entwürfe vorangegangen waren. Die von Ludwig vorgeschlagene Erklärung hat in ihren hier allein interessierenden Anfangspartien folgenden Wortlaut: „Diesen Herbst begann ich die Ausarbeitung einer Erzählung ‚Zwischen Himmel und Erde‘. Da ich meinte, sie würde, wenn fertig, den Raum nicht überschreiten, den die Gartenlaube einer solchen Arbeit gönnen kann, sagte ich sie dem Verleger derselben, meinem verehrten Landsmann, erfreut und bereitwillig zu. Herr Ernst Keil hat daraufhin mir und meinem Versuch die Ehre angetan, dessen Erscheinen in der Gartenlaube im voraus anzukündigen. Unglücklicherweise — für mich — wuchs mir unterdes die Erzählung unter den Händen in die Länge, weit über den Rahmen hinaus, den die Gartenlaube für sie bereit hielt.“ Es folgt dann noch die Versicherung, daß nicht der Verlag, sondern lediglich der Verfasser selbst die Schuld trage und der Leserkreis mit einer anderen Erzählung

aus derselben Feder entschädigt werden solle. Freilich erschien dann weder das Bachmärchen „Die neue Undine“ noch die humoristische Geschichte „Aus dem Regen in die Traufe“, die nach dem weiteren Wortlaut des Briefes damit gemeint waren, in der „Gartenlaube“ (vgl. Band II, S. XXVI).

Neue Aussichten für die Drucklegung des Romans „Zwischen Himmel und Erde“ aber eröffneten sich, als im Februar 1856 der Frankfurter Verleger Meidinger mit dem Dichter in geschäftliche Verbindung zu treten wünschte. Da Auerbach, dessen Rat Ludwig auch hier zuvor erbat (vgl. Ludwig an Auerbach, 20. Februar 1856), keine Einwände erhob, scheint die kontraktliche Regelung rasch vonstatten gegangen zu sein. Im April war der Druck bereits im Gange, erfuhr aber dann eine unliebsame Unterbrechung, da „der Wassermangel die schnelle Beschaffung des Papiers hinderte“. In demselben Brief vom 11. April 1856, in dem Ludwig dies an Auerbach berichtete, teilte er ihm die Widmung des Werkes mit: „Das ‚Zwischen‘ hab' ich, beiläufig gesagt, Dir gewidmet, wie Du bald lesen wirst. Du hast mir's möglich gemacht, das Ding hervorzubringen, drum hat es Recht und Pflicht, Deinen Namen auf seiner Stirn zu tragen.“ Die Hoffnung freilich, den Roman noch bis zur Ostermesse herauszubringen, erfüllte sich nicht. Noch am 19. Mai 1856 bedauert Ludwig in einem Briefe an Ambrunn, kein Exemplar mitsenden zu können, obwohl er schon „vor etwa einem Monat die letzte Revision gelesen“ habe. Erst Anfang oder Mitte Juni muß dann das Werk erschienen sein. Denn am 23. Juni konnte Ludwig an Auerbach von dem durch die Erzählung bewirkten Umschlag in dem Urteile Keils und Stollens über seine epische Leistungsfähigkeit berichten (vgl. Band II, S. XXVII), und vom gleichen Tage datiert ist ein Schreiben Landesmanns aus Wien, in dem dieser für das ihm zugestellte Exemplar dankt und zwei Abzüge seiner Besprechung mitsendet.

Wenn es auch bei diesem Werk Ludwigs nicht an abfällig urteilenden Stimmen fehlte, so sprach sich doch im ganzen die private und öffentliche Kritik von vornherein anerkennender wie sonst aus. Voran gingen mit ihrem begeisterten Urteil zwei nam-

hafte deutsche Dichter. Paul Heyse schrieb am 3. Dezember 1856 in einem längeren Brief an den Dichter: „Wie wenig von dem, was ich Ihrer Novelle verdanke, wird Ihnen aus diesen Zeilen entgegensehn! Und doch war sie in der Stille unseres märkischen Idylls wochenlang unser Gespräch und verleidete uns, außer den Selbwohlern, alles andere, was sich für Roman oder Novelle ausgeben wollte.“ Er betonte weiterhin, daß ihm im Gegensatz zu anderen Urteilen das Verhalten des Haupthelden durchaus seinem Charakter gemäß und konsequent erscheine, und fuhr dann fort: „Ich kann mich noch jetzt, wenn ich der Höhepunkte Ihres Werks gedenke, sogar physisch auf die Erschütterung zurückbesinnen, mit der mich das wunderbare Schicksal anrührte. Wie Orgelmusik, in welche sich vom Chor herunter Posaunen mischen, durchdröhte mich's feierlich und gewaltsam und melodisch zugleich. Dergleichen ist wohl in Prosa nie erschaffen worden; und selbst von anderer Dichtkunst, wenn ich nach Ähnlichem suche, was an heroischer Schlichtheit und harter granitner Würde sich damit messen könnte, fällt mir doch wieder nur Ihre Makkabäertragödie ein. Ich wüßte nicht, daß auf die ganz besondere Art des Erhabenen, wie sie Ihrer Natur eigen ist, schon irgendwer tiefer eingegangen wäre.“ Ähnlich begeistert schrieb wenig später, am 28. Januar 1857, Emanuel Geibel an den Verfasser: „Ich zähle Ihre Novelle zu dem Besten, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Wie ganz anders als in der noch im realistischen Detail auseinanderflutenden ‚Heiteretei‘ baut sich hier das Ganze auf, wie scharf und bestimmt entwickelt sich Schritt vor Schritt das Notwendige, bis zuletzt — zwischen Himmel und Erde — die Gestalten in wahrhaft tragischer Größe vor uns stehen.“ Von den öffentlichen Stimmen ließ sich zuerst das Cottasche Morgenblatt (5. Oktober 1856) in einem Artikel vernehmen, der vermutlich der Feder des Redakteurs Hauff entstammt. Er findet zwar den Inhalt etwas schwül und peinigend und die Lektüre nicht leicht, weiß aber die Vorzüge dieser psychologischen Darstellung, deren Seelenschilderung vielfach an Shakespeare erinnere, gebührend hervorzuheben und sieht in dem Ganzen „das Werk eines Mannes, der tief innerlich

arbeitet und die Gestalten seiner Phantasie mit künstlerischer Energie zur Anschauung zu bringen weiß". Nicht so ohne weiteres zustimmend dagegen war die Kritik, die Julian Schmidt in einem langen Aufsatz der „Grenzboten“ (1857, S. 401–412) dem Roman zuteil werden ließ. Zwar sieht er in ihm gegenüber dem „Erbförster“ einen großen Fortschritt, zumal sich hier das Talent des Dichters „in seiner ganzen Sinnigkeit und Kraft“ habe entfalten können. Daneben aber betont er den peinigenden Gesamteindruck und das Unbefriedigende des Ausgangs der Erzählung, da „die Form der Entsagung gegen alle Analogien der menschlichen Natur verstößt“. Er gibt vielmehr der Überzeugung Ausdruck, daß ein solcher originaler Charakter wie Apollonius, dieser „wunderliche Heilige“, nur in humoristischer Behandlungsweise erträglich und verständlich sei*). Noch ablehnender fiel das Urteil Gutzkows aus, der freilich aus persönlichen Gründen nicht unparteiisch war. Als er in einer Sammelkritik seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (1857, S. 270–272) auch auf Ludwigs Roman zu sprechen kam, gab er zwar zu, daß der Verfasser „ein geschickter Anatom der Seele“ sei, fand aber andererseits, daß „die Erfindung selbst an Unmöglichkeiten kranke“ und das kleinbürgerliche Milieu wie die realistische Darstellung sich nicht mit den geschilderten „reinidealen Konflikten der Ehre und der Liebe“ vereinigen lasse. Außerordentlich anerkennend dagegen äußerte sich die Revue des deux mondes (vgl. Ludwig an Ambrunn, 26. März 1857). Eine längere Kritik, in der Professor Saint-René Taillandier Ludwigs Roman zusammen mit Gustav Freytags „Soll und Haben“ besprach, hob feinsinnig die Sicherheit der Linienführung und die Tiefe der Seelenschilderung hervor, indem sie gleichzeitig den französischen Lesern durch ausführliche Inhaltsangaben und Übersetzungsproben eine Vorstellung von der poetischen Kraft dieses noch wenig bekannten deutschen Autors zu geben suchte.

Diese günstige Rezension scheint die unmittelbare Anregung für eine Anfrage des Pariser Verlags Hachette gewesen zu sein, der gegen

*) In einer späteren Charakteristik hat übrigens Julian Schmidt bei weitem gerechter über den Roman Ludwigs geurteilt.

das Honorar von 250 Fr. das Übersetzungsrecht zu erwerben suchte und nach einer Rücksprache Ludwigs mit Auerbach (vgl. den Brief vom 21. März 1857, sowie den noch im Goethe- und Schillerarchiv erhaltenen Verlagskontrakt) auch erhielt*). Unterdessen aber hatte sich auch das Bedürfnis einer zweiten Auflage der deutschen Ausgabe herausgestellt, da der Roman viel gelesen wurde und auch in Österreich sein Publikum fand (Ludwig an Ambrunn, Januar 1858). Nachdem der Verleger Meidinger im Februar 1857 dem Dichter davon Mitteilung gemacht hatte, sandte Ludwig ein zu diesem Zwecke durchgeschossenes Exemplar der ersten Auflage an Auerbach, um diesem Gelegenheit zu Verbesserungsvorschlägen zu geben (vgl. Ludwig an Auerbach, 16. Februar 1857). So wird es verständlich, daß die zweite Auflage zwar keine inhaltlichen Veränderungen, aber zahlreiche stilistische Verbesserungen brachte (vgl. Lesarten S. 307 ff.). Daneben ist die durchgehende, wenn auch nicht streng durchgeführte Tendenz zu beobachten, anstelle der verkürzten und elidierten Formen die schriftgemäßen volleren Formen treten zu lassen. Der noch leicht der Unterhaltungssprache angeglichene Sprachcharakter der ersten Auflage ist damit auf ein etwas höheres stilistisches Niveau gehoben worden. Dieser zweiten verbesserten Auflage des Jahres 1858 folgte 1862 noch eine dritte, die indessen lediglich einen Neudruck darstellte.

Aus einem Briefe Ludwigs an Ambrunn vom Januar 1858 ist zu entnehmen, daß der Roman „Zwischen Himmel und Erde“ auch in Eisleb, der Vaterstadt des Dichters, allgemeiner bekannt wurde, indem eine öffentliche Vorlesung stattfand. Es konnte nicht fehlen, daß auch hier wieder, ähnlich wie kurz zuvor bei der „Heitererei“ und beim „Erbförster“, Beziehungen und Deutungen laut wurden, die Einzel-

*) Daß daneben noch andere französische Übersetzungen in Frage kommen, folgt aus einem Brief Ludwigs an Ambrunn vom Januar 1858, wo es anknüpfend an den Kontrakt mit Hachette heißt: „Nun ist in Paris eine Übersetzung als Buch erschienen, nicht lange darauf in einer der vornehmsten politischen Zeitungen Brüssels im Feuilleton eine, und wieder bald darauf die dritte in Lüttich als Buch in zwei Bändchen.“ Weitere Briefe an Ambrunn vom 16. August und 12. Dezember 1858 sprechen noch von je einer italienischen und ungarischen Übersetzung sowie von Verhandlungen mit englischen Übersetzern.

heiten der Erzählung an heimatliche Dinge und Personen anknüpfen wollten. Und doch ist es von vornherein wahrscheinlich, daß dieser im wesentlichen auf das seelische Leben von vier Menschen gestellte Roman weit weniger in realen Voraussetzungen wurzeln konnte als die Liebesgeschichte vom Holdersfriz und der Heiteretei, die sich auf dem breiten Untergrund eines kleinstädtischen Milieus aufbaut. An wirklich nachweisbaren Heimaterinnerungen, die für den Roman fruchtbar wurden, wird man nur den großen Eisfelder Stadtbrand vom Jahre 1822 anführen können, der umso tiefer sich dem Knaben Otto Ludwig einprägen mußte, als er bedeutsam auch in das eigene Familienleben eingriff. Ebenso wenig darf die literarische Tradition als stoffliche Grundlage herangezogen werden. Zwar war das Grundmotiv der Erzählung, das feindliche Verhältnis zweier Brüder zueinander, sowohl in seinem reinen Typus als auch in der Verbindung mit dem Nebenmotiv, das die Liebe zweier Männer zu derselben Frau behandelt, oft genug in der älteren Literatur vorgezeichnet, ohne daß es aber nötig wäre, daher eine Beeinflussung abzuleiten. Ludwigs starke Phantasie, die auch sonst, von seiner Jugendzeit abgesehen, merkwürdig wenig Abhängigkeit von literarischen Vorbildern zeigt, konnte völlig unabhängig auf einen solchen elementaren Vorgang im menschlichen Zusammenleben kommen. Auch die von E. Feise*) angenommene Parallele in A. G. Meißners Erzählung „Der Schieferdecker“ ist nicht so überzeugend, daß ein Zusammenhang erwiesen wäre. Dagegen scheint unleugbar, daß die Hauptperson des Romans, der stark innerlich veranlagte, ethisch hochstehende, aber das eigene Handeln und Denken mit unerbittlicher Selbstkritik verfolgende Apollonius viel von Ludwigs eigenem grüblerisch-spekulativen Charakter erhalten hat. Nicht unmöglich ist auch, daß Christine in ihrer stillen Weiblichkeit und hausfraulichen Mütterlichkeit manchen Zug ihres Wesens Ludwigs eigener Frau Emilie verdankt. In formaler Hinsicht ist auf die vielfachen Zusammenhänge zwischen der Technik dieser Erzählung und den etwa gleichzeitigen epischen Studien Ludwigs zu verweisen, wenn auch in diesem Roman, anders

*) Euphorion XIV (1907) S. 778—783.

als in der „Heiterkeit“, bereits ein Hinauswachsen über Ludwigs eigene theoretische Erwägungen und fremde Muster zu beobachten ist*).

Besonders bedeutsam aber für die Auffassung und Tendenz dieses Romans sind schließlich einige Urteile von Ludwig selbst über sein Werk, zeigen sie doch den tieferen Sinn, der hinter diesem erschütternden Seelengemälde verborgen liegt und besonders in der Gestalt des Apollonius zum Ausdruck kommt. Schon als Ludwig der damals bereits in Karlsruhe ansässigen Familie Devrient den Roman übersandte, schrieb er am 23. August 1856 an Therese Devrient einen Brief, der für die früheren Dresdener Freunde die Absicht des Dichters kundgab. Er charakterisiert das Werk dort mit folgenden Worten: „Das Ding ist keine Erzählung und kein Drama; auch habe ich beim Verfertigen desselben weder gefragt: wird der Ästhetiker loben können? noch: wird es dem Publikum nach Wunsche sein? sondern: was tut der Nation not? Ich konnte mir nicht anders antworten als: sittliches Aufraffen. Das harmonische Friedensregiment des Schönen hat wie jeder langandauernde Friede ein entnervendes Moment; wir alle können leider aus Erfahrung davon sagen. Und selbst die Humanität bringt ihre übeln Folgen, daß, wenn wir in ihrer Übung uns gewöhnt, die Verschuldungen anderer mit dem Liebesmantel des Zwanges der Verhältnisse zuzudecken und nicht mehr den Menschen, sondern den Staat, Stand und andere dergleichen Sühnböcke anzuklagen, ja in dem Schuldigen noch obendrein Opfer fremder Schuld zu bemitleiden, wir dies Verfahren, und wahrlich nicht zu unserem Heile, auf uns selbst zu übertragen in Gefahr geraten. Aber ich sage da, was Sie selbst als Absicht aus der Geschichte herauslesen werden, ja, denk' ich, bereits aus meinen frühern Sachen herausgelesen haben.“ Noch eingehender als in diesen Andeutungen spricht sich Ludwig über die Tendenz seiner Dichtung in einem, freilich in nur sehr fragmentarischem Zustand erhaltenen Briefkonzept aus (vgl. Goethe- und Schillerarchiv VII 7). Weder der Empfänger noch die Zeit dieses im Original nicht nachweisbaren Briefes

*) Vgl. H. Lohre, Otto Ludwigs Romanstudien und seine Erzählungspraxis, Berlin 1913.

ist dabei erwähnt. Doch scheint es, besonders im Hinblick auf den Anfangspassus, so gut wie sicher, daß als Adressat Eduard Devrient in Frage kommt, der sich, wie andere Briefurteile zu erkennen geben, über die in Apollonius verkörperte Grundidee absprechend geäußert hatte. Dies scheint der Anlaß für Ludwig gewesen zu sein, seine Gedanken ausführlicher zu Papier zu bringen. Es heißt in dem für die Auffassung des Romans bedeutsamen Dokument, in dem sich der Dichter gegen den Vorwurf asketischer Lebensauffassung verteidigt:

„Unter diesem sittlichen Aufrufen verstand ich zunächst — und es war ja auch nur inbezug auf das Wie des Buches davon die Rede — daß ich die Anforderungen der Sentimentalität und der daraus entstehenden ästhetischen Unwahrheit durchaus nicht hören wollen beim Verfassen. Und das ist wohl nichts Neues bei mir. Kenn' ich den Schlendrian nicht? Zuletzt mußte Apollonius der lieben Sentimentalität wegen aus seinem Charakter fallen, der beschränkte Hypochonder mußte zu einem absolut menschlich sittlichen Ideal werden. Der Alte dazu. Die Leute heirateten sich. Apollonius bekam auch keinen Rückfall in seine Hypochondrie, sondern die Ehe war die glücklichste, der Alte selbst — die andere Seite des Hypochonderschicksals, nämlich die sich ergibt, wenn die Hypochondrie gar kein Gegengewicht mehr in äußerer Thätigkeit findet — wurde noch eine gemüthliche Seele und schaukelte in Gemüthlichkeit zerfließend die junge Hypochondristenbrut. Recht; die Weiber unter Damen und Herrn wären befriedigt gewesen, aber — nun ja, ich selbst hätte mich geschämt in tiefster Seele: Haben Sie nie bei Boß gegen das Ende die Empfindung gehabt: ach, es ist doch verwünscht! ich meinte, es wären wirkliche stolze pp. Menschen, die Handel mit einander hatten, und ich interessierte mich für sie wie für wirkliche Menschen; aber der Stolz pp. waren ja nur Theaterkleider pp., der Harte stellte sich ja nur so, er ist in der That der gemüthlichste Kerl von der Welt. Und wozu dann all die Arbeit? Wozu dann all die Züge der Angstlichkeit und Hypochondrie in Apollonius, wenn das Resultat herauskommen sollte, er sei kein Hypochonder.

Diese sittliche Aufraffung ist von größerer Bedeutung als sie

scheint; wir Deutschen beurteilen die wirklichen Menschen jaft ebenso, wie wir die Büchermenschen beurteilen, das macht uns politisch zu solchen Pfuschern, wie wir sind; wir könnten uns schon entschließen zu kämpfen —

Ich hätte eher den Vorwurf des Materialismus gefürchtet als den der Asketik. Ich habe die Schicksale beider Enden der Menschheit ge[treulich] dargestellt, das des Frivolen und das des Angstlichen; das Ideale liegt unsichtbar in der Mitte, selten wird es vorkommen, so Mil[lionen] Typen zwischen den Enden liegen. Und wenn dieses eine rechte im Leben vorkäme, in der Poesie kann man den vollkommenen Charakter nicht brauchen. Und mein Rat geht ja eben darauf: das Leben verstehen und beherrschen lernen, dem Verstande folgen, aber die dunkle Macht des Gefühles nicht zu beleidigen. Dieser Rat ist so wenig asketisch, daß man ihn vielmehr lebensklug nennen könnte, mehr noch als lebensweise.

Apollonius handelt als Hypochonder, was er einmal von Natur ist und wozu ihn die Situationen, in die er gerät, immer mehr machen müssen, zuletzt nur [ladierte Stelle] er wählt die Diät, bei der er sich am wohlsten finden wird. Wenn er, um den gerechten Anforderungen des Weibes zu genügen, ihr [und] sein Glück den Buchstaben der Pflicht opferte, dann wär' er ein Tugendheld.

Die Frauen sind einmal naiv, so naiv, daß man aus einem guten Burschen eine völlige Karrikatur machen muß, sollen sie nicht [wünschen?], der Autor habe in ihm ein absolutes Ideal geben wollen. Wenn nicht — freilich maskiert — am Ende nur die liebe Amüßementsucht dahinter steckt, die durch die Konsequenz der Wahrheit beleidigt wird, die weichliche Gemüter beleidigt [ladierte Stelle]. Und doch, wie oft streift der Charakter des Apollonius, wie ich ihn gezeichnet habe, an die Karrikatur! Aber Sie, lieber [Freund?], ein Mann, nur einer, wie er sein muß, können Sie denn im Ernste meinen, ich stelle das Federchenblasen, die Angstlichkeit [mit dem] Lichte, den wunderlichen Eigensinn, den ein schiefwinklig mit dem Tische liegendes Lineal, ein nicht rechtwinklig [gedrehter] Fensterwirbel aus der Fassung bringen kann, als Muster auf, d. h. ich sage,

seht, wenn ihr wahrhaft moralische Menschen seid, [muß] euch ein Federchen in Verzweiflung bringen pp. Sind denn die Züge alle nicht übertrieben? wie sie [lädierte Stelle] dem Hypochonder eigen sind? Nein, lieber Freund, Sie haben das Buch nicht selbst gelesen, sonst würden Sie gefunden haben, daß] sein Lun, sein Entschluß, den Sie eine Entsagung nennen, völlig in Harmonie mit jenen Zügen steht, [und er?] auch in diesem Entschlusse der naive Federchenblaser ist und keineswegs ein gespreizter Tugendheld. Und wozu alle jene Züge, wenn als Endresultat herauskommen soll, er sei kein Hypochonder? Nichtsdestoweniger ist sein Entschluß sittlich, d. h. für ihn. Denn [ein sittliches?] Handeln ist keine Schablone; wenn ein kräftiger, unverheirateter pp., der gut schwimmen kann, in einen reißenden Strom [springt?], ein hineingefallenes Kind zu retten, so handelt er sittlich in derselben Lat, in der der Vater einer großen, ar[men] Familie, wenn er vollends noch fränklich ist und nicht schwimmen kann, sehr unsittlich erscheinen würde, auch wen[n es] ihm gelänge. Der leitende Gedanke meines Buches ist: Jeder Mensch schafft sich sein Schicksal, seinen Himmel selbst, wohlverstanden aber: eben nur den seinen. Drum leugne ich ja eben in diesen Zeilen ausdrücklich den objektiven Himmel, wie ihn die Religion aufstellt. Wer einen Himmel wie Apollonius haben will, der handle wie er.

Gott wird die Menschen nicht über Bausch und Bogen alle zusammen nach einem objektiven, sondern jeden nach dem subjektiven Gesetze richten, das er ihm in die Brust gegeben; vielmehr Gott tut das schon [unleserliches Wort], d. h. des Menschen eigenes Gewissen tut es. Der Mensch wird dem Menschen meistens Unrecht tun, wenn er ihn sittlich richten will. Nur über die Menschen des Dichters kann er's, in deren inneres Gesetz der Dichter ihn blicken läßt — und dieses innere Gesetz ist's eben erst, was eine poetische Gestalt über einen poetischen Schatten erhebt. An solchen Fällen, meine ich, soll man wirkliche Fälle beurteilen lernen; darum will ich eben vom Dichter sittliches Auftraffen, daß er nicht ästhetische Schatten schaffe, sondern Menschen, die ihren Maßstab des Sittlichen in sich tragen. Und eben das Urteil, das hier an die besonderen Menschen eine Schablone legen

will, beweist am meisten meine Behauptung, daß wir sittlichen Aufraffens bedürfen, wie oberflächlich unser sittliches Urteil ist. Wenn Sie mich einen Asketen nennen, weil ich einen Hypochondristen mit seinem eigenen Maßstabe messe, so könnte ich Ihnen mit mehr Recht sittlichen Zelotismus vorwerfen, weil Sie alle Menschen tyrannisch nach einem und demselben äußeren Gesetze beurteilen. Ja, wir Deutschen haben die Gabe, allgemeine Gesetze zu entwickeln, aber das allgemeine Gesetz dem besondern Falle richtig anpassen, das können wir nicht. Das ist's, was uns in allen [unleserliches Wort] des Tuns so ungeschickt macht. Das Denken hat es bloß mit allgemeinen Gesetzen zu tun, das handelnde Leben aber besteht aus lauter einzelnen Fällen. Denn dieselbe Natur, die in dem einzelnen Falle entscheidet, ist's, die ihn herbeigeführt hat. Der Mensch ist seines Schicksals Schmied, aber nicht mit einem einzelnen Schlage macht er's fertig; jeder einzelne Gedanke, jede einzelne Tätigkeit, wenn noch so klein, ist ein Hammerschlag davon.

Ich schrieb ja, daß ich nicht auf das Ästhetische gedacht habe, d. h. nicht an das, was gefällt, sondern was wahr ist. Deshalb werden Sie mich keinen sittlichen Asketen nennen dürfen, wenn ich auf Konsequenz in der Charakterzeichnung dringe und aus einem Hypochonder nicht durch einen Theaterstreich ein absolutes menschliches Ideal mache, auch nicht, wenn ich solchen Taschenspielerstreich unsittlich nenne. Sittliches Aufraffen aus der unsittlichen Sentimentalität, die alles für gut nimmt, wenn sie sich gekitzelt sieht und lieber den Selbstvorwurf der Dummheit erträgt . . .

Am Rande: Frig und Apollonius sind zwei Typen der Außersten der Menschheit, zwischen den Millionen Nuancen, der Frivole und der Ängstliche, und der eine immer frivoler, der andere immer ängstlicher; das Ideal liegt in der Mitte zwischen beiden.

Ich sage: der Mensch soll nicht besser sein wollen, als Gott ihn will. Wenn dieser Satz anders einen [Sinn?] hat, so kann es nur der sein: der Mensch soll nicht besser sein wollen, als sein Gewissen ihn will. [Was?] wissen wir von Gott, als worauf unser Gewissen uns leitet? Wo spricht er selbst oder hat er anders gesprochen als

durch das Gewissen? Sie meinen, in Leuten gemeinen Standes kann kein zartes Gewissen sein. Und doch war der Mensch, der das zarteste Gewissen hatte unter allen Menschen, von denen ich weiß, Christus, armer gemeiner Leute Kind. Und in einer Zeit, die weder eine Religion, die als allgemeinstes Bildungsmittel auf die Gewissensgenese auch des Ärmsten und Gemeinsten Einfluß übt — noch eine Wissenschaft besaß, der ein so überzartes Gewissen ihres Begründers oder ihrer Fortführer zu Grunde lag, als derjenigen, die Christus lehrte und die jetzt ihre Einflüsse übt. — Wenn ich den Satz nun so gelten lasse: Der Mensch soll nicht besser sein wollen als Gott (G. sein Gewissen) ihn haben will, so werde ich nicht der geringsten Inkonsequenz mich schuldig machen; denn wirklich und in der That stimmt er mit der leitenden Idee meines Buches völlig überein; (womit natürlich nicht gesagt ist, daß er schlecht sein solle und schlecht ist, — was aber dem Gewissen widerspricht.)

Die humane und philosophische Bildung unserer Zeit ist allerdings über das Christentum hinausgegangen, obgleich sie für ihre neue Religion diesen Namen beibehalten hat. Sie erklärt die schroffen Stellen, z. B. wenn dir einer eine Ohrfeige gibt pp., anders oder vielmehr sie erklärt etwas anderes; diese neue Religion, die Religion des weniger hypochondern Gewissens als das christliche ist, kommt aber auch jetzt noch den ärmeren und niederen Ständen nicht zu gut.

Sie werden dem Apollonius seinen Himmel so wenig beneiden oder sich denselben wünschen als ich; nichtsdestoweniger ist er sein Himmel.“

Ein Oktavblatt, das unverkennbar in diesen Zusammenhang gehört, bringt dazu noch folgende Bemerkungen:

„Erstlich: Ich leugne die persönliche Fortdauer keineswegs, aber ich lasse sie dahingestellt sein — was wohl jeder Mensch muß. Meine Gedankenfolge ist die: Daure ich persönlich fort, so bleibt jedenfalls der innerste Kern meines Ich, meine moralische Persönlichkeit dieselbe. An eine Änderung derselben, an eine Befreiung von den Folgen meines moralischen Verhaltens während dieses Lebens durch ‚die Gnade‘, oder wie man das Taschenspielerkunststück, das der Gottheit

zuzuschreiben manche gut oder wohl besser gesagt bequem finden, kann ich nicht glauben. Würde mein moralischer Kern durch fremdes Einwirken auf mich ein anderer, so wäre ich nicht mehr ich; es wäre ein anderes, neues Geschöpf, nicht ein fortdauerndes Ich.

Zweitens: der zuletzt ausgesprochene Gedanke ist wirklich die Intention des Buches. Mir ist das Sittliche keine feste Formel, sondern ein Flüssiges; ich sehe darin nur die Einstimmung unsers äußern Lebens mit unserm innern Gesetz. Drum denke ich auch in Apollonius kein absolutes Ideal der Sittlichkeit hinzustellen. Dasselbe war schon bei meinem Erbförster der Fall. Dieses Trauerspiel soll den Menschen, die etwas von dem Gattungsscharakter des Erbförsters in sich wiederfinden, sagen: Hältst du so sehr auf Recht, so hast du dich umso mehr vor dem Unrecht zu hüten, so mußt du um so vorsichtiger sein, denn mit dem Maße, das du an Stein legst, wirst du dich dann selbst messen müssen. Deine Gefahr ist, das der Rechtsinn in dir in Rachsucht umschlägt: siehe hier am Exempel dieses Erbförsters, welche Trugschlüsse du meiden mußt, mit welchen Sophismen die in Rechtsinn verkappte Rachsucht ihre Opfer zu fangen pflegt, damit dieser rachsüchtige Rechtsinn nicht, wenn der Rausch der Leidenschaft dich verläßt, dein eigener moralischer Henker würde. So ähnlich ist Apollonius, nur daß dieser vorsichtiger ist. Heiratete er die Christiane, so würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, sein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch, die auf ihn anfern, mit scheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute Tat gibt, ist keine, die einen absolut neuen Menschen aus ihm machte — eine solche Wirkung ist in poetischen Arbeiten nichts als ein Taschenspielerstreich des Dichters und selber eine unsittliche Handlung — sie gibt ihm bloß die Kraft, den Entschluß zu fassen, der für ihn, wie er einmal ist, der rettende wird, nämlich, — die Christiane nicht zu heiraten. Meine Intention war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig mache und seine Hölle, d. h. seinen Himmel. Ich zeigte in zwei Menschen die Extreme, zwischen denen es tausend Nuancen gibt, in deren Mitte das absolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für hundert

andere ein Glück gewesen, für ihn ist es keins. Seine zu große Gewissenhaftigkeit ist nah daran, ebenso sein Verderben zu werden, als die Gewissenlosigkeit die des Bruders wurde. Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, seinen. Sie und ich beneiden ihn nicht um diesen Himmel; uns wär' er keiner, ihm ist er einer; wie unser Himmel ihm keiner sein würde. Dieser scheinbare Widerspruch sollte durch Reflexion den Leser zu dem Resultate führen, daß, wie zu wenig Besonnenheit, auch zu viel Besonnenheit ins Verderben führen kann."

Leipzig, März 1914.

Paul Merker.

Berichtigungen zum folgenden Text: S. 66, 18 nach verstehen lies: Dann war es da, was zu verhindern er seit Wochen sich keine Stunde lang gegönnt. Dann war es da S. 78, 33 lies erkannte statt wußte, S. 191, 30 Dachhaken statt Dachbalken.

Einleitung zu den Novellenfragmenten

I. Campana

Dieses kleine, hier zum ersten Male veröffentlichte Novellenfragment ist nach Ludwigs eigenem Zeugnis das älteste unter den erhaltenen Jugendwerken. Es führt uns zurück in die Gymnasiastenzeit in Hildburghausen (1828), über die wir leider fast gar nicht unterrichtet sind. Wir wissen nur von ihm selbst, daß er „viel mehr gedichtet als getrachtet“ habe und daß sein Klassenlehrer, Schulrat Professor Bitter, seinen poetischen Produkten lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Im übrigen ist unsere Kenntnis jener Zeit darauf beschränkt, daß auch in Hildburghausen die Musik eifrig gepflegt wurde und daß der Knabe kleine Konzerte im Kreise seiner Mitschüler zustande zu bringen suchte. Diese wenigen Notizen genügen nicht, um die Frage zu klären, wie weit persönliche Erlebnisse hier ihren dichterischen Niederschlag gefunden haben. Freilich scheint ja das meiste mehr erdacht als erlebt zu sein. Aber das wenige, was auf eigene Beobachtungen zurückgeht, wie der Gang nach dem kleinen Städtchen, die Schilderung der Abendruhe und der Morgen beim Kantor, zeugt von einer unzweifelhaft starken Begabung, so daß des Dichters späteres Urteil „Jugendversündigung“ als zu herb erscheint. Es darf nicht vergessen werden, daß es sich um das Werk eines fünfzehnjährigen Knaben handelt, und als solches zeigt es doch eine erstaunliche Reife.

Freilich lassen sich auch die Schattenseiten aller Jugendwerke nicht übersehen: Noch zeigt sich ein Prunken mit geistreichen und geistreichseinsollenden Einfällen, eine Überladung mit eigenen und angelegenen Aphorismen und Apercus, eine Häufung von Bildern und

weitergeholten Vergleichen, wobei eine starke Einwirkung der Lektüre Jean Paulscher Werke zu verzeichnen ist, ohne die der Stimmungsgehalt des kleinen Werkes ebenso wie seine Diktion kaum zu denken ist, wenn auch die schülerhaften Übertreibungen die Feinheiten der Jean Paulschen Sprache nicht zur Geltung kommen lassen.

Schmückende Beiworte, wie „schwarzumwallte“, „strenggeaugte“, erinnern an Homer, der recht wohl in den Schulstunden des Hildburghäuser Gymnasiums eine die dichterische Phantasie des Knaben anregende Lektüre gebildet haben dürfte. Die zahlreichen, aus dem Gebiete der Musik entlehnten Vergleiche und Bilder zeigen aber nicht minder wie der als musikalische Novelle erdachte Stoff das Interessengebiet des Knaben an und erweisen das Streben zu selbständiger Verarbeitung der Lektüre und zu eigener Darstellung erlebter Eindrücke. So erscheint das kleine Novellenfragment als ein wichtiges Dokument der Entwicklung des jungen Ludwig.

II. Aus einem alten Schulmeisterleben

Das zweite Novellenfragment gehört zeitlich hinter das „Märchen vom toten Kinde“, das, wie schon in der Einleitung zu diesem hervorgehoben wurde, in das „Schulmeisterleben“ verwoben werden sollte. Aber die Entstehung dieses letzteren Werkes fließen leider die Nachrichten sehr spärlich. Nur wenige Briefnotizen an Ambrunn geben darüber Anhaltspunkte. Am 17. Januar 1845 meldet Ludwig dem alten Freunde: „Daneben hab' ich auch noch einige Novellen unter den Händen“, wobei auch an das „Schulmeisterleben“ gedacht werden könnte, da er bereits am 17. März des gleichen Jahres schreibt: „Aber einen humoristischen Roman hab' ich jetzt unter den Händen, der Glück machen muß. Ich glaube, daß der humoristische Roman mein eigentliches Feld ist; meine ganze Natur und die meisten meiner Studien stimmen vor allem zu dieser Gattung. — Ich hoffe, Euch bald etwas Gedrucktes zusenden zu können.“ In den folgenden Wochen wurde sehr viel daran gearbeitet, so daß er schon am 21. Mai Ambrunn berichten konnte: „Von meinem Roman

ist in diesen Tagen das erste Bändlein vollendet und wandert sogleich nach Leipzig, wo ich eines Buchhändlers schon so gut als gewiß bin. Von Anfang des Kontraktes mit dem Buchhändler werd' ich auf eigenen Beinen stehen . . ., aber eh' die Geschichte mit dem Buchhändler im reinen, hab' ich keine rechte Ruhe." Ob bei dem „ersten Bändlein“ an den Anfang des Romans zu denken ist, erscheint nach den späteren Äußerungen zweifelhaft. Vielmehr ist der Ausdruck wohl allgemeiner auf den zuerst bearbeiteten Teil zu beziehen. Dann hören wir lange Zeit nichts von dem Werke, dem in dem Drama „Die Rechte des Herzens“ ein gefährlicher Nebenbuhler erwachsen war. Wohl der ganze Herbst war der Vollendung dieses Dramas gewidmet, das ihm gegen Ende des Jahres die Bekanntschaft mit seinem späteren dramaturgischen Ratgeber Eduard Devrient verschaffte. Wenn Ludwig nun am 5. Februar 1846 an Ambrunn schreibt: „Wenn meine Augen sich bessern, die mich seit vorigem Juni von Zeit zu Zeit sehr genieren, wirst Du auch bald den ‚Schulmeister‘ erhalten, einen närrischen Kerl“, so läßt sich vermuten, daß er erst kurz vorher die Arbeit wiederaufgenommen hatte, zumal da in den Januar und Anfang Februar 1846 die Umarbeitung der „Rechte des Herzens“ fällt. Nun hielt der Dichter einige Wochen bei dem Roman aus, wie die Briefstelle vom 28. März: „Jetzt hab' ich einen Schulmeisterroman in Arbeit“ bestätigt. So konnte er am 14. April befriedigt an Ambrunn schreiben: „Von meinem ‚Mittelstück‘ aus einem alten Schulmeisterleben; aus den Erinnerungen eines Emeritierten herausgegeben von Better Jakob“ ist schon die Hälfte fertig. Es wird aus zwei Bändchen à circa zehn Kapitel bestehen, ein drolliges gemütliches Ding. Wenn mich nichts hindert, so fortzuarbeiten, wie seit etwa drei Wochen, so wird's noch im April fertig und in den ersten Wochen Mai's die Durchsicht und Nachfeilung.“ Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Die Lust zum dramatischen Schaffen regte sich, und die Gestalten der „Agnes Bernauer“ tauchten wieder einmal vor seinem geistigen Auge auf. Zudem lag ihm bei seiner unsicheren Existenz jetzt an einem raschen Erfolge, während der Schulmeisterroman immer mehr in die Breite ging

und ein Abschluß noch nicht abzusehen war, so daß er resigniert in die Entwürfe schreibt: „Aber die Geschichte wird für meinen gegenwärtigen Zweck zu lang.“

Der Gedanke, das Leben eines Schulmeisters in einem Roman zu schildern, war nichts Neues. Man wird sogleich an Jean Pauls „Bergnütiges Schulmeisterlein Wuz“, an seinen „Quintus Firlein“, sein „Leben Fibels“ und an Jeremias Gotthelfs „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ erinnert. Aber auch Heinrich Ischokke, den Otto Ludwig Ende der dreißiger Jahre mit großer Freude gelesen hatte, hebt das Ideal vom Dorfschulmeister mit seiner glücklichen Beschränkung und Wirksamkeit von einem Punkte u. a. in seinem „Millionär“ und in „Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts“ hervor. „Dorfschulmeister,“ so schreibt der Held der erstgenannten Novelle, „welch ein wichtiger Beruf! Konnte ich nicht von dem Punkte aus der Reformator eines ganzen Dorfes, der Heiland von tausend versäumten armen Leuten werden?“ Dieses Eintreten für den Lehrerberuf mag mit dazu beigetragen haben, daß Ludwig sich lange Zeit hindurch mit dem Plane trug, Schulmeister zu werden. Besonders häufig wird die Sehnsucht nach einem solchen Landidyll in der trübseligen ersten Leipziger Zeit ausgesprochen. So heißt es am 6. März 1840 im Tagebuch: „Geh', mein Sohn, ergreife ein bescheiden Metier, werd' ein Schulmeister. Es ist besser, daß einem ein Amt zu eng sei als zu weit!“ Und in den Aufzeichnungen vom 7. April des gleichen Jahres heißt es: „Im Wachen und Traum verfolgt mich beständig das Ideal eines Schulmeisterlebens auf dem Dorfe, womöglich in schönem Klima, in der Nähe einer kleinen Residenz, wo Musik und Theater blüht und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik pp. getrieben, wozu mir eine ungeheure Lust erwacht ist, gepelzt, gepflanzt, eine Kuh gehalten. Ich würde gesund. Ein patriarchalisches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Aussichten habe. . . So daß ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wenn mich der Geist dazu triebe. Dazu einen hoffnungsvollen Jungen, in dessen Unterricht ich auslernte. Was braucht' ich mehr?“

Am 24. Mai resümiert er dann: „Der Schulmeister ist, denk' ich, immer das beste . . . Die Lebensart ist die gesündeste für Seele und Leib. Je mechanischer, desto besser!“ In dieser persönlichen Zuneigung zum Lehrerberuf liegen wohl die Wurzeln des Schulmeisterromans, wenn sich auch die literarische Anknüpfung nicht übersehen läßt.

Wie aber dieser Roman ausgeführt werden sollte, ist schwer zu sagen, denn es war ihm beschieden, Fragment zu bleiben; aber noch mehr: selbst dieses Fragment, das nach Ludwigs eigener Angabe etwa die Hälfte des einen Teils umfaßte, ist verschollen. Noch 1890 hat es Adolf Stern vorgelegen, der nur die eine, mit der Haupthandlung locker in Verbindung stehende Episode veröffentlichte, die auch wir allein als letzten Rest des Ausgeführten wiedergeben können. Alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen, und die Hoffnung, daß es in unbekanntem Privatbesitz sei, ist leider sehr gering. Die Entwürfe, die hier, soweit sie aus den vierziger Jahren stammen und erhalten sind, zum ersten Male vollständig veröffentlicht werden, können diesen Verlust nicht ersetzen, wenn sie auch den Gang der Handlung einigermaßen erkennen lassen und überhaupt für Ludwigs Arbeitsweise ungemein charakteristisch sind. Aus ihnen den Roman zu rekonstruieren, ist darum schwer, weil Ludwig nicht den Verlauf einer Szene skizziert, sondern immer einzelne Motive, die er plastisch sieht, einzelne Gestalten „in theatralischer Geste“. Die Ingredezien der Situationskomik werden herausgearbeitet, der Verlauf der Handlung interessiert ihn weniger. Ja, dies plastische Sehen von Einzelheiten veranlaßt ihn zur fortwährenden Umgestaltung ganzer Situationen, aber die Verzahnung dieser neuen Gebilde wird noch nicht vorgenommen; sie stehen noch zusammenhangslos da, und es ist nicht immer sicher, wie sie mit dem Alten in Verbindung zu bringen sind. Dazu kommt das für Ludwig immer so charakteristische Schwanken in der Motivierung der einzelnen Situationen. Das Wörtlein „oder“, das beliebteste bei Otto Ludwig, spielt auch hier eine große Rolle, und nicht minder charakteristisch ist das Schwanken in den Namen der Erzählung, das in dem Abdruck der Entwürfe beibehalten worden ist.

Bei der verwirrenden Fülle von Einzelheiten erscheint es daher nötig, an der Hand der Entwürfe den Roman in seinen Hauptzügen zu skizzieren, wobei nach Möglichkeit Ludwigs eigene Worte berücksichtigt werden müssen.

Über die Grundidee des Werkes wird an mehreren Stellen gesprochen. Es ist die Geschichte zweier Schulmeister, die im nüchternen, jesuitenfeindlichen Zeitalter Pombals und Josephs II. als Repräsentanten der neuen Zeit für die Ehre ihres Standes und für die Aufklärung eintreten. Im Kampfe mit der Geistlichkeit, die auf die Lehrer damals hochmütig herabsieht, und mit den reichen Bauern, die ihre Kinder besser behandelt wünschen als die der armen, wollen sie das erstere Ziel erreichen durch ein unparteiisches Verhalten gegen Arm und Reich und durch die Verbreitung der neuen Lehren. Aber die beiden Aufklärer fallen trotz ihrer Anstrengungen in den bekämpften Aberglauben zurück, im Zorn gegen alles Phantastische werden sie selber phantastisch, in ihrem Hasse gegen allen Fanatismus selbst fanatisch, und endlich müssen sie erkennen, daß sie gegen etwas Unbesiegbares kämpfen. Entwickelt sich so das Humoristische aus den Charakteren, so ist doch auch der Situationskomik überreichlich Raum gewährt. Die grundlegende Motivierung hierfür gewährt der Umstand, daß alle Verfehrtheiten der Helden sogleich von der Gegenpartei an die große Glocke gehängt werden, um ja nicht solche feigerische Ideen aufkommen zu lassen. Das Komischste sollte aber die Tatsache sein, daß das, was mit Kühnheit und Gepränge als Neues vorgetragen wird, längst schon gar nichts Neues mehr ist.

Klaus ist der eigentliche Held der Geschichte. Die Aufklärung ist sein Steckpferd, und damit verbindet sich ein fanatischer Jesuitenhaß. Alle phantastische Anwandlung ist ihm Aberglaube, und Aberglaube ist die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur. Aber Klaus weiß auch, daß man sich am leichtesten an das Laster verliert, gegen das man am meisten gestimmt ist; und wenn er vom Aberglauben spricht, sitzt er gewöhnlich mitten drin. Ebenso ist er unbesonnen poetisch, trotz seiner grundsätzlichen Feindschaft gegen die Poesie. Nur die Fabel, das Lebens- und Kirchenlied läßt er gelten. Seine

Lieblingsdichter sind ihm noch immer Gellert, Gleim, E. von Kleist und Pfeffel. In seinem Reden ist er ganz hausbacken realistisch, im Tun aber idealistisch. Bis er sich zu Laten aufrafft, dauert es immer eine Weile; denn in seinem Handeln ist er immer bedenklich und schwerfällig, aber unendlich gewissenhaft, in seinen Vorstellungen phlegmatisch, daher nicht leicht exaltiert. Er bildet sich viel ein auf seine Gewandtheit, sich aus üblen Lagen herauszuhelfen und die Lacher auf seiner Seite zu haben, während er selbst ausgelacht wird und seine Sache immer sehr ungeschickt macht.

Sein Gegenstück ist in allen Dingen Klagus — auch Elajus oder Cassius genannt —, der eigentlich nur zur Folie für Klaus dient. Er ist keineswegs überzeugter Aufklärungsfanatiker, sondern hat sich nur von Klaus anstecken lassen. Überhaupt läßt er sich rasch anregen. Er begeistert sich für die neueste Literatur, für „Göth“ und die „Räuber“, für Hippel, ja für Kant. In politischen Dingen ist der alte Fritz sein Ideal. Damit hängt es auch zusammen, daß er sich von Kindheit an im Rausch und im Fieber einbildet, selbst der alte Fritz zu sein. Solch phantastische Augenblicke erscheinen Klaus als göttliche Zorneserklärung. Während aber Klagus für einen Poeten gilt, ist er in Wirklichkeit sehr prosaisch. Er ist praktisch und rasch, ein Mann der Tat, in seinen Vorstellungen äußerst lebendig, phantastisch und unbewußt humorvoll, dabei überspannt und Renommist. Er ist Idealist und Praktiker nebeneinander: im Reden idealistisch, im Handeln praktisch; dabei bald melancholisch, zweiflerisch und grüblerisch, bald wieder pathetisch und schwärmerisch, bald wieder drollig und aufgeräumt; entsprechend seiner wechselnden Stimmung leicht aufzuregen, dann hitzig und exaltiert. In zwei Dingen aber bleibt er sich gleich: in seiner schnellen Geistesgegenwart in praktischen Dingen und in seinem ehrlichen und offenen Gemüt. Stets ist er bereit zu jeglichem Dienst.

Während wir von seiner Jugendgeschichte fast gar nichts, wenigstens nichts Charakteristisches, erfahren, wollte der Dichter Klaus' Jugend mit großer Liebe ausmalen.

Er ist armer Leute Kind, der Sohn eines Nelkenmalers, der an der Welt irre wird, weil er plötzlich Rosen malen soll, und daher

einen Zorn gegen die Neuerer hat. Er stirbt an diesem Widerspruch und schreibt die Schuld den Jesuiten zu. Die Mutter ist viel resoluter. Sie lebt ganz in der Gegenwart, ohne sich irgendwelche Pläne für die Zukunft zu machen. Daher kommt es, daß die Erziehung der Kinder planlos erfolgt, um so mehr, als die Mutter stark von dem Urtheil der Leute abhängig ist. Zeigt sie sich hier schwach, so sucht sie dies in ihrem Verhalten den Kindern gegenüber wieder auszugleichen, die sie mit großer Härte und Verständnislosigkeit für ihre Neigungen und Anlagen behandelt. So ist Klaus bei der Ausbildung seines Innenlebens ganz auf sich angewiesen.

Schon frühzeitig zeigt sich eine übermäßige Gewissenhaftigkeit. Sein erbittertster Feind ist seiner Ansicht nach die Hoffart. Als er in einer Predigt seines alten Pastors gehört hat, der Hochmut äußere sich durch glänzenden Schmuck und durch phantastisches Wesen, bildet sich in ihm ein fanatischer Haß gegen alles Phantastische aus. Dabei fühlt er einen starken Ehrgeiz und eine poetische Begabung in sich, die ihn doch wieder zum Phantastischen treibt. Verzweifelt kämpft er schon als Knabe dagegen an, indem er sich selbst durch Demütigungen straft. Unter scharfer Selbstbeobachtung wächst er auf, überall theoretisirt er und versäumt das Praktische. Das ist wohl auch hauptsächlich der Grund, weswegen sein Lieblingswunsch, Schulmeister zu werden, erfüllt wird, weil er im praktischen Leben schwer zu brauchen ist. Er wird auf die Fürstenschule nach Meissen gebracht und verlebt so die entscheidenden Jugendjahre in der an historischen Erinnerungen, Sagen und Legenden reichen Stadt. Hier macht er die Bekanntschaft des späteren Pastors von St. Afra, der ihn in die Ideen der Aufklärung einführt und ihn zu einer fanatischen Parteinahme für diese Bestrebungen verleitet, während Klaus auch weiterhin eine abergläubische Furcht vollkommen beherrscht. Aber er ist schon darum für diese Bestrebungen leicht zu gewinnen, weil er von seinem Vater den Haß gegen die Jesuiten geerbt hat. Wenn er auf diese zu sprechen kommt, ergreift ihn eine Art Lutherische Begeisterung des Zornes. Alles Schlechte nennt er „jesuitisch“.

Von der Fürstenschule kommt er dann zu einem Schulmeister

in die Lehre, nachdem sich, wie aber erst aus den späteren Entwürfen hervorgeht, ein fremder Herr für ihn verwendet hat. Diese Schulzeit unterbricht Klaus, um seinen Paten zu beerben. Dieser Onkel oder Vetter ist ein Original — der Dichter hat gerade diesen Charakter mit größter Sorgfalt in den Entwürfen skizziert, weil er ihn mit allen seinen Bewegungen am deutlichsten vor Augen sah —; er ist nicht böse gesinnt, hat aber eine rauhe Schale und ärgert sich, daß Klaus so leicht zu seinem Gelde kommen soll, das ihm so viel Mühe beim Sammeln bereitet hat. So will er's seinem Erben sauer machen. Zugleich ist er abergläubisch und will die Familie enterben, wenn Klaus nicht die Aufklärerei läßt. Der Nefte soll an den Teufel glauben, nicht weil der Onkel etwa kirchenfromm ist, sondern weil er es in tyrannischer Rechthaberei verlangt. So ist der Pate ein deutlicher Vorläufer von Sophiens Oheim Wilkens im „Erbförster“. Die Angst vor Enterbung berührt die Mutter am stärksten. Sie dringt in Klaus, er solle die Aufklärerei lassen. Da er nicht einwilligt, tritt eine Spannung zwischen ihnen ein, der bald ein Zerwürfniß mit dem reichen Paten folgt. Da Klaus nun heimatlos ist, wendet er sich um Rat an den Pastor von St. Afra, der ihm empfiehlt, sich als Schulmeister in Garsebach niederzulassen. Freilich ist diese Stelle nur provisorisch, aber der Pastor meint, es werde sich eine regelmäßige, fix besoldete Schulstelle für ihn bilden lassen.

So lacht ihm der Himmel voller Geigen. Er hat ein Amt, dem er mit voller Liebe zugetan ist, und kann seinem Steckenpferde, der Aufklärung, freien Lauf lassen. Freilich, die alte Heimat ist verloren. Mutter und Schwester, die vom Paten abhängig sind, bleiben ihm feind, trotzdem er die Mutter unterstützt, die das aber kaum würdigt. Sie verlangt auch von ihm, er solle an den Teufel glauben. Dieser Zwist hat aber das Verdrießliche, daß weder Mutter noch Schwester ihm den Haushalt führen. Daher rät ihm die Frau Pastor, sich eine Frau zu suchen. Sofort denkt er an ein Mädchen, das er bei seinem Paten gesehen hat, ohne sie gesprochen zu haben. Sie schwebt ihm nun als zukünftige Frau vor. Trägt sie doch auch seinen Lieblingsnamen Veronika. Durch seine Schwester erfährt er,

daß sie bei dem Superintendenten in Freiberg in Stellung ist. Da beschließt er, sogleich eine Brautfahrt dahin anzutreten.

Auf dieser Reise begleitet ihn sein Freund Klagus. Nach kurzer Zeit treffen sie in einem Wirthshause einen feingebildeten Mann, den Ludwig meistens den „Bazierenden“ nennt. Er wird geschildert als ein prächtiger alter Herr, der die Menschenfreundlichkeit selbst zu sein scheint. Dabei ist er voll Laune und stets aufgelegt, kleine Abenteuer zu erleben. Den beiden Schulmeistern begegnet er sehr artig und schmeichelt besonders Klaus, indem er sagt, daß er ihn nach seinem Benehmen für einen vornehmen Mann halte; er habe draußen einen Wagen stehen sehen, der wohl Klaus gehören müsse. Zwar mischt sich hier der Wirt ins Gespräch: das sei wohl nicht der Fall; der Kutscher habe gesagt, er gehöre einem Sonderling. Sofort fragt da der Bazierende: „So sind Sie der wohl?“, was Klaus nicht verneint. So packt ihn hier der Hochmutsteufel, der ihn seinen wahren Stand nicht verraten läßt. Das ist sein Sündenfall, der ihn aus dem Paradiese seines Selbstbewußtseins und inneren Friedens her austreibt. Da ihn der alte Herr dazu verleitet hat, sieht er diesen weiterhin für einen Hauptjesuiten an und will ihn hassen, trotzdem er an sich halten muß, ihn nicht liebzugewinnen.

Der Bazierende läßt nun Wein bringen, und die beiden Schulmeister werden gesprächig. Sie erzählen, wie sie die Aufklärung zum Panier haben. Sogleich lenkt der Bazierende das Gespräch auf Magnetismus und Mesmerismus und macht sie so verwirrt, daß sie nicht aus noch ein wissen. Der ungewohnte Wein beginnt zu wirken, die Gemüther erhitzen sich immer mehr. Klaus, der sonst so ruhige, kämpft mit wilder Leidenschaft gegen die dunklen Gewalten und wird schließlich, nachdem er alles Geschirr zerschlagen hat, wobei er sich als ein neuer Bonifazius fühlt, von dem Wirte unsanft an die Luft befördert, nachdem vorher der Bazierende unbemerkt verschwunden ist. Bei Klagus wirkt nun der Rausch in seltsamer Weise: Er bildet sich ein, der alte Fritz zu sein. Während der Bazierende lachend wiedererscheint, worüber sich Klaus sehr erregt, schlagen die Freunde im Freien ein Biwaß auf.

Als die Schulmeisterlein aus ihrem Rausch erwachen, finden sie sich in einem fahrenden Wagen wieder, während ihnen vom Boock ein teuflisches Lachen entgegenhallt. Sofort erkennt Klaus darin ein Jesuitenlachen, und bald sind beide in der Erkenntnis einig, daß die Jesuiten dergleichen wie die Mesmeriaden erdacht haben und sie selbst entführen lassen, weil sie sie als Aufklärer fürchten. Alle Schrecken des Aberglaubens befallen aber die beiden Aufklärer, als der Wagen mitten in der Nacht im Finstern hält. Sie glauben sich von allerlei Marterwerkzeugen umgeben, bis sie bei Morgengrauen erkennen, daß sie vor dem Gasthose zum „Weißen Adler“ in Freiberg herumtappen.

Frühzeitig macht sich Klaus auf, um bei dem Superintendenten die Hand der Angebeteten, die bei jenem als Köchin dient, zu erlangen. Der Superintendent ist zwar verwundert, daß er sie gleich mitnehmen will, ist aber damit einverstanden, wenn er für eine andere sorgen wolle. Klaus bestellt das Mädchen mit ihren Sachen in den „Weißen Adler“. Aber dort erfährt er noch vor ihrer Ankunft von der Wirtin, daß jene sich keines guten Rufes erfreue. „Jetzt sieht er ihren Umfang in anderem Lichte.“ Und als er vollends hört, daß sie gar nicht Veronika heißt, fühlt er sich gänzlich ernüchtert. Das Mädchen erkennt bei ihrem Kommen die veränderte Situation. Sie wird blutrot — und geht.

Ein Unglück kommt selten allein: Währenddessen hat Klagus fast sein ganzes Geld im Billardspiel verloren. Und wie die weiße Frau, die stets Unglück prophezeit, erscheint wieder der Bazierende, der wohl die beiden von neuem betrunken machen sollte, so daß Klagus sich wieder als alter Fritz fühlt.

Hier wäre nun — mit welcher Motivierung, läßt sich nicht erkennen — das „Märchen vom toten Kinde“ eingeschoben worden, das vielleicht einer der Beteiligten erzählen sollte.

Dann wird trübsinnig der Plan zur Heimreise entworfen, die über Herzogswalde, Bartenstein, Burkhardiswalde, Laubenheim gehen soll. Zwar ist dieser Weg weiter, aber er führt zu gemeinsamen Bekannten, was bei dem jetzigen traurigen Zustand des Geldbeutels von großer Bedeutung ist.

Am nächsten Morgen setzt sich dann Klaus mit Gewalt in den Besitz des Frühkaffees — eine Episode, deren Verlauf sich freilich aus den erhaltenen Entwürfen nicht übersehen läßt (vgl. S. 338 f., 344 bis 347). Nicht minder unklar ist das Zusammentreffen mit einer Schulmeisterwitib skizziert, die im Rufe einer Hure steht (vgl. S. 339, 344), und weiterhin die Erzählung von einem Kirschendiebstahl (vgl. S. 340), dem eine Pfändung auf dem Fuße folgt. Alle diese Episoden sollten offenbar nur dazu dienen, die Charaktere deutlicher herauszuarbeiten und eine hyperidealistische Freundschaftsszene (vgl. S. 341 ff., 357) zu motivieren, die mit ihrer Komik einen der Höhepunkte des ersten Teiles des Romans bilden sollte.

Hungrig und müde, aber doch in gehobener Stimmung langen die beiden Schulmeisterlein in Burkhardiswalde an, wo sie bei dem dortigen Lehrer freundlich aufgenommen werden. Klaus erzählt hier seine Geschichte, und der Herr Kantor tröstet ihn: „Ei, Herr Kollege, betrübet Euch darüber nicht, Mädchen gibt's nicht nur eine Hand voll, sondern ein Land voll. Ich selbst hab' ihrer zwei, beide reif zum heiligen Ehestande. Es gilt einmal ansehen; ansehen ist noch kein Handel.“ Sofort ruft er die Jüngere; „diese war ein Zicklein, zart und dünnleibig“: unserem Klaus gefällt sie nicht. Da ruft der Kantor die Ältere. Sie „war ein schön Mensche, lang von Leibe und stark in Brust und Kreuz und auch sonst von freundlich-gelassenen Manieren, wie Weiber sein sollen und fürnehmlich eines Schulmeisters Weib“. Klaus stellt mit ihr ein förmliches Examen an, und sie erweist sich als wohlunterrichtet in Orthographie, Kalligraphie, Arithmetik, Geographie, Musik; ja, sie kann sogar lateinische Brocken. Alles dies gefällt ihm, und als er vollends hört, daß sie Veronika heißt, ist er begeistert. Als sie hinausgegangen ist, fragt ihn der Kantor, wie sie ihm gefallen habe. Er erklärt sich bereit, sie zu heiraten, doch nur unter der Bedingung, daß er das Mädchen gleich mitnehmen dürfe, wobei eine allzu wörtliche Befolgung der Forderung der Frau Pastor, sich eine Frau mitzubringen, maßgebend sein sollte. Trotz der Sonderbarkeit jenes Wunsches willigt der Kantor ein und läßt seine Tochter mit dem so rasch erworbenen Schwiegersohne ziehen. Daß

das nicht recht wahrscheinlich klingt, hat Ludwig selbst später eingesehen und wohl deshalb und zugleich zur Abschwächung der sich daraus ergebenden peinlichen Situation zur Motivierung eingeschoben, daß Klaus bei seiner Rückkehr seine Schwester bei sich zu finden hofft.

In Taubenheim wird noch eine kurze Rast gemacht, wobei Klaus durch Aufspielen zum Tanze einiges Geld verdient. Hier läßt sich auch der Bazierende wieder blicken. Sein Erscheinen wird jetzt ohne Furcht erlebt, wiewohl er diesmal der Vorbote des größten Unglücks ist. In Polenz trennt sich dann Klagus von dem Brautpaar, und bald langt dieses in der Nacht in Garsebach an. Klaus tritt seiner Braut sein Bett ab, während er selbst im Schulzimmer auf der Tafel übernachtet, eine durch die Schicklichkeit gebotene Maßregel, deren Notwendigkeit das noch gänzlich unschuldige Mädchen nicht einsieht.

Damit sollte der erste Teil des Romans, die „Brautfahrt“, sein Ende erreichen.

Mit dem folgenden Morgen beginnt für Klaus eine schwere Prüfungszeit.

Er erwacht von einem Klopfen. Seine Schwiegereltern stehen vor der Türe. Offenbar sollte ihnen das Unpassende, ihre Tochter so ohne weiteres dem fremden Manne mitzugeben, bedenklich vorgekommen sein. Sie haben aber auch erfahren, daß seine Stelle noch keine sichere Existenz biete. Daher wollen sie die Verlobung wieder aufheben und ihre Tochter abholen, was auch geschieht.

In der That ist Klaus' Stellung in Garsebach keineswegs gesichert. Die reichen Bauern können es ihm nicht verzeihen, daß er die Kinder der ärmeren ebenso behandelt wie die ihrigen. Seine rücksichtslose Aufklärerei hat ihm gleichmäßig alle Bewohner des Dorfes zu Feinden gemacht. Auch den Gemeindevorstand hat er damit vor den Kopf gestoßen, daß er einen jenem gehörigen Donnerkeil als Aberglauben erklärt und ihm diese Erscheinung auf natürliche Weise darzustellen sucht. Vor allem aber sagt man allgemein, daß es schändlich sei, den Kindern Dinge beizubringen, wie Naturgeschichte und Naturlehre: wenn sie wüßten, wie das Gewitter entstünde, würde

ihre Ehrfurcht vor Gott verringert. Diese Erbitterung gegen Klaus hat sich ein ehemaliger Weber auf dem Semmelsberge zunutze gemacht, der schon vor Klaus als Lehrer in Garsebach tätig war. Er versteht es, den Bauern zu schmeicheln und Klaus den Boden zu untergraben, der die Intrigen der feindlichen Partei bisher wenig beachtet hat, weil sein Gewissen rein war, und nicht zuletzt, weil sein gutes Verhältnis zum Pastor von St. Afra ihm bisher eine gewisse Sicherheit gewährt hat.

Nun hat der Weberschulmeister, im Bunde mit einem gewissen Swartenmaier, seine Abwesenheit benutzt, um den Boden weiter zu unterminieren, und es ist ihm gelungen, die Frau Pastor, die im Pfarrhause das Regiment führt, umzustimmen. Als nun Klaus zurückkehrt, nimmt man daran Anstoß, daß er seine Braut ohne Begleitung mitgebracht hat, und als er sich damit verteidigt, daß die Frau Pastor es so gewollt habe, verdirbt er es auch mit dieser völlig, und in einer heftigen Szene läßt sie ihn ihren Arger fühlen. Dadurch wird Klaus' Stellung in Garsebach unhaltbar. Die Bauern schicken ihre Kinder zum Swartenmaier, der nun seinerseits gegen den Weberschulmeister intrigiert hat, in die Schule. Trotzdem bleibt Klaus als Gratischulmeister in Garsebach, bloß um seinen Feinden nicht zu weichen.

Noch leuchtet ihm aber ein Hoffnungsstrahl: Seine Schwester und Mutter haben den Vetter und Vaten für ihn günstiger gestimmt, so daß er bereit ist, Klaus als Erben einzusetzen, wenn dieser in feierlicher Weise seine Zweifel am Teufel widerruft und die Aufklärerei läßt. Dem Drängen der Familie gibt Klaus in seiner Not nach und geht zu dem Vaten hin, aber hier wird dem Fasse der Boden vollends ausgestoßen. Er läßt sich allerlei gefallen, fühlt aber eine Selbstverachtung in sich erwachsen, so daß er schließlich explodiert. Seine Verwandten haben kein Verständnis für seine Überzeugungstreue und weisen ihn von sich. So reißt auch der letzte Rettungsanker, und einsam steht er nun im Wellengetriebe der gehässigen Welt.

Seine Stellung scheint nun endgültig verloren. Seine Feinde be-

schulbigen ihn sogar des Atheismus, und es fehlt nicht viel, so wird er aus Garsebach ausgewiesen.

Da ihm die Gratischulmeisterei keine Existenzmittel gewährt, so zieht er als wandernder Musikant durch die Umgebung, indem er sich an Meister Eyriar anschließt. Dabei ist er aber immer sorgsam darauf bedacht, daß sein eigentlicher Beruf nicht bekannt werde, weil er seine Musikantenstellung als entehrend ansieht.

Hier sollte sich nun die allein von der Ausführung erhalten gebliebene Episode der Bauernhochzeit dem Gange des Romans einfügen. So wird die zu Anfang und späterhin hervorgehobene gedrückte Stimmung des Erzählers erst völlig verständlich.

Die Vorgänge auf jener Hochzeit sollten aber auch ein Mittel sein, Klaus so mürbe zu machen, daß er einen demütigen Abbittebrief an den Bazierenden sendet; denn er ist nur allzusehr geneigt, sein Unglück als Strafe für seinen früheren Hochmut anzusehen.

Über die weiteren Einzelheiten des Romans geben leider die Entwürfe nur wenig Aufschluß.

Auf seinen Wanderfahrten und bei seinem Suchen nach Stellung sollte Klaus öfter der Veronika begegnen, deren Liebe immer deutlicher zutage tritt. Durch ihre Neigung ist sie aus dem blinden Gehorsam gegen den Vater herausgewachsen und kann den Zusammenhang nicht mehr wiederfinden. Sie fühlt sich ganz als Klausens Eigentum, wenn sie auch seinen Ideengängen nicht überall folgen kann.

Bald nach seiner Rückkehr von der Bauernhochzeit erhält Klaus die Nachricht, daß Klagus eine außerordentliche Lehrerstelle in Heinrichswalde bekommen werde, was ihn mit neidloser Freude erfüllt. Klagus holt ihn ab, um der Schulmeisterprobe beizuwohnen, und so ziehen die beiden Freunde zum zweiten Male gemeinsam aus zur „Prüfungsfahrt“.

Inzwischen hat sich aber gar mancherlei ereignet. Der Bazierende, alias Herr von Kollscheid, hat auf der Brautfahrt großes Gefallen an Klaus und Klagus gefunden und beschlossen, beiden zu Stellungen zu verhelfen. Für Klagus hat er die Schulmeisterstelle in Heinrichswalde in Aussicht genommen. Er hat diesen davon verständigt, aber

zur Bedingung gemacht, daß eine gleiche Aussicht für Klaus verheimlicht werde, um ihm eine Überraschung zu bereiten, die um so größer sein mußte, als ein sicheres Amt ihm auch die Verbindung mit der geliebten Veronika ermöglichen konnte.

Ja, Herr von Kollschheit hat noch mehr getan: Er bearbeitete oder ließ — das geht aus den Entwürfen nicht mit Sicherheit hervor — durch Klagus Klaus' Paten bearbeiten, was jetzt nicht mehr allzu schwer ist, weil bei diesem sonderbaren Kautz bereits wieder die Gutmütigkeit die Oberhand gewonnen hat und es ihn freut, die Garsebacher durch Unterstützung des Klaus ärgern zu können.

Um diese Heimlichkeiten vorzubereiten, war Klagus in der Zwischenzeit nach Burckhardtswalde zu Veronikas Vater geeilt, um auch diesen ins Komplott zu ziehen. Aber auch allerpersönlichste Gründe bestimmten ihn zu der Reise: Schon beim ersten Besuche hatte er sich in die jüngere Tochter des Kantors, Rosine, verliebt, sich aber vorgenommen, nicht eher um sie zu werben, bis Klaus Veronika bekommen hätte. Nun aber, wo er selbst eine sichere Aussicht hat und ihm auch Klausens Zukunft bekannt ist, zögerte er nicht länger, seine Werbung anzubringen.

Als sich nun beide Freunde zu gemeinsamer Fahrt aufmachen, wagt Klagus nicht von seiner Verlobung mit Rosine zu sprechen, um Klaus nicht an Veronika zu erinnern und dadurch trübe Gedanken in ihm zu erwecken. Dadurch wird der Anlaß zu Mißverständnissen gegeben, die außerhalb des Planes des Vazierenden liegen.

Die Schulmeister kommen in ein Dorf, von dem Klaus annimmt, es sei Heinrichswalde, Klagus' neue Heimat. Ehrenpforten sind hier gebaut; alles ist gerüstet, den neuen Lehrer zu empfangen. Die Freunde wenden sich dem Wirthshaus zu, von wo Klagus nach kurzer Zeit abberufen wird. Zurückbleibend, erfährt nun Klaus aus dem Gespräch der Gäste, daß nicht bloß die Einführung des neuen Lehrers, sondern gleichzeitig dessen Hochzeit stattfinden solle. Wie erschrickt er aber, als er, von Klagus abgeholt, Veronika in bräutlichem Schmuck einen Augenblick zum Fenster des Schulhauses hinausblicken sieht! Zwar beruhigt es ihn etwas, als er aus einem Gespräch mit dem Kantor

erfährt, daß Klagus mit Rosine verlobt sei. Aber ein neuer, noch größerer Schrecken befällt ihn, als er, in die Kirche geführt, sehen muß, daß der Bazierende die bräutliche Veronika zum Altar führt. Erst nach langem Zureden der anderen wird es ihm klar, daß er selbst der Glückliche ist, dem Braut und Amt bestimmt sind.

Damit sollte der Roman schließen, der, wie schon die ersten Entwürfe zeigen, von Anfang an Klaus in den Mund gelegt wurde. Es sollte eine angebliche Selbstbiographie sein, die Klaus keineswegs zur Kurzweil geschrieben hat; vielmehr ist sie aus seiner Entrüstung über Romane erwachsen; den einen soll sie als Trost, den andern zur Warnung dienen (vgl. S. 359). Daneben taucht schon zeitig der Gedanke auf, einen Better Jakob als Herausgeber des Klaus'schen Manuskriptes einzuführen. Diesem war eine Mittlerrolle zwischen dem Helden der Erzählung und dem Leser zugewiesen, wie sich deutlich in der angeblich von ihm verfaßten „Vorerinnerung zum zweiten Buch“ zeigt, die im Konzept erhalten geblieben ist (vgl. S. 324f.). Dieser Kunstgriff sollte hauptsächlich dazu dienen, Klaus' Charakter objektiver zu schildern, als dies bei einer Selbstbiographie der Fall ist. Aber trotzdem scheint des Dichters Forderung: „Ganz und völlig objektiv!“ (vgl. S. 349) immer noch unerfüllbar. Denn an Klausens Stelle sollte der Better Jakob als Redaktor treten, wodurch doch wieder eine scheinbar subjektive Behandlungsart Platz gegriffen hätte: Ihm wollte der Dichter eigenmächtige Eingriffe in das Manuskript zuschreiben. So wird gelegentlich (vgl. S. 357) erwogen, ob nicht der Better einige Kapitel eingeschoben habe, anstelle eines von seinem Söhnlein ruinierten Teiles des Klaus'schen Manuskriptes. Dann taucht wieder der Gedanke auf, das „Märchen vom toten Kinde“, dessen Verbindung mit der Haupthandlung ja immer rein äußerlich bleiben mußte, als Einlage des Betters Jakob zu verwenden. Bei anderen Stellen wieder (vgl. S. 361) sollte der Herausgeber anmerken, was der Leser am besten überschlagen könne.

Alle diese kleinen Züge zeigen, daß die Anlage des geplanten Ganzen sich in vielen Punkten an die Technik des humoristischen Romanes anlehnt, wie sie uns in den romantischen Werken von Jean Paul

bis zu Immermann immer wieder begegnet. Aber damit kommen wir auf eine merkwürdige Beobachtung: Zwischen den beiden Teilen des Romans herrscht schon in den ersten Entwürfen eine erstaunliche Verschiedenheit. Im ersten Teil werden uns Klaus und Klagus, ähnlich wie Walt und Vult, als große Träumer vorgeführt, die sich nicht ins wirkliche Leben schicken können. Sie mit allen ihren Don-Quichoterien glaubhaft zu gestalten, dazu gehörte eine epische Breite, bei der auch das Unwichtigste bedeutend genug erscheint. Die Umwelt mußte dabei zurücktreten und nur, wie in Nebel gehüllt, die Folie zu diesen sonderbaren Käuzen abgeben und ebenfalls mit satirischem Einschlag humoristisch geschildert werden. Kurz, diese Aufgabe war nur mit Jean Paulscher Technik zu lösen, durch eine Behandlungsweise, die mit dem Realismus des späteren Otto Ludwig nichts zu tun hat. Im zweiten Teil tritt das Humoristische, vor allem die reine Situationskomik, stark zurück, zugunsten allgemein-menschlicher Schicksale und Wirrnisse. Hier konnte eine Technik Platz greifen, die man als poetischen Realismus bezeichnen kann, wie er uns bei Ludwig in der „Maria“ und vor allem in der „Buschnovelle“ begegnet. Aber noch mehr! War die „Buschnovelle“ ein poetisch-verklärtes Spiegelbild von des Dichters Liebesleben im Triebischtale geworden, das seine Wünsche wenigstens in die Poesie als erfüllt ausmalte, so bot die Geschichte von Klaus' Unglück, seinem stillen Liebeswerben und der glücklichen Erfüllung seiner Hoffnungen nicht minder Gelegenheit, die Erzählung aus dem innersten Erlebnis heraus, wenn auch in poetischer Verklärung, zu gestalten. Und so nimmt es uns nicht wunder, wenn wir hören, daß der Dichter mit der Ausführung der „Prüfungsfahrt“ begonnen hat, von der noch bis 1890 offenbar der größere Teil vorhanden war. Daß diese Niederschrift sehr rasch erfolgt sein muß, darauf deuten nicht zuletzt die wenigen Notizen über diesen Teil hin, während die zahllosen Entwürfe zum ersten Teil mit ihren unendlichen Variationen und Nuancierungen nur zu deutlich beweisen, wie der Dichter vergeblich mit der Gestaltung dieser ihm fern liegenden Welt gerungen hat. Möglich, daß dem Otto Ludwig von 1842, der sich in dem Irrgarten Hoffmannscher Phantasien zu-

rechtgefunden hatte, ein Werk im Stile Jean Pauls gelungen wäre. Inzwischen war sich aber der Dichter über die seiner Begabung entsprechende künstlerische Eigenart klarer geworden. Von der „Maria“ über die „Buschnovelle“ und das „Märchen vom toten Kinde“ zum „Schulmeisterleben“ führt ein langsam ansteigender, aber doch deutlich erkennbarer Weg, der schrittweise zum Realismus führt. In dieser Entwicklungskette bildet aber der erste Teil des „Schulmeisterlebens“ ein unorganisches Glied, dessen Gestaltung trotz aller Bemühungen nicht möglich war.

Diese Ansicht wird bestätigt durch eine Betrachtung des erhaltenen Teiles der Ausführung. Überall leuchtet uns geschautes Leben entgegen, das dank der scharfen Beobachtungsgabe des Dichters in künstlerisch-realistischer Weise wiedergegeben ist. Auch in der Form ist der Versuch gemacht, diese Gestaltungsart zu unterstützen. Die Erzählung ist dem Gesichtskreise eines Schulmeisters angepaßt. Der Dialekt wird hier schon angewendet, wenn er auch auf formelhafte Ausdrücke beschränkt ist. Vor allem zeigt sich aber in der Schilderung Beusts, der eine Vorstudie zu Stein im „Erbförster“ ist, in den Musikantenszenen und beim Hochzeitszuge ein entschiedener Fortschritt zum Realismus. Ja, der Hochzeitszug ist mit peinlicher Gewissenhaftigkeit behandelt. Die Hauptskizze dazu (vgl. S. 330 bis 334) zeigt aber noch deutlicher, welche umfassende Vorstudien der Dichter hierzu gemacht hat, so daß man geradezu von ethnographischen Absichten sprechen kann, die diese Skizze auch volkswundlich sehr interessant machen. Dieser Umstand erinnert an ein anderes Werk, das unbedingt als eine Hauptquelle für Ludwigs Roman genannt werden muß. Wie der thüringer Dichter bei jedem kleinen Zuge der Festschilderung neben eigener unmittelbarer Beobachtung genaue mündliche Berichte benutzte, so hatte dies schon wenige Jahre vorher Immermann für seine westfälische Hochzeit im „Oberhof“ getan, gestützt auf die zuverlässigen Materialsammlungen Amalie von Sybels. Mögen auch die Wurzeln des Ludwigschen Werkes in Jean Pauls Romanen, in Eichendorffs köstlichen Erzählungen und letzten Endes im „Don Quichote“ ruhen, so hat doch auf die Episode der Bauern-

hochzeit der Zimmermannsche „Oberhof“ mit seinem reichen Wirklichkeitsfönn den entscheidenden Einfluß ausgeübt. Und so erklärt sich auch die in den Entwürfen zutage tretende Abneigung gegen die süßlichen und empfindsamen Bauerngestalten der Jugendwerke Berthold Auerbachs. Mit Zimmermann und Jeremias Gotthelf war Otto Ludwig einig „in der Erkenntnis, wie unempfindsam und wie konventionell gebunden die Landleute auf dem Granitboden ihres Bauerntums seien“. Bei allen drei Dichtern wurzelt diese Erkenntnis in der eigenen Beobachtung des deutschen Bauernschlages. Otto Ludwig hatte ja, wie er selbst in Briefen an Schaller und Ambrunn schildert, in Garsebach mit besonderer Vorliebe den Verkehr mit Bauern gesucht, mit ihnen Regel gespielt und an der Wirtstafel gefessen. So läßt sich vermuten, daß die ganze Episode in scharfen Umrissen vor seinem geistigen Auge gestanden hat, was eine rasche Ausführung ermöglichte. Denn es ist auffällig, daß die ausführlichen Entwürfe gerade zu dieser Episode in allen wesentlichen Punkten mit der Ausführung übereinstimmen, daß also hierbei der Dichter seiner Sache sicher gewesen ist (vgl. S. 330—334, 352—354, 355f.). Allerdings taucht einmal (S. 333) der Gedanke auf, das Fest nach Thüringen zu verlegen — es wird angenommen, daß meiningische Beamte zu der Hochzeit kommen sollen —, aber dieser Plan scheint sofort wieder aufgegeben worden zu sein.

Außer dieser Episode stand aber nur die „Prüfungsfahrt“ lebendig vor des Dichters Auge, weil sie die Möglichkeit in sich barg, eigene Erlebnisse und Stimmungen zu verwerten und so zu einem Bruchstück einer „Konfession“ zu werden. Bei den übrigen Teilen mühte sich der Dichter vergeblich um eine lebendige Gestaltung, und das ist der innere Grund, warum das Werk in den vierziger Jahren nicht zum Abschluß kommen konnte, trotzdem die Entwürfe *Hk*, *Hl* und *Hm* eine erneute Beschäftigung mit dem Stoffe in den Jahren 1847 oder 1848 vermuten lassen. Ein Stillstand tritt ein, der vor allem durch die dramatischen Werke, die „Rechte des Herzens“, die „Pfarrrose“, die „Wildschützen“ und den „Erbförster“ veranlaßt wird. Doch tauchen gelegentlich wieder Gestalten des Romans in Ludwigs Er-

innerung auf. So glaubt er Klaus und Klagus leidhaftig vor sich zu sehen, als er gelegentlich der Uraufführung eines Freytagschen Stückes mit dem Autor und Berthold Auerbach in einer Loge des Dresdener Theaters zusammensaß. An seine Braut schreibt er darüber am 18. Januar 1850: „Wenn die beiden miteinander sprachen, war mir's, als säh' ich Klaus und Klagus aus meinem Schulmeisterleben. Freytag lang, schmal, blond und etwas verstört im Gesicht, dagegen Klaus — wollte sagen Auerbach — klein, rund, beweglich, behaglich und außerordentlich gutmütig . . . Die hüßlose und zusammengesunkene Gestalt des sonst so frischen und humoristischen Freytag beim Anhören seines Stückes und Auerbachs gutmütiges, sozusagen tröstendes Zunicken bei besonders gelungenen und durch Applaus des Publikums anerkannten Stellen, erinnerte mich wieder an die Szene im Schulmeisterleben, wo Klagus verzweifelt an der Wirklichkeit und Klaus ihn aufrecht erhalten will.“

Als dann in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre der Dichter wieder zu epischen Plänen zurückgriff, da war das „Schulmeisterleben“ einer der ersten Stoffe, an die er dachte. Bereits am 17. Februar 1852 schrieb er an seine in Meissen weilende Frau, sie möge ihm ein bestimmtes Notizbuch mitbringen. „Drinnen sind Bemerkungen zu Plänen, z. B. der Agnes Bernauer und auch viele, den Klaus betreffend, die ich gern hätte.“ Von da ab ist wohl eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende Beschäftigung mit dem Stoffe anzunehmen, die sich durch die ganzen fünfziger Jahre hindurchzieht und in einem umfangreichen Planhefte ihren Niederschlag gefunden hat. Leider läßt sich diese Arbeit bis jetzt zeitlich nicht genau umgrenzen, da der lückenhafte Briefwechsel der fünfziger Jahre ebensowenig wie die Hauskalender dafür einen Anhaltspunkt gewähren. Noch 1861 aber glaubte Ludwig den Roman bewältigen zu können, da er ihn am 22. März dieses Jahres dem Verleger Kunze neben anderen Werken zur Veröffentlichung anbot. In dem Briefe heißt es darüber: „Eine humoristische Geschichte von zwei Schulmeistern aus der Zeit, da die Pädagogik alles Poetische als Schwärmerei und Menschenverderbnis proskribierte; sie zeigt, wie durch Reaktion gegen

ein unnatürliches Gesetz in einem ganzen Menschen die Mäßigkeit zur Schwärmerei werden muß. Tragikomische Verzweiflung aus der Einsicht davon und Suchen und Finden des Heimweges. Neben und über dem humoristisch und psychologisch-ethisch behandelten Problem läuft eine Familiengeschichte für das Gemüt. Tolles und Rührendes nebeneinander, ja zusammen. Überhaupt fehlt es den beiden Stoffen nicht an dem, was die größere Masse der Leser sucht, während die Behandlung für die wahrhaft Gebildeten berechnet ist."

Zweifellos hat sich Otto Ludwig geirrt, wenn er noch zu diesem Zeitpunkt auf eine Vollendung des Romans hoffte. Es sind schon oben die Gründe angegeben worden, die sich dem Abschluß des Werkes in den vierziger Jahren entgegenstellten. Diese mußten jetzt noch in stärkerem Maße zur Geltung kommen, wo der Dichter endgültig und entschieden zum Realismus übergegangen war. Sollte aber das Werk doch noch zum Abschluß gelangen, so wäre eine völlige Umwandlung des Planes und der Motive, besonders im ersten Teil, notwendig gewesen. Zu solch radikalen Umwälzungen wollte sich aber der Dichter nicht verstehen. Vielmehr paktierte er mit dem früher Entworfenen, das er nur in seinen einzelnen Motiven zu vertiefen gedachte.

Allerdings finden sich eine Reihe von Notizen, die darauf hindeuten, daß Ludwig einen weiteren Ausbau des Romans plante. Als Motto dafür notiert er sich: „Zunächst zu sehen, wie die Konzeption noch, ohne ihre Grundpfeiler anzutasten, zu erweitern und mit Kontrasten zu bereichern wäre." Demgemäß sollte das ganze erste Buch der Jugendzeit Klausens gewidmet sein. Die Abenteuer auf dem Gymnasium wären bedeutend erweitert worden. Meissen selbst, die alte Stadt, sollte eine Rolle darin spielen: „Die Merkwürdigkeiten, die Gebäude, historische Notizen, die sich daran knüpfen, all das nach dem Gesetze der gesteigerten Wirklichkeit von der Phantasie neu geboren." Im Anschluß daran war die Möglichkeit gegeben, neue Episoden einzuflechten. Eine historische Novelle sollte hineinspielen, die das Lager des alten Fritz bei Meissen zum Schauplatz haben und in die die sämtlichen Figuren der Klausengeschichte verwickelt werden sollten. Kriegsszenen wären eingeschoben worden, ja das Atten-

tat des Barons Barfotsch hätte hineingespielt, und endlich wäre Klaus dem alten Fritz in eigener Person entgegengetreten. Dann wollte uns der Dichter wieder in die niedern Volksschichten führen. Eine Fabriknovelle und eine „historische“ Erzählung „Der Schuhpuzer“ würden hier ihren Platz gefunden haben, von denen die letztere offenbar auf eigenen Erlebnissen des Dichters beruhte. Während wir über die erstere gar nichts erfahren, sollte diese die Geschichte eines Schusters behandeln, dem die Frau die Kinder entfremdet und der vom Geistlichen und allen anderen als Tyrann angesehen wird, trotzdem er durchaus in seinem Rechte ist. Er wird von großem Zorn befallen, als ein Arzt seinem Augenleiden nicht genug Ehre erweist, und so gerät er in die Hände eines Wunderdoktors, der ihn schröpft, ohne daß es der gläubige Patient merkt. Dieser Umstand sollte für Klaus ein nicht unwesentlicher Anlaß werden, das Panier der Aufklärung zu erheben, und so sollte ein, wenn auch lockerer, Zusammenhang mit der Haupthandlung geschaffen werden, der später dadurch, daß der Schuhpuzer als Musikant Klausens Leidensgefährte wurde, eine Ergänzung erhalten hätte. Ferner wäre der Better oder Pate noch stärker hervorgetreten. Er sollte in seinem Junggesellenheim geschildert werden und einen Auszügler als Kontrastfigur erhalten, der dem ersteren gegenüber aus bloßer Opposition stets das Gegenteil behauptet. Da er für Klaus Partei genommen hat, so ist dies für den Better ein Grund, sich im entgegengesetzten Sinne zu betätigen. Auch für die „Brautfahrt“ waren einige, wenn auch unerhebliche Erweiterungen vorgesehen, die mit Motiven des Anfang der vierziger Jahre geplanten und noch nicht ganz aufgegebenen Romans der „Gräfin Pfaffel“ (vgl. Bd. I. S. XXIX) zusammenhängen. Klaus und Klagus begegnen einer Wahnsinnigen, die sie entführen, in der Annahme, daß sie gesund sei und widerrechtlich gefangen gehalten werde. Dieses Motiv sollte dann am Schlusse zu der Aufklärung mitwirken, daß Veronika das uneheliche Kind des Edelmannes ist. Gerade aus diesem letzteren Plane erkennt man deutlich, daß die Erweiterungen statt einer Vereinfachung eine kaum erfreuliche Verquickung mit Motiven des Abenteuerromans mit sich gebracht hätten. Dazu kommt,

daß manche Einfügungen den Rahmen des Ganzen zu sprengen drohten, wie der Plan, einen eigenen Roman des Klaus oder eine ernste Handlung im Gegensatz zu dem Humor der Klausgeschichte einzuschieben.

Noch mehr aber war die Ausführung bedroht durch das immer mehr wachsende Überwuchern des Kritischen über das Produktive. Auch nach dieser Richtung geben die Entwürfe lehrreiche Beispiele. Wenn auch gerade durch solche Meditationen die Vollendung des Romans erschwert worden ist, so verdienen sie doch besondere Aufmerksamkeit, weil sie uns in die Methode und die Ansichten des gereiften Dichters einzuführen vermögen.

Man kann geradezu sagen, daß die Wiederaufnahme des Stoffes nicht erfolgt wäre, wenn er nicht in Einklang mit Ludwigs neu-gewonnenen theoretischen Anschauungen gestanden hätte. Er gehörte zu jener Gattung von halbhistorischen Romanen, die Ludwig im Anschluß an Scotts „Herz von Midlothian“, als seinen individuellen Neigungen am meisten entsprechend, charakterisiert. Hier war ein Stoff, der, ohne eigentlich ein historischer Roman zu sein, Erfundenes und Wahres vermischte, der es ermöglichte, Gestalten aus der Geschichte bloß novellistisch auszubeuten, wodurch die Dorfgeschichte ein Relief, eine Basis bekommt; und „dadurch, daß der Dichter die Lebensanschauung seiner Zeit vertritt neben der Zeit, der seine Gestalten angehören, wird ihm leichter, objektiver zu sein, und es wird ihm möglich, durch den Kontrast seine eigene Zeit treffender zu schildern, als wenn er seine Geschichte aus dieser nimmt“^{*)}. Hier war die Möglichkeit gegeben, „den Geist einer Zeit zu schildern oder vielmehr darzustellen, nicht nur ihre Sitte, sondern alles, was als geistiges und gemüthliches Agens, als Stimmung, Sehnsucht, Streben u. s. w. in einer bestimmten Zeit lag“. Aber um dies zu erreichen, darf man „durchaus nicht unsere Zeit bloß in eine ältere verkleiden, nicht, was wir wünschen, was uns drückt und namentlich nicht unsere Reflexion über die bestimmte Zeit und ihre Gestalten in diese hinübertragen. Gerade darin liegt ein epischer Reiz, daß man jene Gestalten

^{*)} Ludwig-Ausgabe von Bartels VI, 228.

und ihr Tun, Dichten und Trachten, ihre Sympathie und Antipathie in größerer Unmittelbarkeit nachzuschaffen sich müht“.

Aber der alternde, von pekuniären Sorgen gepeinigter Dichter war zwar fest entschlossen, nichts zu tun, was er nicht vor seinem Gewissen und seinen theoretischen Anschauungen verteidigen konnte, aber doch wieder gezwungen, auf die Wünsche und Interessen des Publikums Rücksicht zu nehmen. Dadurch wird die Ausführung, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade, beeinflusst. Das gibt Ludwig an einer Stelle jener späten Entwürfe selbst zu: „Da ich einmal von der Unterhaltung des Publikums leben muß, so will ich dies auch nicht vergessen. Da keine Spannung im Buche sein kann, als die der Sympathie, so dürfen wir auch nichts fehlen lassen, diese zu steigern, das heißt: die Hauptgestalten dem Publikum so liebenswürdig zu machen und ihren Verkehr so amüsanter als möglich. Dies Ausleben verlangt die dramatisch-epische Form, das heißt: das Erzählen in Szenen, das sichtbare Vorführen des Vorgangs mit wenigstmöglichem Resumé. Der Stoff muß also simplifiziert werden, so, daß nur wenig darin, was nicht durch sich selbst interessieren kann, und auch diesem muß ein dramatisches Interesse gegeben werden. — Die gemischten Gefühle nützen sich am wenigsten schnell ab, um so weniger, wenn auch dem Verstande Anlaß gegeben wird, sich zu amüsieren, das heißt: je mehr ihm Anlaß gegeben wird, den er sich nehmen kann, sich zu interessieren. Nur darf nie an ihn allein appelliert werden, wir würden sonst viele gemütliche Leser verlieren. Dieser Anlaß für den Verstand muß zugleich für Phantasie und Gemüt sein oder in dergleichen Anlässen für Gemüt und Phantasie eingelassen sein.“ Und nun folgt hier unmittelbar eine Definition des Gegensatzes zwischen Realismus und Idealismus: „Der Realist sucht die Wahrheit des Lebens in künstlerischer Darstellung ihrer typischen Fälle zu fixieren; der Idealist bringt eine künstlerische Darstellung zum Behuf für allgemeine Gedanken, die er mitzuteilen wünscht.“

Daß das „Schulmeisterleben“ eine realistische Darstellung verlangte, sah der Dichter deutlich. „Objektivität ist die Hauptsache dabei!“ Ebenso deutlich erkannte er, daß die Aufgabe eine breite Be-

handlung des Milieus verlange, um Spannung und Situationskomik zu ermöglichen. Darüber wird an mehreren Stellen der Entwurf gesprochen: „Der Hauptreiz muß in der Wahrheit der Entwicklung, der Seelenzustände, kurz in der liebevollen holländischen Treue des Lebensdetails liegen, welches an sich ganz ernst ist, aber durch die Dinge, um die es gilt, komisch wird . . . Des Autors Mühen muß denn sein, auf der einen Seite möglichst Spannung, auf der anderen möglichstes Amüsement nach Kräften wirklich zu machen . . . Wir haben nur ein solides Komisches, ein Gedanken-Komisches; nur müssen wir das Publikum zu befriedigen denken durch einen Reichtum von komischen Tatsachen und vor allem durch ein Detail, welches auch im Nüchternsten Illusion wirkt. Denn sonst wird das Ganze frostig. Der Eifer, die Leidenschaft für die Idee und die Beredtheit, mit welcher sie sich ausdrückt, kann viel tun, aber das genaue Kostüm der gegenwärtigen Wirklichkeit, das zugleich unsere Anschauung bezaubert, die gemüthlichen Charaktere bei allem Realismus der Zeichnung, ja dieser selbst müssen das Beste tun.“ Aber der Dichter erkannte auch, daß der unmittelbaren Wirkung seines Werkes der Umstand hinderlich sein mußte, daß das Gedankliche den Kernpunkt des Romans bildete; daher nahm er sich vor, dieser Gefahr zu steuern: „Das Übergewicht des Gedankens muß durch Reichtum an wirklichen Tatsachen balanciert werden, sonst verfällt der Poet in dieselbe Schuld und dasselbe Leiden wie seine Helden.“

Diesen Grundsätzen über die „Hauptaufgaben“ entsprechen auch die Prinzipien, die er für die Form der Ausführung aufstellt: „Am besten ungezwungene Erzählung, zuweilen steter, zuweilen bloß resumierender Natur.“ Dieser Leitsatz wird an anderen Stellen ausführlicher entwickelt: „Durchaus nicht knapp, vielmehr in plastischer Fülle und Ergossenheit, nie das kürzeste Wort, die rascheste Wendung wählen, vielmehr in den Wendungen bequem wie ausgeweitete Kleider. Weniger Pointen und Epigramme als heiter gleichmäßigen Strom, die Heiterkeit, der Wit nicht blizend, sondern wie heiteres Tages- oder zitterndes groteskes Jackellicht, nicht zusammengefaßt in kurze Schläge, sondern gleichmäßig in Heiterkeit verbreitet und behäbig und

behaglich. So die Perioden mit plastischer Fülle des Ausdruckes. Dieser ruhige gleichmäßige Schritt muß eingehalten, nie aus der Haltung gefallen werden. Mehr dick als scharf, mehr die ganzen Sätze nachdrücklich als mit einzelnen Drückern versehen . . . Ein Roman in der Weise der ‚Großen Erwartungen‘ von Dickens kann nicht daraus werden.“

Besondere Schwierigkeit bereiteten dem Dichter die Erwägungen, ob die Art des Humors, wie sie in den früheren Entwürfen zur Grundlage genommen war, vor den nun gewonnenen höheren ästhetischen Anschauungen ihre Berechtigung habe, ob die Situationskomik eine so bedeutsame Rolle spielen dürfe. Darüber geben die Entwürfe an einigen Stellen Auskunft: „Es liegt in Klaus' fixer Idee etwas Willkürliches, und doch verlangt das eigentlich Humoristische als das Komische der Vernunft, daß eine Idee und das hingebende Festhalten daran der Grund des Komischen sei.“ Die Situationskomik hat nur dann ihre Berechtigung, wenn sie zur Entwicklung der Charaktere dient. „Es ist nicht nötig, daß die ganze Komik dramatisch aus den Charakteren hervorgehe, das heißt: Charakter und Situation die ganze Kausalkette bestreiten, es können auch komische Situationen von außen herzutreten, wenn sie nur gemacht sind, die Charaktere in ihrer Bestimmtheit an ihnen sich ausleben zu lassen.“ Ob aber alle in den früheren Jahren erdachten komischen Situationen vor dieser Erkenntnis ihre Existenzberechtigung haben konnten, wäre im wesentlichen auf die Art der Behandlung angekommen, über die sich der Dichter nicht klar werden konnte. Zunächst hätte die Entscheidung darin gelegen, ob der ganze Roman als Selbstbiographie des Klaus gelten sollte; sodann aber darin, ob das Komische ganz ernsthaft geschildert werden oder ob der Erzähler es selbst mit Ironie humoristisch behandeln sollte. Wenn es an einer Stelle heißt: „Die Helden müssen etwas Verkehrtes, etwas Übertriebenes, Einseitiges beabsichtigen, nur so ist der Humor berechtigt“, so läßt sich vielleicht auf eine ernsthafte Behandlung schließen, wie es in unseren Tagen etwa Friedrich Huch in seinem „Peter Michel“ versucht hat. Eine andere Stelle aber, die mit dem berühmten Wörtlein „Oder“ ein-

Ludwig III

geleitet wird, zeigt, daß auch der andere Ausweg in Erwägung gezogen wurde: „Oder denke man sich, ein Humorist erzählt Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, zu einem Romane versponnen . . . Es wäre dies eine Art der humoristischen Behandlung . . . Der Autor könnte auch bald humoristisch über der Geschichte schweben, wie im Anfang, dann sich darein vertiefen.“

Interessant ist es auch, den Wandel in der Behandlung des Wunderbaren gegenüber den Jugendnovellen zu beobachten. Waren in diesen wunderbare Erscheinungen in romantischem Geiste als gesteigerte Wirklichkeit verwertet worden, so daß die Übergänge vom Natürlichen zum Übersinnlichen absichtlich verschleiert sind, so tritt hier schon in den frühesten Entwürfen das Wunderbare, scharf kontrastiert, neben das Natürliche, da das letztere so nüchtern wie möglich, das erstere aber, das nur durch das Medium des Erzählers zur Erscheinung kommt, möglichst übertrieben geschildert werden mußte. „Das Wunder wird der Nachbar der Nüchternheit . . . Das Wunderbare tritt in den schärfsten Kontrast mit der Intention der Nüchternheit und verführt zu Rückfällen in die Phantasterei; ja macht die ganze Nüchternheit zur Phantasterei.“

Haben wir hierbei schon in den ersten Entwürfen eine Entwicklung gegenüber den früheren Erzählungen festzustellen, so sind auch wieder in den letzten Skizzen Bemerkungen über das Verhältnis des neuen Romans zu den fertigen großen Novellen von Interesse. So heißt es einmal: „Bei Gelegenheit der ‚Heiterethei‘ ist uns Humor und komische Kraft zugestanden worden; wir wollen sie nach Kräften brauchen, aber die Fehler der ‚Heiterethei‘ vermeiden . . . Diese Figuren sind da, um zu amüsieren. Ich muß dergleichen so naiv und heiter packen, wie im ‚Vom Regen unter die Traufe‘ die Schwarze.“ Auffallend aber ist die scharfe Absage an die Technik seines großen Romans: „Das Anspannende, wie es ‚Zwischen Himmel und Erde‘ ist, vermeiden. Die Figuren dürfen nicht geschunden werden. Muskelmänner brauchen wir nicht.“

Dieses überraschende, aber nach Ludwigs Romanstudien nicht verwunderliche Urteil läßt vermuten, daß ein neuer ernster Roman

anders als „Zwischen Himmel und Erde“ ausgesehen hätte, wenn — ja, wenn! Es ist eben das Tragische an Otto Ludwigs Schaffen, daß man dieses Wörtlein immer wiederholen muß: Wenn der Dichter die Kraft gehabt hätte, einen neuen Roman zu vollenden. Wenn es möglich gewesen wäre, die theoretischen Beobachtungen in der Praxis zu verwerten. Wenn der Dichter den Mut gehabt hätte, mit Ausschaltung der kritischen Bedenken ein Werk in raschem Gusse zu formen.

Aber leider zeigen auch die Entwürfe der fünfziger Jahre die tastende Unsicherheit, die die Vollendung unmöglich macht. Wir sind bereits bei der Betrachtung der allgemeinen Gesichtspunkte auf Stellen gestoßen, die als grundlegende Axiome hätten gelten müssen und doch einen erstaunlichen Mangel an Entschlußfähigkeit und Klarheit verrieten. Vollends ängstlich wird der Dichter, wenn er an die Veröffentlichung denkt. Er hofft, das Werk in der „Kölnischen Zeitung“ publizieren zu können; aber von vornherein beschließt er, für die dann folgende Buchausgabe wesentliche Änderungen vorzunehmen. Ja, von dem Erfolge des ersten Teils macht er die Vollendung des ganzen Romans abhängig. So heißt es z. B. an einer Stelle: „[Die Jugendgeschichte] wäre dann das Probebuch, geeignet, allein abgedruckt zu werden, um zu sehen, wie die Aufnahme, wodenn man fortfahren oder auch es liegen lassen könnte.“ Es ist auch schon darauf hingewiesen worden, daß die Unsicherheit eine endgültige Bestimmung über die Form des Romans, ob Tagebuch oder Erzählung, verhinderte. Immer wieder begegnen uns Meditationen über diesen Punkt. Dazu gesellt sich eine weitere Sorge: „Eine zweite Klippe: Sowie die Geschichte mehr kulturhistorisch wird, so fehlt das charakteristische Detail, welches uns die Geschichte wirklich macht.“ Aber noch tragischer berührt nach all den vielen Entwürfen zu diesem humoristischen Roman die zweisehlende Frage: „Soll das Komische oder soll das Ernste die Hauptsache werden?“ Geradezu rührend sind die zahlreichen Ermahnungen an sich selbst, wie etwa folgende: „Ich darf's mir nur im Anfang nicht zu leicht machen!“ „Dabei aber mehr als Poet zu Werke gehen, denn als Kritiker!“ „Nur nicht die Entwicklung in zu viele Schritte

zerlegt, da jeder eine Szene forderte!“ „Ich werde die Sache viel konkreter fassen müssen.“ Und diesen Ermahnungen folgen wieder Klagen über die Schwierigkeiten, deren der Dichter nicht Herr zu werden vermochte: „Unangenehm ist, daß man es für Satire gegen das Rechte halten kann“; „Schlimm, daß das Konzil pp. eigentlich dramatisch gedacht ist“; oder endlich gar: „Unsere Aufgabe ist sehr schwierig, weil wir die Erfindung von hinten anfangen.“

Solche Äußerungen zeigen deutlich, daß der durch die Krankheit ins Riesengroße gesteigerte Mangel an Entschlußfähigkeit es dem Dichter in den fünfziger Jahren unmöglich machte, die Vollendung des Werkes zu erreichen, die schon durch den Stoff und seine Behandlungsmöglichkeiten unwahrscheinlich geworden war. Um so mehr ist zu bedauern, daß das Werk nicht um die Mitte der vierziger Jahre vollendet wurde und daß von dem Fragment nur ein geringer Bruchteil erhalten geblieben ist. Denn mag auch das Werk an künstlerischer Bedeutung hinter der „Maria“ zurückstehen, so ist es doch für die Kenntnis des Entwicklungsganges Otto Ludwigs von denkbar größter Bedeutung, da hier am deutlichsten der Übergang von Jean Paul zu Zimmermann, von der Romantik zum Realismus zu erkennen ist.

III. Dämon Geld

Wenn man die umfangreichen Entwürfe zu diesem Roman durchblättert und besonders auf die Gesichtspunkte achtet, die Ludwig als Leitmotive für die Ausführung aufgezeichnet hat, fällt die Ähnlichkeit mit den für das „Schulmeisterleben“ notierten Gesetzen auf, aber auch die gleiche Unsicherheit, die die Ausarbeitung in stärkstem Maße hindern mußte.

Schon der Untertitel „Eine Alterweibergeschichte“, der uns auf dem frühesten und dem spätesten Planhefte begegnet, weist darauf hin, daß sich der Dichter lange Zeit damit getragen hat, das Ganze als autobiographischen Roman zu behandeln, eine Vermutung, die durch eine Stelle der Entwürfe bestätigt wird: „Vielleicht am besten: die Heldin erzählt selbst, dann ist es am leichtesten, die Rätsel festzuhal-

ten, besonders den Stiefvater und die Waise . . . Man muß in der ganzen Erzählung den Charakter gewahr werden, den sie sich beilegt und im Buche selbst als das Bleibende davon entwickelt, Wahrheit, Redlichkeit, Stolz — wenn sie nicht verschweigt und nicht vermäntelt, wie töricht sie damals dachte und handelte. Sie hat aber auch Wit und Humor, viel Farbe u. s. w., einstimmend mit der Erzählung, wo sie sich selber Geist beimißt und Laune. — Die ganze Erzählung muß etwas von Frauenplaudern an sich haben; die Ausführlichkeit paßt.“ Aber wie beim „Schulmeisterleben“ der gleiche Beschluß für die Ausföhrung durch einen Nachsatz mit dem Wörtlein „Oder“ in Frage gestellt wird, genau so auch hier: „Es wäre auch so zu machen, daß die Heldin nicht selbst erzählte, aber die Erzählung hauptsächlich mit ihr ginge, so daß sie nur ausnahmsweise hier und da eine andere Figur begleitete. So bliebe die Heldin doch eine Art Medium für den Leser; wir nähmen unsere Meinung über die Dinge aus ihrer, wobei wir freilich unsere eigene haben könnten, wenn wir wollten. Das wäre ein Mittelweg. Wo wir über das Folgende getäuscht werden sollten, um der Spannung willen, geschähe das durch der Heldin Täuschung.“

Aber auch bei den Grundsätzen für die Ausarbeitung werden wir an die letzten Entwürfe zum „Schulmeisterleben“ erinnert. Sätze, wie: „Das Detail immer so, als wäre es sein eigener Zweck und müßte durch sich selbst und für sich selbst, aber nicht durch oder für etwas anderes interessieren oder unterhalten; als wäre z. B. des Autors Zweck, im Anfang bloß und lediglich ein Bild von dem Begräbniß und der Kleinen Gedanken dabei zu geben“ oder: „Das etwa Spannende, das heißt auf die Zukunft Verweisende, ebenfalls nur so, als sollte es durch seine Gegenwart interessieren und hätte sonst keinen Zweck“, könnten sehr wohl mutatis mutandis in den Entwürfen zu jenem Roman stehen.

Und wie dort bei dem Planheften der fünfziger Jahre auf Grund der bisher bekannten Quellen eine genaue Datierung nicht möglich war, so ist dies auch hier der Fall. Die Briefe und Hauskalender, so weit sie mir bisher bekannt wurden, bieten für die Entstehung von

„Dämon Geld“ keinerlei Notizen, so daß wir auf die wenigen Daten auf den Manuskripten selbst beschränkt sind. Da auf dem Titelblatt des ältesten Planheftes die Angabe „Ostergabe für 1852“ zu finden ist, was auf eine beabsichtigte Veröffentlichung zu dem angegebenen Termin schließen läßt, erhalten wir als den bisher feststellbaren terminus a quo den Winter 1851/52. Das ausgeführte Stück trägt zwar in der Handschrift das genaue Datum 4. bis 7. Juli, leider aber keine Jahreszahl. Sicherlich ist es nicht vor dem Juli 1854 entstanden. Denn die genaue Honorarberechnung für die „Kölnische Zeitung“ weist auf den Abschluß der Verhandlungen wegen der „Heiterthei“ hin. Die Mitteilungen über die Honorarfrage erhielt Ludwig am 18. Juli 1854 (vgl. Band II. S. XIII). Wahrscheinlich ist es daher, daß diese Notizen über das Honorar nach diesem Zeitpunkte eingefügt wurden, als ihm jene Bedingungen noch frisch vor Augen standen. Der Grund für das plötzliche Fallenlassen des Stoffes würde dann in der Wiederaufnahme der „Agnes Bernauer“ zu suchen sein. Allerdings ist es aber auch möglich, daß das Fragment dem Jahre 1855 angehört.

Da für den Band „Epische Pläne“ eine Mitteilung von größeren Partien der Entwürfe zu dem Roman vorgesehen ist, möchte ich dem Bearbeiter jenes Bandes nicht durch eine Analyse des geplanten Werkes vorgreifen. Ich beschränke mich daher auf die Mitteilung dessen, was Adolf Stern gelegentlich des Erstdruckes des Fragments im „Kunstwart“ aus den Entwürfen hervorgehoben hat.

Der Roman sollte „die verschiedenen Wirkungen des Geldes (Besitzes) auf die Menschen, sowohl auf ihren Charakter im Tun, als im Meinen von andern“ darstellen, und bald in einer vorstädtischen Mühle, bald in einem halb bäuerlich gebliebenen Winkel einer großen Stadt (Abigau bei Dresden), bald „in einer kleinen Stadt, die erst während der Geschichte durch eine Eisenbahn der Hauptstadt genähert wird“ (wobei vielleicht an Meissen zu denken wäre), spielen. Die Heldin des Romans, „der im naiven Idyll beginnt, ins große Weltleben übergeht und sich wiederum bewußt ins Idyll zurückzieht“, sollte das kleine Liesle werden. Die Entwicklung der Erzählung hat

Ludwig selbst an einer Stelle der Entwürfe kurz zusammengefaßt: „Die ‚Bäse‘ in ihrer Pietät hat das ‚Mädle‘ als Mutter erzogen, die vom Vater verhätschelt wird und von ihr (der Schwester) mit; sie ‚schlachtet sich ins Haus‘ und sieht sich nur als Ergänzung der halbkindischen Schwester an, sie wird sozusagen mitgeheiratet. Nach des ersten Mannes Tode gewinnt der Gesell die Mutter; trotz der Bäse heiratet sie ihn; die Bäse vererbt ihre Sorgfalt von dem einen auf das andere Kind, ohne jener etwas zu entziehen. Sie verliert ihren Einfluß; ihr Gedanke, sich abzutrennen, um für jene weiter sorgen zu können, da der neue Schwager sie ruinieren wird, wird realisiert durch eine Art Austreibung. Nun gibt sie der langjährigen Werbung eines dabei alt gewordenen Werbers, ohne Familie und reich, nach und pflegt ihn rechtschaffen, ohne die Ihren zu vergessen, bis zu seinem Tode. Die nun von ihrem Manne beherrschte Schwester stirbt, und deren Tochter, in die Wellen des Wohllebens gerissen, macht ihr Kummer. Der Stiefvater hat (scheinbar) Glück und geht nicht so schnell zugrunde, als sie (die Bäse) gemeint. Sie sucht mit dem Mädchen, das sich, von jenen Wellen fortgerissen, immer weiter von ihr entfernt, sich ihrer schämend, in ein wohlthätig Verhältnis zu treten, jene aus den Wellen zu retten, durch eine Ehe, es gelingt nicht. Sie muß sich gestehen, die Schwester verzogen zu haben, und wendet nun weise Strenge an; sie läßt die innere Umwendung in der Heldin sich, ungestört von unzeitigem Entgegenkommen, vollziehen, was sie fast bereut, bis sich alles zum besten gibt, bis die Heldin, nach Selbstbeschränkung nun selbst verlangend, wiederum zur Bäse in das alte Verhältnis tritt.“

Wenn man diesen Grundgedanken des Romans festhält, muß man erstaunt sein, wie sehr und mit welcher Feinheit das ausgeführte Kapitel den Zwecken der Exposition dient. Alles scheint absichtslos geschildert zu sein, um ein reines Stimmungsbild hervorzurufen. Nur der „göttliche Zufall“ scheint hier gewaltet zu haben um das Wort eines modernen Dichters anzuwenden. Und doch eröffnet dieses einfache Bild deutliche Perspektiven nach vorwärts und rückwärts. Mit wenigen charakteristischen Strichen sind die ganzen Verhältnisse

geschildert. Man erkennt, wie sie seit Jahren bestanden haben. Das Verhältnis der Base zu Schwester und Nichte ist mit scharfen Zügen umrissen, und das Auftreten des Gefellen läßt vermuten, daß auch er im weiteren Verlauf des Romans eine Rolle spielen solle. Man fühlt, daß dieses Kapitel den Ausgangspunkt für die Kette der Verwicklungen geben, daß sich nach dieser glücklichen Exposition das Ganze ohne Schwierigkeit abrollen muß. Daß aber gerade hier das Werk aufhören mußte, läßt uns wieder die Tragik ermessen, die über Otto Ludwigs ganzem Schaffen liegt.

IV. Falsch und treu

Schon Moritz Heydrich hatte mitgeteilt, daß Otto Ludwig sich mit dem Gedanken getragen hatte, die „Agnes Bernauer“ in Romanform zu behandeln. Aber erst aus dem Nachlasse Cordelia Ludwigs ist das Anfangskapitel aufgetaucht, das der Dichter im September 1854 niederschrieb. Doch läßt sich der Gedanke einer prosaischen Behandlung bis in die Mitte der vierziger Jahre verfolgen. In einem Briefe an Eduard Devrient vom 5. Dezember 1846 heißt es: „Aus dem ‚Engel‘ ist, glaub’ ich, nichts für das Theater zu machen ob er nicht als dramatisierter Roman oder Novelle in die Welt gehen könnte?“ Etwa gleichzeitig fragt sich der Dichter in einem an Gutzkow gerichteten Briefe vom 2. Februar 1847, ob der Engel „nicht als dialogisierte Novelle, vielleicht von einigen Liedern und Balladen begleitet, in die Welt gehen könnte“.

Wieder drängt sich das Bedauern auf, daß das Werk gerade da abbricht, wo ein Höhepunkt erreicht werden sollte, den eine mit geschickter Hand aufgebaute Spannungstechnik vorbereitet hat. Von da ab hätte sich dann der Roman mühelos in epischer Breite abrollen können. Dieses Bedauern ist um so größer, als die epische Behandlung für den Dichter vielleicht eine Möglichkeit geboten hätte, sich diesen Stoff vom Herzen zu schreiben und sich erleichtert dankbareren Aufgaben zuzuwenden.

Man kann diesem Romanfragment nicht in vollem Maße gerecht werden, ohne die Entwicklung des Agnes-Bernauer-Stoffes bei Otto Ludwig zu verfolgen und insbesondere das Dramenfragment von 1854 heranzuziehen, um die Unterschiede festzustellen, die Ludwig bei der Behandlung des gleichen Stoffes in Drama und Roman und bei der verschiedenartigen Ausführung der Exposition in beiden Dichtungsgattungen gemacht hat. Da dies aber zu weit führen und vieles vorausnehmen würde, was bei den Bernauer-Dramen gesagt werden muß, so sei hier nur kurz auf die Einleitung zu jenem Bande verwiesen.

*

*

*

Bei meinem Suchen nach der Handschrift des „Schulmeisterlebens“ bin ich von zahlreichen Bibliotheken und Privatpersonen freundlichst unterstützt worden, denen ich meinen aufrichtigen Dank aussprechen möchte. Namentlich seien nur die Herren Professor Adolf Bartels in Weimar und Bibliothekar Theodor Linschmann in Meiningen genannt, die sich mehrmals in dieser Angelegenheit bemüht haben. Endlich bin ich noch meiner Frau zu besonderem Danke verpflichtet, die die oft recht schwer lesbaren Entwürfe zum „Schulmeisterleben“ entziffert hat.

Gräfelfing bei München,
am Geburtstage Otto Ludwigs,

12. Februar 1914.

Hans Heinrich Vorchardt.

The first part of the paper is devoted to a discussion of the general principles of the theory of the structure of the atom. It is shown that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics, and that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics. The second part of the paper is devoted to a discussion of the general principles of the theory of the structure of the atom. It is shown that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics, and that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics.

The third part of the paper is devoted to a discussion of the general principles of the theory of the structure of the atom. It is shown that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics, and that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics. The fourth part of the paper is devoted to a discussion of the general principles of the theory of the structure of the atom. It is shown that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics, and that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics.

The fifth part of the paper is devoted to a discussion of the general principles of the theory of the structure of the atom. It is shown that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics, and that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics. The sixth part of the paper is devoted to a discussion of the general principles of the theory of the structure of the atom. It is shown that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics, and that the structure of the atom is determined by the laws of quantum mechanics.

Zwischen Himmel und Erde



Das Gärtchen liegt zwischen dem Bohnhause und dem Schieferschuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Bohnhaus zum Schuppen gehend hat man es zur linken Seite; zur rechten sieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremise und Stallung, vom Nachbarhause durch einen Lattenzaun getrennt. Das Bohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal sechs grünangestrichene Fensterladen nach einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Tor nach einer Nebengasse; die Rosen an den baumartig hochgezogenen Büschen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausschauen, das den Vermittler macht zwischen den beiden größern Schwestern. Jenseits des Gäßchens steht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeschlossenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptstraße offene Augen; und sieht man die geschlossenen nach dem Gäßchen zu genauer an, so findet man bald die Ursache ihres ewigen Schlafes: sie sind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Bohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, sieht nicht nach allen Seiten so geschmückt aus als nach der Hauptstraße hin. Hier stricht eine blaß rosenfarbene Lünche nicht zu grell von den grünen Fensterladen und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu die Wetterseite des Hauses erscheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharnischt; mit der andern Giebelwand schließt es sich unmittelbar an die Häuserreihe, deren Beginn oder Ende es bildet; nach hinten aber gibt es einen Beleg zu dem Sprüchwort, daß alles seine schwache Seite habe. Hier ist dem Hause eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzstämmen gestützt, zieht sie sich längs des obern Stockes hin und erweitert sich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer

Durchgang aus dem obern Stock des Hauses. Wer von da nach der „Gangkammer“ will, muß aus der hintern Haustüre heraus und an der Wand hin wohl sechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen hühnersteigartigen Treppe, und wenn er diese hinaufgestiegen, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reise wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigstens im Sommer; und vorausgesetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezugene Leine ist nicht durchaus mit Wäsche behängt. Denn im Winter schließen sich die Laden, die man im Frühjahr wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zusammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erscheinen, den eine gewöhnliche Menschenlänge beherrscht.

Ist die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche und stechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, so vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Gestalt und glänzender Putz. Die äußerste Sauberkeit lächelt dem Beschauer aus dem verstecktesten Winkel entgegen. Im Gärtchen ist sie fast zu ängstlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen scheint nicht mit Hacke und Besen gereinigt, sondern gebürstet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die so scharf von dem gelben Kies der Wege abstecken, das Ansehen, als wären sie nicht mit der Schnur, als wären sie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaumeinfassung, als würde sie von Tag zu Tag von dem akkuratesten Barbier der Stadt mit Kamm und Schermesser bedient. Und doch ist der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten sehen kann, wenn man auf der Emporlaube steht, und zwar einen Tag wie den andern zu derselben Minute, noch sauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geschieht täglich so pünktlich um dieselbe Zeit wie sein Kommen — in so untadelhafter Weise, daß eigentlich nicht einzusehen ist, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwischen den hochstämmigen Rosen hin, die sich die Haltung des alten Herrn zum

Muster genommen zu haben scheinen, so ist ein Schritt wie der andre, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Tactes. Betrachtet man ihn genauer, wie er so inmitten seiner Schöpfung steht, so sieht man, daß er äußerlich nur das nachgetan, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezuriffelt worden zu sein wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denselben Ausdruck von Gewissenhaftigkeit getragen haben, den das Gesicht des alten Herrn zeigt und der in seiner Stärke als Eigensinn erscheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemischt, ja fast von Schwärmerei. Und noch jetzt scheint sie mit derselben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der sein Auge sein kleines Gärtchen überseht. Sein hinten kurzgeschnittenes und über der Stirn zu einer sogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar ist von derselben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weste, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in seinem Gärtchen vollendet er das geschlossene Bild desselben; außerhalb seines Hauses muß sein Ansehen und Wesen etwas Fremdartiges haben. Plasiertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu spielen, kommt der alte Herr Nettenmair daher: gestiegen, das silberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die spitze Höhe, sein blauer Überrock zeigt noch den schmalen Kragen und die bauschigen Schultern einer lang vorübergegangenen Mode. Das sind Haken genug, schlechte Wige daran zu hängen, dennoch geschieht dies nicht. Es ist, als ginge ein unsichtbares Etwas mit der stattlichen Gestalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die älteren Einwohner der Stadt, begegnet ihnen der Herr Nettenmair, eine Pause in ihrem Gespräche machen, um ihn respektvoll zu grüßen, so ist es jenes magische Etwas nicht allein, was diese Wirkung tut. Sie wissen, was sie in dem alten Herrn achten; ist er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verschwindet; dann hebt sich wohl eine Hand, und ein aufgerechter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund

vermöchte, von einem langen Leben, mit allen Bürgertugenden geschmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geschändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wieviel schärfer einem nach außen abgeschlossenen Dasein nachgerechnet wird. Und ein solches führt Herr Nettenmair. Man sieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn sein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er sich gönnt, sucht er in seinem Gärtchen. Sonst sitzt er hinter seinen Geschäftsbüchern oder beaufsichtigt im Schuppen das Ab- und Aufladen des Schiefers, den er aus eigener Grube gewinnt und weit in das Land und über dessen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin besorgt sein Hauswesen und ihre Söhne das Schieferdeckergeschäft, das mit dem Handel verbunden ist und an Umfang diesem wenig nachgibt. Es ist der Geist des Oheims, der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit bis zum Eigensinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das sie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfassenderen Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Die Schwägerin, eine noch immer schöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt diesen mit einer Art stiller Verehrung, ja Andacht. Ebenso die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rücksicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernststen Zurückhaltung etwas Rührendes hat, den Neffen beweist er die Zuneigung eines Vaters. Doch steht auch hier etwas zwischen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rücksichtsvoll Förmliches beimischt. Das liegt wohl zum Teile in der schweigsamen Geschlossenheit des alten Herrn, die sich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle seine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten, so in körperlicher Haltung und Bewegung wie in Urteil und Liebhaberei, auf sie übergegangen erscheinen. Wird in dem Familienkreise weniger gesprochen, so scheint ein Ausprechen von Wünschen und Meinungen des einen überflüssig, wo

der andere mit so sicherem Instinkte zu erraten weiß. Und wie soll das schwer sein, wo alle eigentlich ein und dasselbe Leben leben?

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen.

Die Nachbarn wundern sich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet. Es ist nun dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünschte das sogar, und der Sohn selbst schien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abbielt. Aber es geschah nicht, wiewohl Herr Nettenmair sich des Familienwesens seines Bruders und dessen Kinder väterlich annahm, auch sich sonst nicht verheiratete, soviel gute Partien sich ihm auch anboten. Damals schon begann das eigene Zusammenleben.

Es ist natürlich, daß die guten Leute sich wundern; sie wissen nicht, was damals in vier Seelen vorging, und wußten sie es, sie wunderten sich vielleicht nur noch mehr. Nicht immer wohnte die Sonntagstrube hier, die jetzt selbst über die angestrengteste Geschäftigkeit der Bewohner des Hauses mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bitterer Schmerz über gestohlenen Glück, wilde Wünsche seine Bewohner entzweiten, wo selbst drohender Mord seinen Schatten vor sich her warf in das Haus, wo Verzweiflung über selbstgeschaffenes Elend händeringend in stiller Nacht an der Hintertür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwischen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinter schlich. Damals schon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Gestalt, aber den Eigensinn des greisen Gesichts dämpfte nicht Milde; wenn sie über die Straße schritt, hielten auch die Knaben im lustigen Spiele an; aber die Gestalt sah nicht so freundlich auf sie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht fast erloschen war. Wohl war auch jener ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung seiner Mitbürger nicht weniger als sein milderer

Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von strenger Ehre. Er war es nur zu sehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hause bis zum Zerspringen schwellen machte, was in den verdüsterten Seelen umging und zum Theile heraustrat in der Selbstvergessenheit der Angst oder zur Lat wurde, zur Verzweiflungstat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt. Es ist Sonntag, und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienstes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weise zu dieser Stunde auf einer Bank in seiner Laube sitzt. Seine Augen ruhen auf dem schiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das auch nach ihm zu schauen scheint. Heute sind es einunddreißig Jahre, seit er nach längerer Abwesenheit auf der Wanderschaft in die Vaterstadt heimkehrte. Ebenso riefen die Glocken, als er durch eine Schnei hindurch an der Straße den alten Turm zum ersten Male wieder sah. Damals knüpfte sich seine nächste Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt liest er seine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergesse, der Leser weiß nicht, wovon ich spreche. Es ist ja eben das, was ich ihm erzählen will.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann statt des alten, den wir verlassen. Er ist hochgewachsen wie dieser, aber nicht so stark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurzgeschoren, über der weißen hohen Stirn in eine sogenannte Schraube künstlich gedreht. Auf seinem Gesicht erscheint noch nicht die Strenge des Alten, dem gutmütigen Ausdrucke ist die Narbe erlittenen Seelenschmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtsinnige Unbekümmertheit, die sonst seinem Alter eigen, und auch nicht das bequeme nachlässige Wesen, das dem fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt-Georgsglocken aus der tief unten liegenden

Stadt steigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Busch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenliegt. Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben! Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genuß des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimat umarmen sich all unsre guten Engel.

Unsern jungen Wanderer drangen Tränen aus den ernstesten und doch so freundlichen Augen. Schämte er sich nicht vor sich selbst, er hätte laut geweint. Er kam sich vor, als hätte er seinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt und nun, da er erwacht, könne er sich auf den Traum kaum mehr besinnen. Als hätte er nur geträumt, er sei ein Mann geworden in der Fremde. Als sei es ihm immer schon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er das beim Erwacht sei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in diesem Augenblicke der Aufregung seines ganzen Innern den Spinnfaden nicht übersah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen seinen Rocktragen wehte, und daß er die Tränen vorsichtig abtrocknete, damit sie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigensinnigsten Ausdauer erst die letzten, kleinsten Reste des Silberfadens entfernte, ehe er sich mit ganzer Seele seinem Heimatsgeföhle überließ. Aber auch sein Hängen an der Heimat war ja zum Theile nur ein Ausfluß jenes eigensinnigen Sauberkeitsbedürfnisses, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung ansah; und wiederum entsprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherem Bezuge zu seiner Persönlichkeit stand. Das Kleid auf seinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Vergrüßen, der vorhin die Aussicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs stieg eine Turmspitze auf. Es war die Spitze des Sanfts

Georgenturms. Der junge Wanderer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchste Gebäude der Stadt ihm zuerst und vor den übrigen sichtbar werden mußte, seine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die sie in den Umstand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turmes bedurfte einer Reparatur. Diese war seinem Vater übertragen worden und war der Grund, wenigstens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreise gewillt gewesen. Vielleicht morgen schon begann er seinen Teil Arbeit. Dort, senkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken sich bewegen sah, war die Aussteigetüre angebracht. Dort sollten die beiden Balken sich herauschieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmte bis zur Helmstange, das Tau seines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die lustige Fahrt um das Dach. Und wie es seine Natur war, sich mit festen Herzensfäden an die Gegenstände anzuspinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen sollte, so sah er in dem Auftauchen der Turmspitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als gälte es, eine freundlich dargebotene Hand zu drücken. Dann beschleunigte der Gedanke an die Arbeit seinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchsten Kante des Berges ihm die ganze Heimatstadt vor seinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er stehen. Dort stand das Vaterhaus, dahinter der Schieferschuppen; in derselben Vorstadt, nicht weit davon, das Haus, wo sie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte sie in seinem Vaterhaus, war seines Vaters Tochter, seines Bruders Weib, und er sollte von heute an in demselben Hause leben und sie täglich sehen als seine Schwägerin. Sein Herz schlug stärker bei dem Gedanken an sie. Aber keine von den Hoffnungen, die sich ihm sonst an ihr Andenken geknüpft, ließ es schwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schwester geworden, und was ihn jetzt bewegte, sah mehr einer Sorge gleich. Er mußte, sie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die einzige im ganzen Vaterhause, die sein Kommen ungern sah. Wie war das alles geworden? War

nicht eine Zeit gewesen, wo sie ihm gut zu sein schien? Wo sie ihm so gern zu begegnen schien als später beflissen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie sind die Bäume um das Haus größer geworden, seit er von dieser Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher gestanden — es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen, dem schönsten, meinte er, den er erlebt — am Pfingstschießen. Drin tanzte das übrige junge Volk; er ging selig um das Haus herum, in dem er sie tanzend wußte. Er fühlte sich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr gewesen als jetzt. Wie gern hätte er ihr gesagt — Wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu sagen, und wie gut wußte er es zu sagen, und führte es ein Zufall, daß er sie allein traf — und wunderbar, wie geschäftig der Zufall sich zeigte, ein solch Zusammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt sei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Versteck der tiefsten Seele zurück. So war es gewesen, wie sie, die Wangen vom Tanze glühend, allein herausgetreten war aus dem Hause. Es schien ihr nur um Kühlung zu tun; sie wehte sich mit dem weißen Tuche zu; aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, sie hatte ihn gesehen, sie erwartete, er sollte näher treten, und daß sie wußte, er verstand sie, das färbte ihr die Wangen röter. Das trieb, da er zögerte, sie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß sie einen Dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Lüre des Saals. Er hatte die beiden noch schweigend einander gegenüberstehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden gesehen. „Du suchst die Weate?“ fragte unser Held, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Nein“, entgegnete der Bruder. „Sie ist nicht zum Tanze, und das ist gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andere anschaffen, und bis ich eine finde, ist böhmisch Bier mein Schatz.“

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unser Held sah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. „Warum kann nichts werden?“ fragte er. „Und wie bist du nur?“

„Ja, du meinst, ich soll sein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke sitzt. Ich bin ein anderer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauen Rock es nicht will.“

„Der Vater rief dich gestern in das Gärtchen —“

„Ja, und zog seine weißen Augenbrauen, die wie mit dem Lineal gemacht sind, anderthalb Zoll in die Höh'. Ich hatte mir's wohl gedacht. Du gehst mit der Beate vom Einnehmer. Das hat aufgehört von heut an!“

„Ist's möglich? Und warum?“

„Ja, hast du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum vorgebracht hätte? Und hast du ihn je gefragt: ‚Warum denn aber, Vater?‘ Ich möchte sein Gesicht sehen, fragte ihn einer von uns: ‚Warum?‘ Er hat's nicht gesagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben soll mit mir und der Beate. Ich hab's die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint' ich, er deutet' nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Da ist ja der Ort, wo er seine Kabinettsbefehle austellt. Mit dem Einnehmer soll's nicht gut stehn. Es geht die Rede, er braucht' mehr, als seine Besoldung hergeben will. Und — nun, du bist ja auch ein Federchensucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geschichte haben, aber das Mäd'el dauert mich, und ich muß sehn, wie ich sie vergesse. Ich muß trinken oder mir eine andere anschaffen.“

Unser Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß seine Reden nicht so wild gemeint waren, als sie klangen, und der Bruder bewies ja seine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That seines Gehorsams; dennoch wäre es unserm Helden lieb gewesen, der Bruder hätte sie auch im Reden gezeigt wie im Tun. Der Bruder hatte mit seiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unsauberes auf der Seele des Bruders, und er strich unwillkürlich mehrmal mit der Hand über den Rockfragen desselben hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwischen. Vom Tanze

hatte sich Staub darauf gelagert; wie dieser entfernt war, kam ihm die Empfindung, als sei wirklich entfernt, was ihn gestört.

Das Gespräch tauschte seinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu sprechen, das vorhin sich Kühlung zugewehrt; Apollonius mußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege seines Denkens führten, so hielt es ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar fest. Er vergaß den Bruder so, daß er zuletzt eigentlich mit sich selbst sprach. Der Bruder schien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unberufter Beredsamkeit pries, erst wahrzunehmen. Er stimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus seiner Selbstvergessenheit weckte und seine Wangen so rot färbte, als die des Mädchens vorhin gewesen waren.

„Und da schleichst du um den Saal, wo sie mit andern tanzt, und zeigt sie sich, so haßt du nicht das Herz, mit ihr anzubinden. Wart', ich will dein Gesandter sein. Von nun soll sie keinen Reichen tanzen als mit mir, damit kein anderer dir die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehen. Laß mich machen für dich.“

Sie standen etwa zehn Schritt von der großen Saaltüre entfernt, Apollonius mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angesichte derselben zugewandt. Unser Held erschrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren sollte, was er für sie fühlte. Dazu kam die Scham über sein eigenes befangenes ungeschicktes Wesen ihr gegenüber, und wie sie davon würde denken müssen, daß er eines Mütters bedürfe. Er hatte schon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu tun, als die Erscheinung des Mädchens selbst ihm alles andere verdunkelte. Leise und allein wie vorhin kam sie aus der Türe geschritten. Unter dem Tuche, mit dem sie sich Kühlung zugewehrt, schien sie verstopfen um sich zu sehen. Er sah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte sie ihn gesehen? Aber sie wandte ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Sie schien etwas zu suchen im Grase vor ihr. Er sah, wie sie eine kleine Blume pflückte, diese auf eine Bank legte und, nachdem sie eine Weile wie zögernd gestanden, ob sie die Blume wieder aufnehmen sollte, wie mit schnellem Ent-

schloß sich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung schien zu sagen: „Mag er sie nehmen; sie ist für ihn gepflückt!“ Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Haat, mit der sie in der Thür verschwand, schien einer Reue vorbeugen zu sollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Tun verstanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren schien, hatte noch in seiner lebendigen heftigen Weise fortgesprochen; seine Worte waren verloren; unser Held hätte zwei Leben haben müssen, sie zu hören, denn das eine, das er besaß, war in seinen Augen. Jetzt sah er den Bruder nach dem Saale stürmen. Zu spät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Thür. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Findex hingelegt, für einen glücklichen, fand sie der, dem sie zugebacht war. Und unter den leisen, mechanisch fortgesetzten Zurufen seines Mundes an den Bruder, der sie nicht mehr hörte, er solle schweigen, fragte er sich innerlich: „Bist du's auch, für den sie die Blume hierhergelegt? Hat sie die Blume für jemand hierhergelegt?“ Sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, so war es das letzte.

Zweimal sah er verstohlen in den Saal, wenn die Thür sich öffnete; er sah sie mit seinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanzen den Bruder in seiner hastigen Weise auf sie hineinreden. Jetzt spricht er von mir“, dachte er, über das ganze Gesicht erglühend. Er stürzte in den Schatten der nahen Büsche, als sie den Saal verließ. Der Bruder führte sie heim. Er folgte den beiden in so großer Entfernung, als er nötig hielt, um von ihr nicht gesehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thür weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er sagte: „Noch will sie nichts von dir wissen; ich weiß nicht, ist es Ziererei oder ihr Ernst. Ich treffe sie schon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugestehen, Geschmack hast

du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe seither. Die ist noch ganz anders als die Beate. Und das will viel sagen!”

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Balthers Christinen getanzt und für den Bruder gesprochen und jedesmal, nachdem er sie heimgeführt, dem Helden Rechenschaft abgelegt von seinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob sie sich nur ziere oder ob sie unserm Helden wirklich abgeneigt sei. Er erzählte gewissenhaft, was er zu des Helden Gunsten ihr gesagt, was sie auf seine Fragen und Versicherungen geantwortet. Er hatte noch Hoffnung, als unser Held sie schon aufgegeben hatte. Und dieser hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müssen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, seine Reigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo sie ihn sah, so angestrentlich, als sie ihn früher gesucht zu haben schien. Und war er es denn gewesen, den sie damals suchte, wenn sie überhaupt jemand gesucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, sie abzupassen und selbst seine Sache bei ihr zu führen. Er bot seine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verschaffen, sie allein zu sprechen. Unser Held wies die Aufforderungen ab wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, sie nur noch mehr zu erzürnen.

„Ich kann's nicht mehr mit ansehen, wie du abmagerst und immer bleicher wirst“, sagte der Bruder eines Abends zu unserm Helden, nachdem er ihm gemeldet, wie er heute wieder erfolglos für ihn gesprochen. „Du mußt fort eine Zeitlang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr sage, du bist um ihretwillen in die Welt gegangen, wird sie sich vielleicht bekehren. Glaub' mir, ich kenne, was lange Haare trägt, und weiß damit umzugehen. Du schreibst ihr einen beweglichen Brief zum Abschied, den bekommt sie durch mich, und ich will ihr schon das Herz weich machen. Und ist's nicht zu erreichen, so wird dir's gut tun, wenn du ein oder mehrere Jahre von hier weg bist, wo dich alles an sie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit

der Art, die Schürzen trägt, besser umzuspringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das ist schon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock ist ohnehin vom Better in Köln angekommen worden, einen von uns zu ihm zu schicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Tasche gefallen war. Sag' ihm nur, du hättest aus seinen Reden so was gemerkt und wenn er's haben wollte, so wollest du gehn. Oder laß mich das machen. Du bist zu ehrlich."

15 Und er machte es wirklich. Es ist die Frage, ob sich unser Held freiwillig hätte entschließen können, die Heimat zu verlassen; er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne als in seiner Vaterstadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andere Städte gäbe und Menschen drin wohnten, der sich das Leben und Tun und Treiben dieser Menschen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner seiner Heimat es führten, sondern als eine Art Schattenspiel vorgestellt hatte, das nur für den Betrachter existierte, nicht für die Schatten selbst. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte wie zufällig das Gespräch auf den Better in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in seiner diplomatischen Weise gab, als vorbereitende Winke aufzufassen, faßte andere, die unsern Helden betrafen, damit zusammen. Nach öfterem Gespräche schien er's für den ausgesprochenen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Better müsse. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den seinen galt, nach seiner Weise brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden und auch für die nächste Zeit keine Aussicht auf eine bedeutende Vermehrung derselben. Zwei Hände waren zu entbehren, und blieben die im Geschäft, so waren die Kräfte desselben zu einem halben Müßiggang verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er „leiern“ nannte. Es fehlte nur an einem Widerstande von seiten unsers Helden. Dieser wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorschub von ihm zu erwarten bei einem Tun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

„Du willst den Apollonius nach Köln schicken“, sagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. „Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirst mich auf die Wanderschaft schicken müssen. Der Apollonius wird nicht gehen. Wenigstens heut und morgen noch nicht.“

Das war genug. Noch denselben Abend winkte der alte Herr unseren Helden sich in das Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaum blieb er stehen und sagte, indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachsen war, entfernte: „Morgen gehst du zum Vetter nach Köln!“

Mit schneller Wendung drehte er sich nach dem Angeredeten um und sah verwundert, daß Apollonius gehorsam mit dem Kopse nickte. Es schien ihm fast unlieb, daß er keinen Troß zu brechen haben sollte. Meinte er, der arme Junge denke trogige Gedanken, wenn er sie auch nicht ausspreche, und wollte er auch den Troß der Gedanken brechen? „Heut noch schnürst du deinen Ranzen, hörst du?“ fuhr er ihn an. Apollonius sagte: „Ja, Vater.“

„Morgen mit Sonnenaufgang machst du dich auf die Reise.“ Nachdem er so eine trogige Antwort fast erzwingen zu wollen geschienen, mochte er seinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorsam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einsackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergessen solle.

Und vom Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenschlägen, als sich die Türe des Hauses mit den grünen Fensterladen aufthat und unser junger Wanderer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derselben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt herabsah, hatte der Bruder Abschied von ihm genommen, und er ihm lange, lange nachgesehen. „Vielleicht gewinn' ich dir sie doch“, hatte der Bruder gesagt, „und dann schreib' ich dir's sogleich. Und ist's mit der nichts, so ist sie nicht die einzige auf der Welt. Du bist ein Kerl, ich kann dir's wohl sagen, so hübsch wie einer, und legst du nur dein blödes Wesen ab, kann dir's bei keiner fehlen. Es ist einmal so, die Mädchen können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die sich mir von selbst an den Hals würfe.

Und was soll ein rasches Mädel mit einem Träumer anfangen? Der Better in Köln soll ein paar schöne Töchter haben. Und nun leb' wohl. Deinen Brief besorg' ich noch heut."

Damit war der Bruder von ihm geschieden.

"Ja," sagte Apollonius bei sich, als er ihm nachsah. „Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Better oder sonst einer andern, und wär' sie noch so hübsch. Wär' ich anders gewesen, jetzt müßt' ich vielleicht nicht in die Fremde. War ich's, dem sie die Blume hingelegt hat am Pfingstschießen? Hat sie mir begegnen wollen damals und früher? Wer weiß, wie schwer's ihr geworden ist. Und wie sie das alles umsonst getan, hat sie sich nicht vor sich selber schämen müssen? Oh, sie hat recht, wenn sie nichts mehr von mir wissen will. Ich muß anders werden."

Und dieser Entschluß war keine taube Blüte gewesen. Das Haus seines Betters in Köln zeigte sich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz anderes Zusammenleben als daheim. Der alte Better war so lebenslustig als das jüngste Glied der Familie. Da war keine Vereinsamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Absonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf seiner Hut sein; keiner konnte sich gehen lassen. Apollonius hätte ein anderer werden müssen, und wenn er nicht wollte. Auch im Geschäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein Warum, und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und selbst das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgesprochen. Aber Dinge, die das Geschäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Betters Weise, ehe er selbst seine Ansicht über einen Punkt des Geschäftes aussprach, seine Gehülfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wissen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten sie dieselbe siegreich durchkämpfen; irrten sie, nötigte er sie, durch

eigenes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er sich Helfer, denen er manches überlassen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und so hielt er es auch mit andern Dingen. Es waren wenig Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach seiner Weise mit seiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchsprach. Indem er zunächst nur darauf auszugehen schien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundsätzen, die um so mehr Frucht versprachen, da die jungen Leute sie hatten selbst finden müssen. Woran der Vetter bei seinem Verwandten nicht tastete, das war dessen Gewissenhaftigkeit, Eigensinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beispielen fehlen, wie auch diese Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß sein Glück ihn zu dem Vetter geführt. Er verlor das träumerische Wesen immer mehr; bald konnte der Vetter die schwierigste Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete jede ohne die Hülfe fremden Rates zu solcher Zufriedenheit des Veters, daß dieser sich gestehen mußte, er selbst würde die Sache nicht umsichtiger begonnen, nicht energischer betrieben, nicht schneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling sich ein Urteil bilden über die Art, wie sie daheim die Geschäfte geführt hatten. Mußte er sich sagen, daß sie nicht die zweckmäßigste gewesen, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, verkehrt genannt werden mußte, dann warf er sich wohl seinen unkindlichen Sinn buter vor, strengte sich an, das Tun des Vaters bei sich zu rechtfertigen, und zwang sich, war ihm das unmöglich gewesen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe seine guten Gründe gehabt und er selbst sei nur zu beschränkt, um sie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im ersten schrieb dieser, er sei nun so weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenstand zu nennen sie nicht zu bewegen sei. Aus dem nächsten, der kaum von dem Mädchen sprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, dessen Grund er nicht zu finden mußte. Der dritte gab diesen

Grund nur zu deutlich an. Der Bruder selbst war der Gegenstand der verschwiegeneu Neigung des Mädchens gewesen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen seiner ersten Geliebten entsagt. Er hatte nichts davon geahnt, und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten, hatte Scham und Überzeugung, er selbst liebe sie nicht, ihren Mund verschlossen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er sich geirrt, als er gemeint, jene stummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte sich, daß er seinen Irrtum nicht damals schon eingesehen. War nicht sein Bruder ihr so nah als er, da sie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn sie ihm so absichtlich-unabsichtlich allein begegnete — ja, wenn er sich die Augenblicke, die Eigentümer seiner Träume, vergegenwärtigte — sie hatte seinen Bruder gesucht; darum war sie erschrocken, ihm zu begegnen, darum floh sie jedesmal, wenn sie ihn erkannte, wenn sie den fand, den sie nicht suchte. Mit ihm sprach sie nicht; mit dem Bruder konnte sie viertelstundenlang scherzen.

Diese Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnersten Schmerzes; aber das Vertrauen des Betters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emsigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der sein Wesen durch beides schon gereift war, bewährten sich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein späterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walthier, der des Mädchens Neigung entdeckt, und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder solle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte Apollonius so gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; sie war schön und brav; sollte er sich dem Willen des Vaters entgegensetzen um Apollonius' willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zustimmung Apollonius' im voraus gewiß, hatte er sich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erste Hälfte des folgenden Briefes, in welchem er seine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Trostesworten kam die Entschuldigung oder vielmehr Recht-

fertigung, warum der Bruder zwischen diesem und dem vorigen Briefe zwei Jahr lang nicht geschrieben. Darauf eine Beschreibung seines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm sein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geschäft nach seiner souveränen Weise allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeitlang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlassen, dann hatte ihn das alte Bedürfnis zu herrschen, durch die Langeweile der gezwungenen Muße noch geschärft, sich wieder aufzuffinden lassen. Nun kannte er die Sache, um die es sich eben handelte (und an die er sich bisher nichts gekehrt), nur unzureichend; und wenn er sie kannte, so war ihm darum zu thun, seinen Willen als den herrschenden durchzusetzen. Und schon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt. Was bereits geschehen, Arbeit und Auslage war verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hülfe nehmen, und die beste Darstellung des Verhaltes ersetzte dem alten Herrn den Mangel der eigenen Anschauung nicht. Zuletzt mußte er einsehen, daß die Sache auf seinem Wege nicht ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet, und was ihn noch tiefer traf, er hatte sich bloßgegeben. Nach einigen dergestalt mißlungenen Versuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an sich zu reißen, hatte er sich ganz von den Geschäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer sich einem andern unterzuordnen und gar dem eigenen Sohne, der bis vor kurzem noch der ungefragte und willenslose Vollzieher seiner Befehle gewesen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beschäftigung; er konnte sich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt seinen Besorgern von selbst abgefordert. Er konnte das Alte entfernen, Neues ersinnen und wieder Neuerem Platz machen lassen, und er that es. Unumschränkt herrschend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Gesetze der Natur nur noch ein einziges waltete, sein Wille, vergaß

oder schien er zu vergessen, daß er früher einen mächtigeren Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geschäfte und dem wunderlichen alten Herrn schrieb der Bruder in seinen folgenden Briefen von den Festlichkeiten der Schützengesellschaft der Vaterstadt und einem Bürgervereine, der zusammengetreten war, sein Ergötzen von dem der niedriger stehenden Schichten der Bevölkerung abzusondern. Aus allen den Beschreibungen von Vogel- und Scheibenschießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und seine junge Frau dastanden, lachte die höchste Befriedigung der Eitelkeit des Briefstellers. Nur in einer Nachschrift war in dem letzten Briefe des ernstern Umstandes leicht Erwähnung getan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen lassen und habe ihn mit der Ausführung derselben betraut. Der im blauen Rocke dringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterstadt und das Geschäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm liebgewordenen Verhältnisse in Köln nicht um einer so geringfügigen Ursache willen verlassen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandenen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden sein. Der schadhafte Stellen an Turm- und Kirchendach seien nur wenige. Uebrigens, sehe er auch ab von dem Widerwillen seiner Frau gegen Apollonius, den er seither so vergebens bekämpft, würde es diesem eine unnütze Quälerei sein, alles das sich wieder aufzufrischen, was er froh sein müsse, vergessen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorsam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anspielung auf ein Verhältnis unseres Helden mit der jüngsten Tochter des Betters, von dem die Vaterstadt voll sei. Der Bruder ließ sich ihr als seiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein solches Verhältnis nicht bestand, Apollonius konnte sich sagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Bette hatte schon manchen Wink fallen lassen, der dahin zielte, und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte sich nicht gesträubt. Unser Apollonius war ein Bursche geworden, den so leicht keine ausge-

schlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung stand. Die Gewohnheit, nach seinem eigenen Ermessen zu handeln und über die Tätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter selbständig zu verfügen, hatte seinem Außern Haltung, seinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von seiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, sich träumend in sich selbst zu versenken, noch übriggeblieben war, erhöhte noch die sichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Veters Schwiegersohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübsch, brav und ihm zugetan wie eine Schwester. Aber nur als eine Schwester sah er sie an; es war ihm nie der Wunsch gekommen, sie möchte ihm mehr sein. Die Neigung zu Christianen meinte er besiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur sie es war, die zwischen ihm und des Veters Tochter stand und zwischen ihm und jeder andern gestanden hätte. Als er erfuhr, Christiane liebte seinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapsel mit der Blume von der Brust genommen, wo er sie seit jenem Abende trug, da er sie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben. Als Christiane seines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapsel mit der Blume ein und schickte sie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer gewesen, aber besitzen durfte er die Blume nicht mehr. Besitzen durfte sie nur der, für den sie bestimmt gewesen, dem die Hand gehörte, die sie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorsam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubnis als Befehl. Wenn die Frühlingssonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verschlossen stand, dann sieht man, es war schlafendes Leben, was wie vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es sich und dehnt sich und wird zur summanden Wolke und braust jubelnd hinein in den goldenen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterstadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schwester — diesen Namen gab er Christianen — riefen ihn. Er fühlte sich sicher,

daß es nur die Schwester war, die ihn zu ihr zog. Doch sie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geschrieben, einen Widerwillen, so stark, daß sechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft. Es war ihm, als müsse er schon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er sei wert, ihr Bruder zu sein. Das schrieb er dem Bruder in dem Briefe, der seinen Gehorsam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten sollte. Er konnte ihn versichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet sei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an sie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe herabsah, fragte er sich: „Wird mir's gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schwester ist?“

Noch eine Weile stand er und sah hinab. Aber seine Haltung hatte sich verändert, und sein Blick war ein anderer geworden. In Gedanken hatte er die letzten sechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden träumerischen Knaben zum Manne geworden. Als sein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob sich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unsichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er schalt sich über sein kindisches Gaffen. Er mußte sobald als möglich die Dinge in der Nähe sehen, um sich ein Urteil zu bilden, was zu tun sei. Die Liebe zur Heimat war noch so stark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter ist, die ihn hätschelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu schaffen es ihn trieb.

Wer heute in das Haus hineinschauen konnte mit den grünen Fensterladen, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken seiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleise gingen. Man konnte es sehen an der Art, wie die Leute aufstanden und wie sie sich setzten, wie sie die Türen öffneten und schlossen, wie sie Dinge

anfaßten und wieder wegstellten, mit denen sie weiter nichts taten als sie nehmen und wieder hinstellen und offenbar auch weiter nichts tun wollten. Wer sich besinnt, in welcher Gemütslage er am öftesten die Uhr aus der Tasche zog, und noch ehe er sie wieder in die Tasche versenkt, schon vergessen hatte, welche Zeit es sei, und sie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, sie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob sie noch ging oder nicht, den Uhrschlüssel suchte und sie aufzog, vielleicht zum dritten Male in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er sich noch besinnen kann auf das, was er schon damals nicht wußte, als er es that, erraten können, was die Leute zu aller der zwecklosen Läßigkeit verleitet. Auch der junge Herr, der eben zum sechsten Male seit einer Stunde seine Uhr aufziehen will, ist so wenig mit dem Bewußtsein bei diesem Geschäft, daß er es in der nächsten Viertelstunde zum siebenten Male versuchen wird. Dann setzt er seine wohlgenährte kurze Gestalt auf den Stuhl am Fenster, und es ist ungewiß, ob er hinaus auf die Straße sieht oder ob er bei den Gedanken ist, die in derselben zwecklosen Unruhe, die sein Äußeres zeigt, wie Wolkenschatten an seinem Bewußtsein vorbeiflattern. Er sitzt in schwarzer Sonntagsgleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug zu sehen, wie schön sie ist, wie anmutig ihr das zerstreute Weien anseht — und es kleidet sie weit besser als ihn. Zuweilen scheint er es auch zu sehen, aber dann ist es, als wär' es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenschatten auf seinem Gesichte tiefer und flattern nicht mehr so schnell darüber hin. Er betrachtet die schönen Züge der jungen Frau genauer, ja es ist, als ob er sie belauerte, als ob er sich sorgenvoll frage, ob sie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein stärkerer Tritt von der Straße herein an sein Ohr, dann schrickt er auf, aber er vermeidet ihre schönen offenen Augen, die sie, vom Klange des Tritts geweckt, nach ihm hin aufschlagen kann.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem ebenso alten Herrn im blauen Rock nichts recht machen. Er ist zu aufgereggt und horcht und sieht zu viel durch den Zaun nach der Straße, darüber tut er bald

zu wenig, bald zu viel. Und der alte Herr schilt manchmal, scheint es auch nur, um seine eigene Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er untersucht, ob die Buchsbaumeinfassung der kleinen Beete auch so eigensinnig gleichmäßig geschoren ist, wie er sie geschoren haben würde, besäße er noch das scharfe Auge von ehemals. Der alte Valentin müßte eine Träne von den hohlen Backen wischen, wie es so oft geschieht, über die Hülflosigkeit des alten Herrn und tausend Vergleiche zwischen sonst und jetzt, die ihm der Anblick derselben herbeiruft; aber seine Augen und seine Gedanken sind auf der Straße vor dem Jaun.

Hinten am Ende des Ganges, neben der Thür des Schuppens, sitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemütlicher Gesell in Hemdbärmeln. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselt ohne sichtbaren äußeren Anlaß zwischen widerwärtiger Zutulichkeit und tückischem Troß. Er kramt, scheint es, unter seinen Gesichtern wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Born durch den Spalt der wenig geöffneten Haustüre lauscht das Dienstmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird sie auf einen Vorwand sinnen, die erste beste vorüberwandelnde Gestalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute seinen jüngern Sohn aus der Fremde zurück. Einstweilen sagt sie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verschiedenen Gruppen durch sein Ab- und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen ist. Und sogleich wendet er sich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu sagen, was er vernommen. Der alte Hund ist von der Unruhe der Menschen angesteckt. Ist doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor seiner Hütte schlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit scheint ihn zu mahnen, als er an seiner Hütte vorbeilaufen will. Er legt sich daneben, aber er schließt die Augen nicht; er scheint in tiefe Gedanken versunken. Denkt er sich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüssen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen und auf jeder Straße Wanderer, fortziehende und heimkehrende?]

Wer ein scharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu sehen, die sich spinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Enttägung an der Spule saß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgespannt, solange die Herzen leben, aus denen sie gesponnen sind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wanderers Seele vor ihm her und pocht schon an des Vaterhauses Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen, von Freudentränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfassen und ihn nicht lassen wollen, während sein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden schreitet. Und steht er auf der Flur des Vaterhauses, wie anders dann, wie anders oft ist sein Empfang, als er geträumt! Wie anders sind die Menschen geworden! In einer Minute sagt er zweimal: 'sie sind's', und zweimal: 'sie sind's nicht'. Dann sucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuser, den Fluß, die Berge, die das Heimalstal umgürten; die müssen doch die alten geblieben sein! Aber auch sie sind anders geworden. Oft sind es die Dinge, die Menschen, oft nur das Auge, das sie wiederfieht. Die Zeit malt anders als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zusammen war, in der Wirklichkeit muß er sich erst wieder an sie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen sollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müsse nach ihm aus- sehen, als er so schnell von seinem Stuhle aufstand? Er hatte schon die Türklinke in der Hand. Er ließ sie fahren. Ziel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblickes ersparen wollte, in dem sie einander allein gegen- übersehen mußten? Sie mit dem Widerwillen und er mit dem Bewußtsein jenes Widerwillens! Jetzt stieg die alte Gestalt des Geschiedenen vor dem Bruder auf, und es war, als befreite sie ihn von schweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er sich sonst von dem Gegenwärtigen abwandte und dabei ausah, als sagte er

zu sich: „Der Träumer!“ und eine rasche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch ein anderer er sei, wie besser er sich auf das Leben verstehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt“. Er musterte mit einem beruhigten Blick in dem Spiegel seine gedrungene Gestalt, sein volles rotes Gesicht, das tiefer in den Schultern saß, als er meinte, wenigstens nicht tiefer, als er für schön hielt; er steckte die Hände in die Beinkleidertaschen und klapperte mit dem Gelde darin. Er besann sich, schon dem Gesellen am Schuppen gesagt zu haben: „Es bleibt beim alten in der Arbeit. Du nimmst von niemand Befehle als von mir. Ich bin Herr hier.“ Und der hatte so eigen-zweideutig gelacht, als sagte er ein lautes Ja zu dem Redenden und zu sich: „Ich laß' dich so reden, weil ich es bin.“ Fritz Nettenmair dachte: „Lange wird er nicht bleiben; dafür will ich schon tun.“ Und über der Bewegung, die wiederum sagte: „Ich bin ein Kerl, der das Leben versteht“, fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute abend noch viel genugtuender empfinden wird, weil er es in allen Augen lesen kann, was er ist und kein anderer so außer ihm.

Seine junge Frau scheint Ähnliches zu denken. Auch sie sieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen sich darin. Die Ehe soll die Gatten sich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zusammenleben hatte hier zwei Gesichter sich ähnlich gemacht, die unter andern Umständen sich vielleicht ebenso unähnlich sehen würden. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, sondern nur eins davon dem andern. Die übereinstimmenden Züge — das konnte ein scharfes Auge sehen — waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt besser gewesen für beide, wenn er es auch nicht eingestehen würde und sie es nicht fühlte, wenigstens in diesem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wieviel Zeit mag nötig sein, wieviel Schmerzen wird sie zu Hülfe nehmen müssen, von einem ursprünglich so schönen Menschenbilde abzuwaschen, womit die Gewohnheit von Jahren es beschmutzt!

Die Tür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienstmädchens erschien in ihr. „Er kommt!“ Wer in der Straße zufällig am Fenster

steht, schaut mit Wohlgefallen auf die frische, schlanke, männliche Gestalt herab, die daher kommt, den Tornister auf dem Rücken, den Stock unter dem Arm. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten sich zugleich an seiner linken fest: ein Umstand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbarn, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenster und Türen. Er hat nun nicht bloß den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch andern zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengesichtern sich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben seine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; sie sehen, wie unmöglich es ihm ist. Und wo er vorübergegangen, da sagt ein Winken hinter ihm her: „Er ist noch der alte, hübsche, bescheidene Junge,“ und ein gehobener Finger setzt hinzu: „Aber er ist kein Junge mehr; er ist ein Mann geworden und was für einer!“ Ist das Fenster geschlossen, wird alles zu seinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, sein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern; die sind stiller als sonst, und die Sonne, die heut so viel heller scheint als an andern Tagen, bringt die seltsamsten Wirkungen auf sie hervor. Zunächst einen eigenen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenstern sich zu bewegen; dann ein ebenso wunderbar-plötzliches Wiedererwachen längst entschlafener Freundschaften, deren Gegenstände in der Nähe des Kettenmair'schen Hauses wohnen und die man besuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angesehen hätte, war nur irgendein Grund dazu vorhanden.

Ob die Veränderung, die mit unserm Wanderer in der Fremde vorgegangen, seinen Bruder ebenso erfreuen wird als die Nachbarn?

Er ist an der Thür des Vaterhauses angekommen. Vergeblich hat er an den Fenstern nach einem bekannten Anliß gesucht. Jetzt kommt ein unterlegter Herr im schwarzen Rock herausgestürzt. So hastig kommt er gestürzt, so wild umschlingt er ihn, so fest drückt

er ihn an seine weiße Weste, so nahe drängt er Wange gegen Wange, so lange läßt er sie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will sich nicht gern in die Augen sehen lassen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen lassen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Türe.

„Schön, daß du kommst! herrlich, daß du kommst! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geschäft. Aber es ist wirklich schön von dir; es tut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machst.“ „Deiner Braut!“ das sprach er so deutlich und mit so erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnstube vernehmen und verstehen konnte.

Der Ankömmling suchte mit feuchten Augen in des Bruders Angesicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin sei, was ihm so lieb und teuer gewesen. Der Bruder tat nichts dazu, ihm das Geschäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte, er sah nur, was sich zwischen Apollonius' Kinn und Fußspitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, sich mit der alten Wendung auf den Fersen an die Spitze des Zuges zu stellen. Aber nach dem Wenigen, das er gesehen, paßte „der Träumer“ nicht mehr, und die Wendung unterblieb.

„Der Vater hat es haben wollen,“ sagte der Ankömmling unbefangen. „Und was du da von einer Braut sagst —“

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in seiner alten Weise, so daß man, sprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verstanden hätte. „Schon gut! schon gut! Noch einmal: es ist prächtig, daß du uns besuchst, und vierzehn Tage wenigstens wirst du festgehalten, magst du wollen oder nicht. Kehre dich nicht an die,“ setzte er leiser hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Türe, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau stand mit dem Rücken gegen die Tür an einem Schrank, in welchem sie framte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte sie sich, und nur nach dem Manne. Noch sah der Schwar-

ger nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röthe darauf. Was man sonst an ihrem Benehmen auszufehen fände, es zeigte sich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, sich anders zu geben, als sie war. Sie stand da, als mache sie sich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müssen. Der Ankömmling ging auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm erst schien entziehen zu wollen und dann regungslos in der seinen liegen ließ. Er freute sich, seine werthe Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch sein Kommen sie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu besiegen, den sie gegen ihn trage.

In so schonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er sprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles so war, wie er es sich gedacht, und doch wieder so ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pause — denn seine Frau antwortete mit keinem Laute — ein willkommenes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten sich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachsenen bedrängte und sie nicht bemerkten und verstanden, um den neuen Onkel; und dieser war froh über den Anlaß, sich zu ihnen herabzubeugen und tausenderlei Fragen beantworten zu müssen.

„Die Brut ist aufdringlich,“ sagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er sah verstohlen nach der Frau. „Bei alledem wundt's mich, wie ihr bekannt geworden seid. Und so schnell so vertraut,“ fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken seine letzte Bemerkung weiter spinnen: „Es scheint, du verstehst schnell vertraut zu werden und zu machen.“ Ein Schatten wie von Besorgnis legte sich über sein rotes Gesicht. Aber den Kindern galt die Besorgnis nicht; er hätte sonst dabei nach den Kindern gesehen und nicht nach seiner Frau.

Der Ankömmling sprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken lassen, wessen Bild er so lebendig in sich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegnet

als seines Bruders Kinder erkennen lassen. Die Frage aber, wie sie so schnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin tun müssen. War er es doch gewesen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit jemand von dem sprechen zu können, von dem er so gern sprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen solchen Gesprächen aus, und der alte Herr machte sich nicht so gemein mit dem alten Gesellen, über Dinge mit ihm zu sprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgendeine Art Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch sagen können, die Kinder waren nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tausend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegensteilt; es hatte ihm weh getan, daß nur seinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verstummte plötzlich. Er erschrak, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergessen gemacht. Der Bruder verstand seine Bewegung und sagte erleichtert: „Er ist im Gärtchen.“ Apollonius sprang auf und eilte hinaus.

Da unter seinen Beeten kauerte die Gestalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knien vor ihm herrutschte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geselle sofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: „Jetzt kommt er!“ Und wenn er so dachte, fuhr die Schere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, hätte nicht derselbe Gedanke die Hand unsicher gemacht, die nun sein Auge war.

Apollonius stand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht sprechen. Er hatte lang gewußt, der Vater war blind, er hatte sich ihn oft in schmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er gewesen wie sonst, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte sich ihn sitzend oder auf den alten Valentin sich lehrend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt sah, die hohe Gestalt hülflos wie ein Kind, die kau-

ernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor sich hingreifenden Hände. Nun wußte er erst, was blind sein heißt.

Valentin setzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knien; man konnte nicht sagen, was er tat. Der alte Herr neigte erst wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er sich zusammen. Apollonius sah, der Vater empfand seine Blindheit als etwas, des er sich schämen müsse. Er sah, wie der alte Herr sich anstrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er sei blind. Er wußte nun erst, was bei dem alten Mann, den er so liebte, blind sein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in seiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand diese Ungewißheit mit Beschämung, und zwang die versagende Brust zu dem Rufe: „Vater! lieber Vater!“ Er stürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn schlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten schien, obgleich sie nur den Jüngling von ihm abhalten sollte. Der schlug die zurückgewiesenen Arme um die eigene Brust, den Schmerz da festzuhalten, der, über die Lippen gestiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er dessen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn sich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwischen ihm und diesem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er sich in seinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte sich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieser so viel Tage fortgewesen, als er Jahre fortgewesen war. „Du wirst müde sein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Wegen des Geschäftes rede mit dem Fris. Ich hab's aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das ist's eigentlich nicht; junge Leute müssen auch einmal selbständig werden. Das gibt mehr Lust zum Geschäft.“

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas sagen, das niemand hören sollte als der Sohn. Aber er schwieg. Ein Gedankenschatten von Mißtrauen und

Furcht, sich etwas zu vergeben, flog über sein steinernes Gesicht. Er winkte dem Sohn zu gehen. Aber er selbst blieb regungslos stehen, bis sein scharfes Ohr die Thür der Bohnstube öffnen und schließen gehört. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anstrengung und scheinbarer Sorglosigkeit. Drin stand er lang, mit dem Gesichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und schien die Ranken von Leuzfelszwirn, die diese bildeten, angelegentlich zu mustern. Allerlei Gedanken zogen über seine Stirn. Es waren sorgenvolle, seltener von Hoffnung angeschimmert als von Argwohn überdunkelt, und alle galten dem Geschäft und der Ehre des Hauses, um das er vor allen, selbst vor den Gliedern dieses Hauses, sich nicht im entferntesten zu kümmern den Anschein gab.

Warum er unterdrückt, was er dem Ankömmling sagen wollte? War es vom Geschäft oder von der Ehre des Hauses? Und wußte oder ahnte er: der anstatt seiner nun um beides zu sorgen hatte, stand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling sprach, und wenn er heimlich mit ihm sprach, wenigstens sehen, daß er dies tat? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen lassen aus der Fremde? Und schien ihm noch jetzt jedes Ausprechen eines Warum mit seinem Ansehn unverträglich?

Es war ein wunderlich Beisammensein drin in der Bohnstube am Mittagstisch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf seinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erst nach dem Essen wieder herein. Die junge Frau hielt sich mehr in der Küche oder sonst wo draußen auf; und saß sie einmal wenige Minuten lang am Tisch, so war sie stumm wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zustand gewohnt, der Apollonius noch mit erster Schärfe in das Herz schnitt; er erzählte nur von den Wunderlichkeiten desselben; der im blauen Rock wisse selbst nicht, was er wolle, und mache sich und allen im Hause ohne Not das Leben sauer. Begann Apollonius von dem Geschäft, von der bevorstehenden Reparatur des Kirchendachs von Sankt Georg, dann sprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er sich freue, dem Bruder seinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu

machen, und gedachte dieses Aufenthalts stets als eines vorübergehenden Besuches. Sagte der ihm, er sei nicht gekommen, sich zu vergnügen, sondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu tun, und zeigte, er verstehe Spaß, und wäre er noch so trocken vorgetragen. Dann, war seine Frau hinausgegangen, forschte er nach dem Verhältniß Apollonius' zu der Tochter des Veters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tisch kamen die Kinder wieder herein und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältnissen noch als vor neuen und fremden stand, hatte das neue zu den Kleinen schon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beschäftigte den Bruder und, wie es schien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich sein mochte, über dem Eindruck, den er als Hauptperson bei dem Feste auf den Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginne desselben, ihm durch Erzählungen und hingeworfene Winke von Ehre und Aufmerksamkeit, die ihm bei solchen Gelegenheiten von den angesehensten Bürgern erwiesen werde, einen Vorgegeschmack zu geben. Er wurde zusehends heiterer und schritt immer stolzer in der Stube hin und her. Das Knarren seiner wohlgewichsten Stiefel sagte einstreuen, ehe es die Ballgäste taten: „Ei, da ist er ja! da ist er ja!“ und wenn er dazwischen mit beiden Händen in den Hosentaschen mit Geld klapperte, klang es aus allen Saalecken: „Nun wird's famos! nun wird's famos!“ Und dahin zwischen den Bewillkommenden — aber schon ging er nicht mehr, er schwebte, er schwamm auf der Musik — jeder Tanz war eine Jubelouverture auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter sich, kaum noch die junge Frau Nettenmair, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Flößfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Seiten:

„Da ist er!“ rief es wirklich aus allen Ecken: „Nun wird's famos!“ Wo sie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde so oft und anhaltend geschüttelt als des jovialen Fritz Nettenmairs, keinem Gesellschaftsmitgliede so viel ungeheucheltes Lob in die Ohren gegossen als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herablassend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf! Wie witzig zeigte er sich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über seine eigenen Späße — denn das war keine Kunst; sie waren so geistreich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte — auch über andere, so wenig die es, gegen die seinen gehalten, verdienten. Es gab freilich auch Leute, die sich wenig an ihnkehrten, aber er bemerkte sie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren „Philister, Alltagskerle, unbedeutende Menschen“, wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern in das Ohr sagte. Es war ganz eigen; man konnte an dem Grad ihrer Verehrung von Fritz Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menschen und Bürger ganz genau ermessen. Da stand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl seiner Wichtigkeit — und seine eigene stille Meinung von sich war noch ungeheuchelter als die laut ausgesprochene der bedeutendsten Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen, die Arme bald in grazioser Eckigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgestreckt, um mit dem Stocke irgendeinem der bedeutendsten Leute eine flatschende Liebkosung zu versetzen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Nettenmair den Bruder in eine Nebenkabine. „Du mußt tanzen,“ sagte er. „Von meiner Frau würdest du einen Korb holen, und das wär' mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm ist und dich im Taft erhalten kann. Nur herzlich, Junge, wenn's auch nicht gleich gehen will.“

Fritz Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit sechs Jahre vergessen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu seinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen zuführte, ergab sich dieser, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Herr Fritz Nettenmair war der gutmütigste Mensch von der Welt, solange er sich als alleinigen Gegenstand der allgemeinen Bewunderung wußte. In solcher Stimmung konnte er für diejenigen, die sein Glanz in den Schatten stellte, Taten der Aufopferung tun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten saß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen seiner Frau die Befriedigung las, mit der sie ihn mit Ehren überhäuft sah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen und er sei ein außerordentlich edler Mensch, der alle die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anspruchslosigkeit sich dennoch herablasse, sich durch sie rühren zu lassen. Eben tanzte Apollonius vorüber. Er sah, der war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den schönen Tänzer und seinen gewandten Anstand gerichtet. Fritz zog seine Frau auf, und in der Gewißheit, wie sehr er den Bruder überglänzen müsse, hatte er noch die Wollust, dem Bruder wer weiß wieviel Unrecht, das ihm dieser nie zugesügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ sich nicht überglänzen. Fritz Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein steifes Bild dagegen. Der nickte den Kopf nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzsaal und stach andere Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften, und Fritz Nettenmair übertraf vergeblich sich selbst.

Es war der ledernste Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht; er konnte nicht lederner sein, war Fritz Nettenmair dabei geblieben. Fritz Nettenmair versicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die seinen Champagner tranken, stimmten, wie immer, unbedingt in seine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen sprachen gegen Frau Nettenmair ihre

gerechte freundschaftliche Entrüstung über den Schwager aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tanze aufgezogen, bewies eine unverzeihliche Mißachtung derselben. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten so tief fühlte, als wäre es ihr selber angetan, sagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt und der Ball demzufolge nur immer noch ledderner. So leddern, daß Fritz Nettenmair mit seiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er sonst erst recht jovial zu werden anfang. Dennoch sammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in dessen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er sie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebestübchen wieder in den Saal zu seiner Frau und verließ mit dieser unter der ungeheucheltsten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durst nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenöthigten Ritterdienstes gegen seine Dame sich entledigt, die Thür des Waterhauses offen und alle seine Bewohner schon im Schlafe. Wenigstens zeigte sich nirgends Licht, und alles war still. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewiesen. Zu Apollonius' Glück hatten die sechs Jahre das Haus nicht verändert wie seine Bewohner. Er ging leise durch die Hintertür, an dem freundlich knurrenden Molbau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen seiner Beständigkeit den rauhen Hals streichelte, stieg die Treppe herauf, schritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in seinem Stübchen. Aber er saß noch lang, ehe er sich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenster und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlassen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs spielten noch in seine Träume hinein. Der Vater stand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müsse noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüstige Gestalt zusammen und tappte hilflos mit zitternden Händen an der Erde herum und schämte sich ihrer Blindheit. Der Bruder saß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem

Hause, das liebliche offene Gesicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit von sonst; die Blume, die sie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als sie den Bruder erblickte, und der ihm neue fremde Zug von Leerheit, gedankenloser eitler Vergnügungssucht, von grossender Bitterkeit gegen Apollonius legte sich über sie wie ein schmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend sich vergessen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrstuhl, daß er fast hinunterstürzte aus der Schwindelhöhe auf das Pflaster, und sagte, ein Besuch für vierzehn Tage dürfe nicht arbeiten. Er wolle ja ohnehin wieder heim. Und sonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als seine Heimat erschien und seine Vaterstadt so fremd, daß er sich die bittersten Vorwürfe machte in seiner Gewissenhaftigkeit. Dann fand er sich wieder auf dem Fahrstuhl hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es sein sollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun stak er in die Ausfahrttür eingeklemmt, ringsum in staubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte seine Festtagskleider an; sie waren voll Schmutz; er wischte und bürstete, daß er schwigte, und sie wurden nicht rein.

Und sooft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er sich laut den Entschluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt. Am nächsten Morgen mußte er wissen, was er hier sollte, mußte sein Verhältnis zum Vaterhause ein klares sein. War keine Arbeit für ihn, so sah ihn der Morgen noch auf seinem Rückwege nach Köln.

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, sich von seinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach Sankt Georg; er wollte sich selbst überzeugen, was dort zu tun sei. Als er wieder zurückkam, traf er auf seinen Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnstube zu verlassen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten sich. Sie hatten schon gestern auf dem Balle sich gesprochen, wo der Herr sich eben nicht als ein bedeutender Mensch und Bürger ausgewiesen, vielmehr zu den Philistern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es schien ihm nicht unlieb, Apol-

Ionius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechselreden kam er auf den Zweck seines Hierseins. Es sollte diesen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverständigen stattfinden über das, was an Kirchen- und Turmdach zu tun sei, damit das Resultat derselben noch bei der am Nachmittag stattfindenden Ratsfigung vorgetragen und Beschluß gefaßt werden könne. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo sie die übrigen Sachverständigen bereits versammelt wußten.

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geschäften beschweren; ebensowenig mochte er ihn — aber das sagte er nicht — allein daheim lassen. Er bestellte Apollonius nach dem Waldhause, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius versicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn sogar als einen Sachverständigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Versammlung, zwei fremde Schieferdeckermeister und die städtischen Ratsbauleute, den Rats-Zimmermann, Maurer und Klempner an der Turmtüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüstungen zum Behufe der Untersuchung an dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächst, ging die Beratung vor sich. Apollonius stand bescheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau untersucht und sich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker sprachen sich für die Notwendigkeit einer umfassenderen Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, sei wiederum für Jahre geholfen. Ihm stimmten die Ratsmeister, Zimmermann, Maurer und Blechschmied, eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom gestrigen Balle, die gewissenhaft schlossen, wessen Champagner man trinke, dessen Meinung müsse man sein.

Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Kosten einer umfassenderen Reparatur und verschob die höchst notwendige schon lange von Jahr zu Jahr. Da sie obendrein selbst keine Aussicht hatten, sich die Reparatur übertragen zu sehen, so gaben sie sich nicht unnütze Mühe, Herrn Friz Rettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm selber nichts gelegen schien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache ansehe, auch Herr Friz Rettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauberr, ein braver Mann, ihre wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Gesicht eine Weile geschwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er sah in dessen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das seiner eigenen Meinung zu entsprechen schien. „Und was sagen Sie?“ wandte er sich zu ihm.

Apollonius trat bescheiden einen Schritt näher. „Ich wünschte, Sie sähen sich die Sache so genau als möglich an,“ sagte der Ratsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits getan.

„Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen,“ fuhr der Ratsherr fort, „wie wichtig die Sache ist.“

Apollonius verbeugte sich. Der Bauberr hielt zurück, was er noch sagen wollte. Aus des jungen Mannes Angesicht sprach bei aller Weichheit und Milde so strenge Gewissenhaftigkeit und eigensinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr sich der Ermahnung fast schämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebnissen seiner vorhin angestellten Untersuchung. Er stellte den Zustand der Stellen dar, die er hatte prüfen können, und was sich daraus auf die übrigen schließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfassendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trogt, ist das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schieferplatten auf Belattung und Verschalung aufgenagelt sind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Theile völlig zerstört, zum Theil der völligen Zerstörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein sehr steiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit

nicht mehr taten, hatten sich viele Platten verschoben und der Masse das Eindringen gestattet; dort zeigte sich, selbst wo sie von Eichenholz war, die Belattung und Verschalung gänzlich morsch, und solcher Stellen waren überall.

Es zeigte sich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der morschen Stellen durch neue zu ersetzen. Ein Winter noch mußte den Zustand um weit mehr verschlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinsen erspart wurde; denn diese konnte man ohne größten Schaden doch nur höchstens bis auf das nächste Jahr hinauschieben. Er führte die Versammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht selbst den Schluß, sondern wußte mit der Kunst, die er von dem Better gelernt, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu tun.

Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unserem Apollonius wuchs zusehends. Er wandte sich im weiteren Gespräch fast nur an ihn und schüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Versammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, sich tätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufassen, auf welche Weise es am zweckmäßigsten anzugreifen sei. Apollonius dankte bescheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entsprechen suchen wolle. Über seine Mittätigkeit bei der Arbeit selbst, entgegnete er, habe sein Vater als Meister zu entscheiden.

„Ich gehe gleich mit Ihnen,“ sagte der Ratsbauherr, „und spreche mit ihm.“

Hatte gleich der Bruder das Geschäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meister anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn so wenig Meister werden lassen, als ihm das Geschäft förmlich übergeben; er wollte sich, wo er es nötig fände, ein souveränes Einschreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden schon von weitem und tastete sich nach der Bank in seiner Laube. Da saß er, als sie eintraten. Nach geschehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettemairs Befinden.

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete der alte Herr; „ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen.“ Er lächelte dazu, und der Bauherr wechselte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius' ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in seiner Bescheidenheit errötete und lange nicht seine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte seinen Schirm tiefer in sein Gesicht, um niemand die Gedanken sehen zu lassen, die da wunderbar miteinander kämpften. Wer unter den Schirm sehen konnte, hätte gemeint, zuerst, der alte Herr freut sich; der Schatten von Argwohn, mit dem er gestern Apollonius empfing, schwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erschien ein Erwas auf dem Antlitz, das sich zu schadenfreuen schien über die Demütigung des älteren. Vielleicht wäre er nach seiner Weise eingeschritten mit einem lakonischen: „Du versiehst meine Stelle von nun, Apollonius, hörst du?“ hätte nicht der Bauherr dessen Lob gepriesen und wäre das nicht so verdient gewesen.

„Ja“, sagte er in seiner diplomatischen Art, seine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er sie nur halb aussprach, „ja, die Jugend! Er ist jung“. — „Und doch schon so tüchtig!“ ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte seinen Kopf. Wer ein Interesse daran fand wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: „Die Jugend gilt heutzutage in der Welt!“ Ja, er fühlte Stolz, daß sein Sohn so tüchtig, Scham, daß er selber blind, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauses einen Wächter mehr gewonnen, Furcht, die Tüchtigkeit, der er sich freute, mache ihn selbst überflüssig. Und er konnte nichts dagegen tun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgesprochen, erhob er sich straff, wie um zu zeigen, jener triumphierte zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei tätig sein lassen. Der alte

Herr schwieg eine Weile, als warte er darauf, Apollonius solle sich des Dableibens weigern. Dann schien er anzunehmen, Apollonius weigere sich, denn er befahl in seiner grimmigen Kürze: „Du bleibst! hörst du?“

Apollonius begab sich auf sein Stübchen, seine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt.

So war es bestimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat schaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überschauen wollte, mußte jetzt in sein Stübchen hereinschauen. Das Hauptziel aller seiner Wünsche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er sprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, suchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, sie machte ihn klarer, ja sie machte ihn eigensinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, übersah er; er strich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es tat, sah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkosen der Dinge. Die Freude über ein neu gewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er schon besaß. Alles war ihm noch einmal geschenkt, und das Verhältnis zu jedem seiner Besitzstücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rücksichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war seine Freude darüber im einsamen Stübchen mit demselben bescheiden abweisenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von andern aufgenommen. Für ihn gab es kein Allein und kein Vordenen-Leuten.

Als er sich eingerichtet sah, ging er sogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf seinen Rat beschlossen worden, er war nicht allein als seines Vaters Gefelle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine besondere moralische Verpflichtung gegen seine Vaterstadt eingegangen; er mußte tun, was in seinen Kräften stand, ihr zu genügen. Er hätte keiner solchen Erwel-

fung bedurft; er hätte ohnedies getan, was er vermochte; er kannte sich zu wenig, um das zu wissen.

In dieser erhöhten Stimmung erschien ihm leicht, was sein Dableiben von seiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünschte sein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu besiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte sich ihm im Geschäfte willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wissen und zu wollen, ja daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß sein Bruder ihn beleidigt haben könnte. Er wußte nicht, man könne auch den hassen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen stand der ungemütliche Gefelle grinsend vor Fritz Rettenmair und sagte: „Mit dem ersten Blick hab' ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber 's hat nichts zu sagen. Wird nicht lang dauern das!“

Fritz Rettenmair laute an den Nägeln und überfah die Gebärde, die ihn reizen sollte zu fragen, wie der Gefell das meine mit dem Nicht-lang-dauern. Er ging nach der Wohnstube und fuhr im Gehen leise gegen einen Jemand auf, der nicht dawar: „Rechtschaffenheit? Geschäftsfenntnis, wie der Alltagsratsbauferl sagt? Ich weiß, warum du dich aufdringst und einnistest, du Federchensucher! du Staubwischer! Tu' unschuldig, wie du willst, ich —“ Er machte die Gebärde, die hieß: „Ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!“ Damit wandte er sich nach der Tür, aber die Wendung war nicht jovial wie sonst.

Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur sich!

Der Geist des Hauses mit den grünen Fensterladen wußte mehr als Apollonius Rettenmair, wußte mehr als alle. Er schaute nachts durch das Fenster, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an seinem Gutachten schrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel sein bleicher Schatten, und der Schreibende atmete schwer auf, er wußte nicht warum. Dann schritt er mit ängstlicher Gebärde den

Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an seiner Kette heulte im Schläfe und wußte nicht warum. Die junge Frau sah seine Hand über des Gatten Stirne fahren; sie erschrak, der Gatte erschrak mit und wußte nicht warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen seinen Balken und wußte nicht warum. Und der Geist wandelte noch lange, als alles schon zu Bette war, durch seine Zimmer, herauf und herab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte warum.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehnte lang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrtür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Dem Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus, und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Lucken zackig in das offene Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend, schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein Paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß

er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrtür und an der Helmstange mit starken Lauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sicheren Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weibsnachtspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu tun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein —, mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Doblen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verschleucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Lau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Tun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer-, Nagel- und Werkzeugkasten; zwischen den Ausschnitten vorn das Haeisen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht; dies Gerät, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzugs vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittelfst des Flaschenzugs zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Aussicht. Wer konnte so frei über die grüne Ebene hinsehen und wie Berge hinter Bergen hervorzuwachsen, erst grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, sich auf die letzten stützt! Aber er kümmert sich so wenig um die Berge wie die Wolken sich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich als ihre Befestigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes Lat zwischen Himmel und Erde. Die Krähen wundern sich eine ganze Woche lang, dann ist es, als hätten sie vor Jahren von einem selts-

samen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe seines Gutachtens noch manche Untersuchungen angestellt. Das Turmdach war mit Metall gedeckt; diese Decke lag schon nah an zweihundert Jahre. Als er sie auf seinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflösung nah. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer als Deckung mit Schiefer, wenn man diesen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in seinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich schwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung mit Schiefer besorgt der Arbeiter von seinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feste Gerüste nötig. Apollonius tat den Vorschlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechschmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache so gut verstanden als die Leute in Köln — das sollte ein Stich auf Apollonius sein. Und der Bruder war damit einverstanden: hätten die Alten gemeint, Schiefer tue es so gut als Blei, sie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächster Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit hergeholt und so die Schieferdeckung teurer kommen müssen als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erst später, da die Schiefergruben in der Nähe schon im Gang, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechschmied und Frh Nettenmair nicht oder wollten es nicht wissen. Den letztern drückte das wachsende Ansehen des Bruders. Aber Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorschlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius' Hände legen. Um seinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzusehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal aussprach, warum er so bitte. Er war von Köln her gewohnt, selbständig zu handeln; wie er seinen Bruder wiedergefunden hatte, sah er manche Hemmung durch

ihn voraus. Er wußte, er lud sich eine schwere Last auf, als er dem Bauherrn versprach, die Sache solle unter dem zweiföppigen Regiment nicht leiden. Der wackere Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, schaffte ihm die Genehmigung des Rats und nahm sich im stillen vor, wo es nötig sein sollte, seinen Liebling und dessen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine schwere Aufgabe, die Apollonius sich gesetzt; sie war noch viel schwerer, als er wußte. Sein Hiersein hatte den Bruder von Anfang nicht gefreut; Apollonius schob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm seitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrsucht kennen gelernt; dieser fühlte sich durch das, was seither geschehen, gegen Apollonius zurückgesetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrsucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu versöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, so schwer sie schien, zu lösen. Aber was zwischen ihm und dem Bruder stand, war ein anderes, ein ganz anderes, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn, aus dem Bewußtsein einer Schuld geboren. Was er tat, die vermeinten Hindernisse aus dem Weg zu räumen, mußte das wirkliche nur wachsen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! hätte er dem Vater nicht gehorcht! wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmspitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchendach lebendig. Rüstige Hände hämmern den Seilhaken in die Verschalung und schleifen mit starkem Tau den Dachstuhl daran. Er besteht in zwei Dreiecken, aus festen Bohlen zusammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältnis seiner Seiten bestimmt. Denn unten liegt er strohummunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf steht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kasten für Nägel und

Schieferplatten, mit seiner Hafenspitze in die Verschalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweisung der Arbeit. Friß Nettenmair tat erst wunderbar, indem er zu verstehen gab, er meine, Apollonius sei gekommen, hier den Herrn zu spielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhnischen Richtung, die sein Denken einmal angenommen, allem, was der Bruder tun mochte, eine Absicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünsche die Arbeit auf dem Kirchendach zu übernehmen. Wer hier schaffte, konnte zu jeder Zeit sehen, ob das Fahrzeug am Turmdach besetzt war oder ledig an der fliegenden Rüstung hing. Er tat arglos, er nehme an, Apollonius sei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beschäftigt, die er ja selber vorgeschlagen. Apollonius weigerte sich nicht. Friß meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm sei, was er aber nicht merken lasse; Friß hatte die Empfindung eines Menschen, dem es gelungen, einen Widersacher zu überlisten. Eine Empfindung, die sich erneute, sooft er von seiner Arbeit auf dem Dachstuhl hinauf sah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüstung am Turm, mit der Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlassen und heimgehen, ohne daß er es sehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer, und er selbst war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblick vielleicht sah er wieder den Arglistigen im Bruder und fand es wohlthuend, sich dagegen als den Arglosen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder hassen zu dürfen, der ihn hasse. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius', das diesem den Widerspruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerspruch und unterdrückte es absichtlich. So setzte sein Schuldbewußtsein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben sich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das rasche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln sich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt. Der Decker mußte viertelstundenlang und länger auf die Schieferplatten warten;

die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entschuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius' Klage. Eine solche Ordnung, wie der sie verlangte, existierte nirgends und war auch nicht möglich. Bei sich verspottete er wieder den Träumer, der so unpraktisch war. Und wäre die Ordnung möglich gewesen, die Arbeit war im Tagelohn verbunden. Die verlorene Zeit wurde bezahlt wie die angewandte. Und als Apollonius selbst dazu tat, den Schlendrian abzustellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohlthäter des Bauherrn und des Rates, er selber sich der schlichte Mann, der solche Kunstgriffe verschmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen sollte mit aller seiner Arglist; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde sich die Hörner ablaufen, wenn er ins Werk setzen wollte, was ihm selbst, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der schärfer auf dem Zeuge war, als selbst der im blauen Rock zu seiner Zeit gewesen.

Friz Rettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch schriller auf dem Finger pfiß, noch grimmiger hustete und noch entschiedener ausspuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Respektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo sie in Eigensinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in sich gefasste Würde einer tüchtigen Persönlichkeit, das übersah er. Wie er es selbst nicht besaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an andern wahrzunehmen. Stand seine Gestalt überhaupt im Widerspruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünstelte, so widersprach ihr seine Unruhe und innere Haltlosigkeit jeden Augenblick. Die diplomatische Art zu reden schien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um seine eigene Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit zu verspotten. Aus dem steifen Wesen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in seine eigene herablassende Jovialität und in eine Region derselben, wo der Spaß den Abstand von Vorgesetzten und Untergebenen mit schmutzigen Fingern auslöschte, als wäre er nie gewesen. Rückte er sich dann ebenso plötzlich in der Autorität gewaltsam wieder zurecht, so brachte

das die verlorene Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er sich von manchen seiner Arbeiter übersehen und in schwierigen Fällen sie machen lassen mußte, was sie wollten.

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Better, was dem Bruder fehlte; er besaß die Würde der Persönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigensinn. Seine innere Sicherheit galt; sie mußte sich nicht geltend machen — er war des sichtbaren Mühsens um Achtung überhoben, welches so selten seinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und so gelang ihm, was er wollte. Bald war die musterhafteste Ordnung beim Bau, und alle schienen sich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Rettenmair nicht. Das rasche Ineinandergreifen, das wie im Geleise einer unsichtbaren Notwendigkeit ging, machte das Wesen im blauen Rocke, in welchem er sich so groß fühlte, überflüssig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demselben, dem er schon so viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, welchen Zauber eine geschlossene Persönlichkeit ausübt, obgleich er selbst widerwillig sie anerkennen mußte, und noch weniger, daß diese ihm fehlte und der Bruder sie besaß. Er war bei sich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er selbst mit Genugthuung sich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die Leute ihm abspenstig gemacht. Apollonius hatte keine Abnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Arglistige sein muß, auf der Hut; denn solche Feinde kann man nur mit ihren eigenen Waffen besiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieser seine schlimmen Pläne sicherer zu bergen meinte; er vergalt ihm und machte ihn leichter unschädlich, wenn er unter derselben Maske seine Wachsamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius', sich ihm äußerlich unterzuordnen, erschien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem Arglistigen gewonnen, wissend teilnahmen. In seiner Empfindlichkeit griff er selbst nach den Mitteln, die er bei diesem voraussetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Um-

stand, daß Apollonius ihm selbst imponierte, wenn er auch diesen Grund nicht hätte gelten lassen. Er legte den blauen Donnerrock beiseite und stieg bis auf die unterste Sprosse seiner Jovialität herab. Er begann, durch Winke, dann allmählich durch Worte sein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohlbedienrischen Eindringlings seufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, sie zu offener Widerseßlichkeit zu reizen, suchte er sie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, sie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleise, das Apollonius vorgezeichnet.

Der gemeine Mann hat den scharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen seiner Vorgesetzten. Durch dies Bemühen, das sie durchschauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Rest seiner Achtung; sie lernten daraus, wenn sie es noch nicht wußten, mit wem sie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären sie ungewiß gewesen, so hätte sie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder bestimmen können. Und da sie nicht so fein waren und auch nicht die Gründe dazu hatten wie Fritz Nettenmair, gab sich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen sich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg seiner Herablassung ein ganz anderer war, als den er beabsichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um sich zusammen, pfiß schrillender als je, so daß es drüben in der großen Glocke widertönte, ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal so hoch am schwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entschiedenheit seines früheren Hustens und Ausspußens war ein Kinderspiel gegen sein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geschah nur in Apollonius' Abwesenheit, und dessen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die schwersten Gewitter aus der Fassung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherstellung seiner verlorenen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich schrieb er auch das Ergebnis seiner falschen Maßregeln auf Apollonius' immer wachsende Rechnung. Das Gefühl, überflüssig zu sein,

packte ihn wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieselben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem älteren Sohne der Schieferischuppen. Wenigstens solange er Apollonius auf seinem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache sah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnstube. Seine Kinder — das war leicht, da er selbst sich nicht um sie bekümmerte, — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit schlechten Mitteln — gewonnen. Diese schlechten Mittel waren eben die, die er selbst nie anwendete: unabsichtliche Güte und weisse Strenge der Liebe. Aber auch in seiner Frau sah er immer mehr etwas wie einen natürlichen Bundesgenossen des Bruders gegen ihn. Das sah er lange vorher, ehe er noch den geringsten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den seine Schuld in die Zukunft seiner Phantasie warf. Ihr altes Gesetz wird ihn zwingen, durch die Verfehrtheit seiner Abwehrmittel den Schatten selber zur wirklichen lebendigen Gestalt zu machen und vergeltend in sein Leben bereinzustellen.

Ahnungsvolle Furcht schien ihm, in lichten Zwischenblicken vorüberflatternd, von diesem Kommen zu sagen, das veränderte Benehmen gegen seine Frau müsse es beschleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen sie, aber auch diese Jovialität trug ein Etwas von der Natur des schwülen Wodens an sich, aus dem sie erwuchs.

Man preist ein Heilmittel gegen solche Krankheit; es heißt Zerstreuung, Vergessen seiner selbst. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Risses, als ob man da sich vergessen müsse, wo es doppelt Vorsehen gilt. Frig Neutenmair nahm es.

Von nun fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand sich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er sie drohen sah. Er war mehr außer als in seinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger als ihm. Das rächende Schuldbewußtsein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als schon wirklich in die Gegenwart voraus. Und seine Frau stand noch so sehr auf seiner Seite, daß sie dem Bruder nun zürnte, dessen Einfluß sie

in dem veränderten Benehmen des Vaters erkannte, — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Diese Erwartung hatte schon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und die Wange so mit Rot gefärbt, als wäre sie schon erfüllt. Wußte sie denn nicht, er war nur gekommen, um sie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine schwere Wolke drückte, wie eine unverständene Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die sie aufsuchten. Er hätte sie schon vermieden aus dem innersten Bedürfnis seiner Natur, das auf Zusammenfassen, nicht auf Zerstreuen ging. Die Einsamkeit wurde ihm ein besser Heilmittel als den beiden die Zerstreuung. Er sah, wie anders die Schwägerin war, als sie ihm vordem geschienen. Er mußte sich Glück wünschen, daß seine süßesten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Die Arbeit gab ihm genug Empfinden seiner selbst; was sie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, sich an einem fertigen Menschenbilde aufzuranken, das, Liebe gebend und nehmend, ihr Muster wird und ihr Maß der Personen und Dinge, drängten sie sich um den Onkel, der ihrer so freundlich pflegte, als fremd die Eltern sie vernachlässigten. Wie konnte er wissen, daß er damit die Schuld wachsen machte in seiner Rechnung beim Bruder?

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die sich rings aufballten um sein Haus, in seiner Blindheit keine Ahnung? Oder war sie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er, Apollonius belegend, gleichgültige Worte mit ihm wechselte. Dann kämpften zwei Mächte auf seiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenschirm nicht sah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat sich so tief in die Wolke eingesponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn und keiner mehr hinein. Er gibt sich das Ansehen, als wisse er um alles. Tut er anders, so zeigt er der Welt seine Hilflosigkeit und fordert die Welt selber auf, sie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit sagen? Nein! Er hält die Welt so verstopft gegen ihn, als

er gegen sie ist. Er fragt nicht. Er lauscht, wo er weiß, man sieht ihn nicht lauschen, fieberisch gespannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin ist; seine gespannte Phantasie baut Felsen daraus, die ihm die Brust zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts als von Dingen, die Schande bringen über ihn und sein Haus; er leert die ganze Kustkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande ist, steigert sich seinem krankhaft geschärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohlthätig abstumpft, aber er trägt lieber, was die tiefste Schande ist, als daß er fragt. Er tut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Tun zeigt ungeboren schon der Mutter Seele sein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld ist, daß sie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verstrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn stehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen und zu reisen in ihm, was schlimm ist, zu neuer Schuld. Wohl dem, der sich dieser Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt! Wird er den Schuldigen selbst nicht retten, so kann er den übrigen ein Engel sein. Diese vier Menschen, in all ihrer Verschiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld verfehrt! Welch Schicksal werden sie vereint sich spinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Läden?

Nun waren schon Wochen vergangen seit Apollonius' Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den ersten Tagen las Fritz Rettenmair ein krampfhaftes Zusammennehmen, ein verzweifelttes Gefäßtmachen in ihrem Wesen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwunderung erschien. Er sah, und nur er, wie sie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick sei auf ihn gerichtet. Sie schien sein Wesen, sein Tun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Rettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide sich glichen. Er mühte sich, den Widerwillen der jungen Frau zu seiner alten Stärke

aufzustacheln. Er tat es, während er fühlte, wie vergeblich es war; denn ein einziger Blick auf das milde rechtschaffene Antlitz des Bruders mußte niederreißen, was er mühsam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte und wie plump er doch zu Werke ging; denn dieselbe Macht, die sein Gefühl für das Maß schärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte seinen Gang vollenden zu seinem Verderben. Er suchte Vergessen und riß seine Frau immer tiefer mit hinein in den Wirbel der Zerstreuung.

Arzneimittel sollen, in übergroßer Gabe angewandt, das Gegenteil wirken. So geschah es mit dem Mittel Friß Nettenmairs; wenigstens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte sie sich sonst nach dem Feste des Vergnügens gesehnt; nun dies der Alltag geworden, zog sie die Sehnsucht nach dem stillen Leben daheim. Übersättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte sie nun erst, es gab auch andere: Leute, die ihren Gatten nach anderem Maßstabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenschen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius' Ankunft. Damals war sie Apollonius ausgewichen; sie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt suchte sie mit den Augen durch den Saal; niemand sah es als Friß Nettenmair, der es am wenigsten zu sehen schien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langeweile, das nach Abwechslung aussieht; sie wußte nicht, daß sie jemand suchte. Friß Nettenmair wußte es und wollte vor Lachen ersticken. Er wußte mehr als sie; er wußte, wen sie suchte. Gegen alle andere Welt jovial, tat er gegen sie den blauen Rock an.

Er wird sie bald dahin bringen, den sonst Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie saß im Garten, während der alte Herr seine schweren Mittags-träume träumte. Friß Nettenmair lag in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchschwärmten Nacht; vorher hatte er nach dem Turmdache gesehen. Sie fühlte sich so eigen wohl da-

heim. Und sollte sie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um sie? Sie dachte nicht daran, wie oft sie sich von den Kindern fortgeseht in den Wirbel, der sie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben spielten zu ihren Füßen, so still, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht so; war der alte Herr im Gärtchen, sie hätten sich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umschlungen, die selber, in der Unberührtheit ihres Wesens, noch ein Mädchen schien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche gewesen, nur Außerliches schien die heitern Linien berührt zu haben; kein tieferes Erlebnis hatte seine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachsenen, seiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in seiner Weise manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt hob sie mit altkluger Ernsthaftigkeit das Köpfchen, sah die Mutter bedenklich an und sagte: „Was das nur ist?“

„Was?“ fragte die Mutter.

„Wenn du dagewesen bist und fortgehst, sieht er dir so traurig nach.“

„Wer?“ fragte die Mutter.

„Nun, der Onkel Apollonius. Wer sonst? Hast du ihn gescholten? oder geschlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du hast ihm doch gewiß etwas getan; sonst wär' er nicht so betrübt.“

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war das doch für ein eigenes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel fallen lassen und merkte es nicht. War sie erschrocken? Es war ihr, als wäre sie erschrocken, etwa so, wie man erschrickt, hat man mit einem Menschen geredet und wird plötzlich inne, es ist ein anderer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle sie beleidigen, und nun sagt das Kind: du hast ihn beleidigt. Sie blickte auf und sah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hause kommen. In demselben Augenblick stand ein anderer Mann zwischen

ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachsen. Es war Fritz Nettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in seltsamer Hast von einer gleichgültigen Frage auf den ledernen Ball. Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann sich beleidigt fühle von der Beschimpfung, daß Apollonius sie damals nicht aufgezo-gen, nicht einmal zum ersten Tanze. Eigen war es, wie sie jetzt daran erinnert wurde, empfand sie es stärker als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie sagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Mensch im magnetischen Schlaf. Er brauchte sie nicht anzusehen; mit geschlossenen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was sein Weib fühlte.

„Wir werden ihn bald loswerden, denk' ich,“ fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand gelesen. „Es ist kein Platz für zwei Haushalte hier. Und die Anne ist weiten Raum gewöhnt.“

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „Ledernen“ tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war seither öfter hier gewesen, unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen strafte. Auch ihr Vater, ein angesehener Bürger, hatte sich um Apollonius' Bekanntschafft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

„Die Anne?“ rief die junge Frau wie erschreckend.

„Gut, daß sie nicht lügen kann“, dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen, sich zu verstellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zugut. Er hatte die Eifersucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Torheit, und er bereute sie schon. „Sie kann sich nicht verstellen, und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß sie es selbst ja nicht. Und dann“ — er stand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt: er sah sie sich verstehen — „und dann“, zwängte er zwischen den Zähnen hervor daß jede Silbe daran sich blutig riß, „und dann — wird sie's schon lernen!“

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnstube. „Er muß doch einen

Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er sie allein dachte, da er weiß, ich hab' ihn gesehn." So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnstube auf ihn. Der Bruder gab sich durch seine Wendung auf den Fersen recht, als er ihn sah. Apollonius suchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemüthlichen Gesellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört und mußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. „Und da befehlst du, ich soll ihn fortschicken?" fragte Fritz und konnte nicht verhindern, daß sein Groll einmal durchschimmerte durch seine Verstellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er sprach, seine wahre Meinung herauslesen. Sie hieß: „Du möchtest auch in den Schuppen dich eindrängen und mich von da vertreiben. Versuch's, wenn du's wagst!"

Apollonius sah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rocklappe, als wollte er wegwischen, was sein Verhältnis zu dem Bruder trübte, und sagte: „Hab' ich dir was zuleid getan?"

„Mir?" lachte der Bruder. Das Lachen sollte klingen, wie: „Ich wüßte nicht was!" aber es klang: „Lust du was anders, willst du was anders tun, als wovon du weißt, daß es mir leid ist?"

„Ich wollte schon lange dir etwas sagen," fuhr Apollonius fort, „ich will's morgen; du bist heute nicht gelaunt. Das mit dem Gesellen mußtest du erfahren, und es war nicht so gemeint, wie du's aufnahmst."

„Freilich! Freilich!" lachte Fritz. „Ich bin überzeugt. Es war nicht so gemeint."

Apollonius ging, und Fritz ergänzte seine Rede: „Es war nicht so gemeint, wie du, Federchensucher, mich glauben machen willst. Und anders gemeint, als ich's aufnahm? Du meinst, ich hab' — Der Geselle ist ein schlechter Kerl; aber du hättest mich nicht gewarnt, hättest du keinen Vorwand gebraucht." Er machte seine überlegene Wendung auf den Fersen; in seinen verwüsteten Zustand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatischer Kunst durch Halbsagen zu verschweigen, gefreut.

Die Freude war schnell vorübergehend; die alte Sorge schraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte sich ihr zugesellt. Er hatte das Geschäft vernachlässigt; der Geselle, in seiner Abwesenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu bestehlen, und sie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er schon lange nicht mehr tätig; Apollonius mußte einen Gesellen mehr annehmen und für den Bruder einstellen. Er verdiente schon lange nichts mehr und versäumte doch dabei kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachsende Neigung zum Sinken und war nur durch wachsende Massen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte sich in Schulden gesteckt und vergrößerte sie noch täglich. Und doch mußte einmal der Augenblick kommen, wo der mühsam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur so lange der Geachtete war, als der Jovialste der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert solcher Achtung und solchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht stark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie diese kam ihm von dem Bruder, nur von ihm!

Wohlighs Anne war öfter dagewesen seit Apollonius' Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemüthern die natürliche Folge der eigenen Wahrhaftigkeit ist, an ihren gesuchtesten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich so scharfsichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erschien. Das Mädchen war ihr zuwider, das so falsch sein konnte, und sie selbst zu ehrlich, das zu verbergen. Anne suchte den Grund dieses Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menschen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte selbst geäußert, sie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, sie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzusehen, sie ließ ihn des Aufenthalts in seinem Vaterhause nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; sie sprach von ihren Gedanken aus, was ausgesprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung

bloßzugeben. Christiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde vernehmen, den schon das eigene Kind ihr gemacht.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen sehen. Aber nichts zeigte sich in seinem Gesichte, was ihrer nur halb verstandenen Furcht recht gegeben hätte. Und so sah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Versteck der Hintertür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht so viel, als er gefürchtet zu sehen.

Das Kind sagt: du hast ihm was getan; die Anne sagt: du hassst ihn, du läßt ihn nicht froh werden. Und sein traurig Nachblicken — bald ertappt sie ihn selbst unbemerkt dabei — sagt dasselbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckte es dazwischen, er sah der Anne nicht traurig nach, und auch nicht freudig, nein! gleichgültig, wie jedem andern sonst. Ihr wird gesagt: du hassst ihn; du hast ihn beleidigt und du willst ihn kränken, und sie hat geglaubt, er hasse sie, er will sie kränken. Und hat er sie nicht gekränkt? Sie blickt in lang vergangene Zeit zurück, wo er sie beleidigte. Sie hat ihm schon lang nicht mehr darum gezürnt, sie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann sie jetzt noch darum zürnen, wo er ein so anderer ist? wo sie selbst weiß, er beleidigt sie nicht? wo die Leute sagen und sein trauriger Blick: sie beleidige ihn? Und wie sie zurücksinnt, eifrig, so eifrig, daß die Musik wieder um sie klingt und sie wieder unter den Gespielinnen sitzt, im weißen Kleid mit den Rosaschleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenstern entlang, und wieder aufsteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Türe geht — da draußen; ist das nicht dasselbe Gesicht, das ihr jetzt nachsieht, wenn sie geht, so ehrlich, so mild in seiner Wehmuth? ist es nicht dasselbe eigene Mitleid, das jetzt auftritt und Schritt mit ihr geht und sie nicht läßt, wie damals? Dann wick sie ihm aus und sah ihn nicht mehr an, denn er war falsch. Falsch! Ist er es wieder? Ist er es noch?

Eine Nachtigall schlug in dem alten Birnbaume über ihr, so wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenturm bliesen viel Posaunen den Abendchoral. Aber ihnen und wie von ihren schwel-

lenden Tönen getragen, fuhr Apollonius auf seinem leichten Schiff. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin sie sah, glänzten die treuen trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachsah, wenn sie ging. Das kleine Mädchen sah mit ihnen auf zu ihr und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er sei. Aber erzählte sie von damals? Es war keine Zeit mehr, sonst und jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verschwunden. Ihre Seele schauerte hoch oben zwischen Himmel und Erde. Was sie ansah, war ein Rätsel mit süßer Deutung, aber sie kannte sie nicht. Sie selbst war sich ein Rätsel. Ihrem Gatten war sie es nicht.

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das sein möge, was Apollonius ihm morgen sagen wolle. „Morgen; weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchensucher in meine Karten sehen lassen. Hätt' ich's nicht, wär' er plump herausgegangen; nun hab' ich ihn gewarnt und vorsichtig gemacht. Ich bin zu ehrlich mit solch einem falschen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen ‚gelaunt‘ sein, ich will tun, als wär' ich blind und taub, als säh' ich nicht, was er will, und wär's noch deutlicher. Eine Spinnenwebbe auf meine Rockklappen, damit er was zu bürsten hat. Ich kann's nicht leiden, wenn mir so einer ins Gesicht sieht, solch ein Heuchler!“

So vorbereitet und entschlossen, den Lister zu überlisten, gält' es auch die schwerste Probe von Selbstbeherrschung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage seiner harrend. Auch Apollonius hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wollte sich von keiner Laune seines Bruders mehr irren lassen; es kam ja eben darauf an, allen diesen Launen ihre Quelle abzuschneiden. Fritz bot ihm den unbefangenen jovialsten Guten-Morgen, der ihm zu Gebote stand.

„Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willst,“ sagte Apollonius, „so hoff' ich, dieser Morgen soll der beste sein für dich und mich und uns alle.“

„Und uns alle,“ wiederholte Fritz und legte von seiner Erklärung der drei Worte nichts in seinen Ton. „Ich weiß, daß du immer an uns alle denkst; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich mach's auch so.“

Apollonius ließ die beabsichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorsichtig sein gelernt, aber klug und vorsichtig gegen einen Bruder sein, hätte ihm Falschheit geschienen. Selbst, hätte er die Falschheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf dessen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte sich seine Erfahrung als Täuschung ausgedeutet.

„Ich glaube, Fritz,“ begann er herzlich, „wir hätten anders gegeneinander sein sollen, als wir seither gewesen sind.“ Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf sich. Der Bruder schob ihm in Gedanken die ganze zu und wollte jovial das Gegenteil versichern, als Apollonius fortfuhr. „Es war nicht zwischen uns wie sonst, und wie es sein sollte. Die Ursache davon ist, soviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andere?“

„Ich weiß keine,“ sagte der Bruder mit bedauerndem Achselzucken; aber er dachte an Apollonius' Heunkunft gegen seinen Rat, an den Ball, an die Veratung auf dem Kirchenboden, an seine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem letzteren arbeite, und wie viel darauf ankomme, seine nächste Absicht zu erraten und zu vereiteln.

Apollonius sprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. „Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Absicht getan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst du mir den Grund sagen? Ich will sie nicht anklagen; es ist möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann ist's gewiß nichts, was zu loben oder nur zu schonen wäre. Und ich will dann ebenso gewiß der letzte sein, es zu schonen, weiß ich nur,

was es ist. Weißt du's, so bitte, sag' es mir. Etwas Schlimmes darfst auch du nicht an mir schonen, und täte dir's auch noch so weh. Weißt du's und sagst mir's nicht, so ist's nur darum. Aber du kränkst mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz."

Fritz Nettenmair tat, was Apollonius eben getan: er maß den Bruder in seinen Gedanken nach sich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius' Nachteil ausfallen. Apollonius nahm sein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

„Weißt du's nicht“, fuhr er fort, „so laß uns zusammen zu ihr gehen und sie fragen. Ich muß wissen, was ich tun soll. Das Leben seither darf nicht so fortgehen. Was würde der Vater sagen, wenn er's wüßte! Mir ist's Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es ist für uns alle besser, Fritz. Komm, laß es uns nicht verschieben.“

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er sollte ihn zu ihr führen! Er sollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius schon von ihrem Zustand und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn sie sich jetzt nur sahen, mußten sie sich verstehen. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanstrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberstehen; sie durften sich jetzt nicht sehen, bis er eine neue Scheidemauer zwischen sie gebaut. Woraus? Darauf zu sinnern war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern, Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er:

„Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt?“ Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne seine Wahl zu dieser Frage.

Apollonius war schon an der Tür. Er wandte sich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die diesem eine teuflische schien, weil er ihm nicht in das ehrliche Gesicht sah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangst er- tappt haben, hätte dieser es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, so ohne die mindeste Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängsten

könne, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

„Früher,“ entgegnete Apollonius, „mußt' ich fürchten, sie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb gewesen sein als mir.“

Der Bruder lachte und bejahte in seiner jovialen Weise mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu tun. Und sein: „Und jetzt?“ schien nun vom Lachen halb erstickt, nicht von etwas anderem.

„Deine Frau ist anders seit einiger Zeit,“ fuhr Apollonius vertraulich fort.

„Sie ist —“ antwortete Fritz Nettenmairs Zusammenzucken wider seinen Willen und wollte sagen, wofür er sie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würde er selbst, der sie dazu gemacht, es ihm sagen? Nein, es ist noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß, er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt seiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: „Und woher weißt du, daß sie — anders ist?“ wüßte er nicht, seine Stimme wird zittern und ihn verraten. Er muß ja wissen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er sie schon gesprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen gelesen? Oder ist ein Drittes im Spiel? ein Feind, den er schon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden ist?

Apollonius scheint ein Etwas von des Bruders unglückseliger Lesegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; sein Gesicht ist abgewandt; er kramt tief im Schranke und sucht wie ein Verzweifelter und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

„Dein Annchen hat mir's gesagt,“ entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. „Enkel“, sagte das närrische Kind, „die Mutter ist nicht mehr so böse auf dich; geh nur zu ihr und sprich: ich will's nicht mehr tun; dann ist sie gut und gibt dir Zucker.“ So hat sie mich auf den Gedanken gebracht. Es ist wunderbar, wie's manchmal ist, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Annchen kann uns allen ein Engel gewesen sein.“

Fritz Nettenmair lachte so ungeheuer über das Kind, daß sich Apollonius' Lachen wieder an dem seinen anzündete. Aber er wußte, es

war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet; ihm war das Kind ein Teufel gewesen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit seinem „verfluchten“ Einfall. So sehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerstückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. „Morgen meinetwegen oder heut nachmittag noch; jetzt hab' ich unmöglich Zeit. Jetzt begleit' ich dich nach Sankt Georg. Ich hab' einen nötigen Gang. Morgen! Über das verwünschte Kind!“

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernst das lachende „verwünscht“ gemeint war. Er sagte, selbst noch über das Kind lachend: „Gut! So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es soll ein ganz ander Leben werden als seither.“ Der gute Apollonius freute sich so herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf seinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Ebenso rastlos umschwankte seines Bruders Furcht das dunkle Etwas, das über ihm schwankte und ihn zu begraben drohte; noch emfiger hämmerte sein Herz an den brechenden Planen, den Sturz zu hindern; aber sein Gedankenschiff hing nicht zwischen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwischen Erd' und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

Ännchen hatte die Mutter wieder umschlungen, die in der Laube saß. Sie sah wieder mit Apollonius' Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam sie nach Kinderweise von ihm ab, so leitete die Mutter mit unbewußter Kunst sie wieder zu ihm zurück. Dann rauschte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es sei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht, weil es nicht von Apollonius sprach. Hätte sie hingesehen, sie wäre entsezt aufgesprungen von der Bank. Was die Blätter rauschen machte, war das stürmische Erzittern einer geballten Faust. Darüber stand ein rotes Gesicht, verzerrt von der Anstrengung, die die gehobene

Faust zurückhielt, sonst hätte sie das lächelnde Gesicht des Kindes getroffen, das, so jung, schon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderische Gesicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau ist die Lieblingsfarbe Apollonius'. Sein Kind trägt seines Todfeindes Livree. Und die Mutter — oh, Fritz Rettenmair kann sich noch auf die Zeit besinnen, wo sie täglich so gekleidet ging wie heute. Und fürchtet sie das nicht? Glaubt sie, was damals vorgegangen, gibt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es seine Schande ist? Das alles reißt an der gehobenen Faust.

Jetzt sagt die Mutter vor sich hin und hat das Mädchen vergessen: „Der arme Apollonius!“ — Was hält die Faust zurück? — „Ich muß Fritz sagen, wie er mich dauert. Er ist so gut. Nicht, Annchen?“ Annchen singt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. „Fritz ist zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich hab's lang vergessen. Er ist anders, und Fritz tut ihm unrecht, wenn er meint, er ist noch immer so. Und vielleicht ist er nie so gewesen, und die Menschen haben Fritz belogen. Wir wollen gut sein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kann's nicht mehr ertragen, wie er traurig ist. Ich will's ihm sagen, dem Fritz.“ So schließt die junge Frau ihr Selbstgespräch; ihr ganzes süß-vertrauliches Mädchenwesen ist wieder aufgewacht, und Fritz Rettenmair begreift, das Lun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erschaffen, was noch nicht ist, muß beschleunigen, was kommen wird. Er ist arm geworden, entseßlich arm. Die Zukunft ist nicht mehr fein; er darf nicht auf Tage hinaus rechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß festhalten, was zwischen dem gegenwärtigen ist und dem nächstkommenden. Und dazwischen ist nichts als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt, wie er alles tat, wie er selbst war, oberflächlich — und jovial. Das Gewissen hat seine Seele ausgeieft. Die Furcht vor dem Verlust hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er sie früher so geliebt wie jetzt, ihre tiefste Seele hätte sich ihm vielleicht geöffnet,

sie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zusammengelebt, sind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts voneinander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter ist ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tieferen Bedürfnisse ihres Herzens nicht geweckt, er kannte sie nicht; er hätte sie nicht befriedigen können. Er erkennt sie erst, wie sie sich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erst, was er besaß, ohne es zu haben, nun es einem andern gehört. Mit welcher Empfindung sieht er die Knospe ihres Angesichts sich entfalten, die er schon für die Blume hielt! Welch niegeahnter Himmel öffnet sich da, wo er sonst Genüge hatte, sein eigen Spiegelbild zu finden. Und wieviel er sah: all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufstaunen und dienendem Ergeben zu fassen, der in der Morgenröthe dieses reinen Angesichtes aufging, war sein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick seinen Haß. Er mußte sich fortschleichen, um das Geständnis seiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, dessen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, so sanft es war.

Gegen Abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerstimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie saß unfern der verschlossenen Schuppentür im Grase. Friß war eben mit dem Bruder von der Hintergasse in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den Bruder mit Wohlighs Anne auf. Anne sei die beste Partie in der ganzen Stadt und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe schon an ihrer Aussteuer, und ihre Vasen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Hause. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit sei? Sie hatte sich entfernen wollen; sie vergaß es; sie vergaß das Atmen. Und drauf hätte sie fast laut aufgejubelt: Apollonius sagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht noch sonst eine.

Der Bruder lachte. „Drum hast du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und sie heimgeleitet?“

„Mit deiner Frau hätt' ich getanzt,“ entgegnete Apollonius. „Du warntest mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil sie so

unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachtest mir die Anne, und wie du gingst, fragtest du sie, ob ich sie heim begleiten dürfte. Da konnt' ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —“

„Zu heiraten?“ lachte der Bruder. „Nun, sie ist auch zum — Spaße hübsch genug und der Mühe wert, sie vernarrt in dich zu machen.“

„Fris!“ rief Apollonius unwillig. „Aber es ist nicht dein Ernst,“ besänftigte er sich selbst. „Ich weiß, du kennst mich besser; aber auch im Eherz soll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten.“

„Pah,“ sagte der Bruder, „wenn sie es selbst tut. Was kommt sie uns ins Haus und wirft sich dir an den Kopf?“

„Das hat sie nicht,“ entgegnete Apollonius warm. „Sie ist brav und hat sich nichts Unrechtes dabei gedacht.“

„Ja, sonst hättest du sie zurechtgewiesen,“ lachte Fris, und es lag Hohn in seiner Stimme.

„Wußt' ich,“ sagte Apollonius, „was sie dachte? Du hast sie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts getan, was solche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hält's für eine Sünde gehalten.“

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Christianen fiel es nicht ein, sie hätten auch auf den Gang kommen können, wo sie stand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war selber falsch. Er hatte sie belogen und Apollonius belogen, und sie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der so brav war, daß er nicht über die Anne spotten hören konnte, hatte auch ihrer nie gespottet. Alles war Lüge gewesen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falsch war und Apollonius brav. Ihr innerstes Herz wandte sich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle stieg ein neues heiliges siegend auf, und sie gab sich ihm in der vollen Unbefangenenheit der Unschuld hin. Sie kannte es nicht. Daß sie es nie kennen lernte! Sobald sie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und schon rauschen die Füße durch das Gras, auf denen die unselige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte seine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu seinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte sich nicht entscheiden. Er wurde noch ungewisser, als er vor ihr stand. Er las, was sie fühlte, von ihrem Antlitze; es war zu ehrlich, um etwas zu verschweigen; es kannte zu wenig, wovon es sprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte sie über ihre Gefühle aufklären, sie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze fassen. Er konnte sie zwingen — wozu? Zur Verstellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung, wenn sie einmal wußte, was sie wollte? Würde sie nicht zu sich sagen: den Betrüger betrügen, das Gestohlene heimlich wieder nehmen, ist kein Betrug, kein Diebstahl. Das war es! Das Bewußtsein seiner Schuld verfälschte ihm die Dinge, die Menschen. Er kannte das starke Ehrgefühl seiner Frau wie die bis zum Eigensinn feste Rectlichkeit des Bruders, und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu sein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des „Federchensuchers Narrheiten“. Er wußte, kleine Lächerlichkeiten sind geschickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging, aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben. Wie es ihn bei Nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit seinen gewöhnlichen Eigensinn vergessen oder ein Arbeiter hatte das strenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geschäfte erhitzt, gegeben. Wie er aus dem Bette aufgesprungen, um ein Lineal, das er im schiefen Winkel mit der Tischkante liegen lassen, in den rechten zu rücken. Dabei strich und blies Fritz Nettenmair sich eingebildete Federchen von den Ärmeln. Er sah wohl, seine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu stärkeren Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in sich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weise er sie öffentlich verspottete.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgestiegen. Offene naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falschheit, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, wie waffenlos sie vor diesem Feinde stehen. Sie zitterte vor Erregung, als sie aufstand und sagte: „Du könntest das tun, du; er nicht.“

Fritz Rettenmair schrak zusammen. In dem Anblick der Gestalt, die voll Verachtung vor ihm stand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unschuld dem Sünden gegenüber. Er raffte sich mit Anstrengung zusammen. „Hat er dir das gesagt? Seid ihr schon so weit?“ presste er hervor. Sie wollte nach dem Hause gehen; er hielt sie auf. Sie wollte sich losreißen.

„Alles hast du gelogen,“ sagte sie, „ihn hast du belogen, mich hast du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm sprachst.“

Fritz Rettenmair atmete auf. So wußte sie nicht alles. „Mußt' ich's nicht?“ sagte er, indem sein Auge sich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. „Mußt' ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchensucher dich verachten?“ Noch drückte ihr Blick den seinen nieder. „Weißt du, was du bist? Frag' ihn doch, was eine Frau ist, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkst du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken solltest? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherschleichst, wo du meinst, ihn zu sehen. Und meinst, die Menschen sind blind. Frag' ihn doch, wie er so eine nennt? Oh, die Leute haben schöne Namen für so eine.“

Er sah, wie sie erschrak. Ihr Arm bebte in seiner Hand. Er sah, sie begann ihn zu verstehen, sie begann sich selbst zu verstehen. Er hatte ihren Trotz gefürchtet und sah, sie brach zusammen, das Zornesrot erblich auf ihrer Wange, und Schamröte schlug wild über die bleiche hin. Er sah, wie ihr Auge den Boden suchte, als fühlte es die Blicke aller Menschen auf sich gerichtet, als hätte der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen und alle bohrten sich in das ihre. Er sah, wie sie in der Zähheit der Erkenntnis sich selbst so eine nannte, für die die Leute die schönen Namen haben.

Der Schmerz strömte seinen Regen über die schamblutende brenn-

nende Wange, und die Tränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und sein Tritt. Sie wollte sich gewaltsam losreißen und sah mit halb wildem, halb flehendem Blicke auf, der sterbend vor den tausend Augen wieder zu Boden sank. Er sah, sein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das schrecklichste. Er hatte seinen ganzen Mut wieder.

„Sag's ihm,“ presste er leise hervor, „was du von ihm willst. Wenn er ist, wie du meinst, muß er dich verachten.“

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers fest, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen sah, gewinkt herbeizukommen. Er ließ sie, und sie floh nach dem Hause. Apollonius blieb erschrocken auf dem halben Wege stehen.

„Da siehst du, wie sie ist,“ sagte Fritz zu ihm. „Ich hab' ihr gesagt, du wolltest sie fragen. Willst du, so gehen wir ihr nach, und sie muß uns beichten. Ich will sehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der so brav ist.“

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab sich nicht gleich zufrieden. Endlich sagte er: „Du siehst aber nun, es liegt nicht an mir. Oh, es tut mir leid!“

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungene Ausöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte sie leiser, und diesmal klangen sie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhnisches Bedauern über eine verfehlte List.

Christiane war nach der Bohnstube gestürzt und hatte die Thür hinter sich verriegelt. An Fritz dachte sie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberischen Gedanken, hinaus in die Welt zu fliehen; aber wohin sie sich dachte, im steilsten Gebirg, im tiefsten Walde, begegnete er ihr und sah, was sie wollte, und er mußte sie verachten. Und was wollte sie denn? Wollte sie etwas von ihm? Wenn sie in Gedanken vor ihm floh und angstvoll eine Zuflucht suchte, war er es nicht wieder, zu dem sie floh? Wenn sie in Gedanken eine Brust umschlang, daran sich auszuweinen, war es nicht seine? Der Augenblick, der sie lehrte, sie wollte etwas Böses, hatte sie ja erst gelehrt, was sie wollte. Annchen war im Zimmer;

sie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem innern Kampfe; Annchen sah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umschlang sie nach ihrer Weise und sah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius' Augen. Annchen sagte:

„Weißt du, Mutter? der Onkel Konius —“ Die Mutter sprang auf und stieß das Kind von sich, als wäre er es selbst. „Sag' mir nichts mehr von — sag' mir nichts mehr von ihm!“ sagte sie mit zorniger Angst, daß das Mädchen weinend verstummte. Annchen sah nicht die Angst, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über sich selbst. Das Mädchen log, als sie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht selbst die rote Wange gesehen, mit der sie seiner und des Bruders Frage auswich? dasselbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem sie den Heimkehrenden empfangen?

Ach, es war ein wunderbarlich schwüles Leben von da in dem Hause mit den grünen Fensterladen, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam fast nicht zum Vorschein, und mußte sie, so lag brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius saß vom ersten Morgenschein auf seinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht einbrach. Dann schlich er sich leise von der Hintergasse durch Schuppen und Gang auf sein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Friz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er saß von früh bis in die Nacht in einer Trinkstube, von wo man nach der Aussteigetür und dem Fahrzeug am Turmdache sehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um sich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerstreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, sein Auge flog unablässig mit den Dohlen um das steile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es sich, nie schlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Friz Nettenmair in die Haustür getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube schaltete der Gefelle an seiner Statt. Er brachte Friz Nettenmair den Rapport vom Geschehen; im Anfang schrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher,

dann nicht mehr. Die Zerstreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geselle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebstähle vorgekommen; der Geselle stand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängstlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten sich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Gesellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünschen, am allerwenigsten von dem Gesellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Gesellen zu vertrauen und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder gesagt: „Es tut mir leid“, war er des Gesellen gewahr geworden. In seinem Grinsen hatte er gelesen, der Geselle durchschaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne aufeinander; eine halbe Stunde später übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es kostete wenig Worte. Der Geselle verstand, was Fritz ihm sagte, daß er sollte; er verstand auch, was Fritz nicht sagte und er dennoch sollte. Fritz Nettenmair traute seiner Redlichkeit im Geschäfte so wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geselle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Fritz Nettenmair niemand Kunde hatte und niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Gesellen dort hastete ihm für seine Redlichkeit, wo er sie nötiger brauchte. Es war die Sorglosigkeit fieberhafter Angst um alles andere, was sich nicht auf ihren Gegenstand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte schlimmere Träume als je; er horchte gespannter als je auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus und baute immer größere Lasten über seine Brust. Aber er fragte nicht.

Es war eines Abends spät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenster der Weinstube Apollonius sein Fahrzeug verlassen und an das fliegende Gerüst binden sehen; er eilte nach seiner Gewohnheit aus dem Wirtshause, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf

seine Frau in der Bohnstube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geselle trat herein und machte seine gewöhnliche Meldung. Dann sagte er seinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Fritz Nettenmair setzte sich zur Frau an den Tisch. Hier saß er gewöhnlich, bis ein schlürfender Tritt des Gefellen im Vorhaus ihm sagte, Apollonius sei zu Bett gegangen. Dann suchte er sein Weinhaus wieder auf; er wußte, das Haus war vor Dieben sicher, der Gefell war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er sein Weib in seiner Hand hatte und sie sich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen schwachen Widerschein der jovialen Herablassung über ihn zu werfen, die ehe dem sonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs gegläntzt. Heute war der Widerschein sehr schwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden gesucht, als es sein Blick berührte. Er tat einige gleichgültige Fragen und sagte dann:

„Du bist heute lustig gewesen.“ Sie sollte fühlen, er wisse alles, was im Haus geschehe, sei er auch selbst nicht drin. „Du hast gesungen.“

Sie sah ihn ruhig an und sagte: „Ja. Und morgen sing' ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht soll.“

Er stand geräuschvoll vom Stuble auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte sie einschüchtern. Sie erhob sich rubig und stand da, als erwarte sie einen Angriff, den sie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiser und machte eine Handbewegung, vor der sie erschreckend zurückweichen sollte. Sie tat es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühles trat auf ihre Wangen. Sie war scharfsinnig geworden, argwöhnisch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er sie und Apollonius bewachen ließ.

„Und hat er dir weiter nichts gesagt?“ fragte sie.

„Wer?“ fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er sähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammertür, in der das kleine Annchen stand. „Der Spion! Der Zwischenträger!“ presste der Mann hervor. Das Kind kam ängstlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Fritz Mettenmair sah nicht das Flehen in des Kindes Blick, er sollte der Mutter gut sein, die Mutter sei auch gut. Er sah nicht, wie das häusliche Zermürfnis auf dem Kinde lastete und es bleich gemacht, wie es den Zustand mit durchlitt, ohne ihn zu verstehen. Er bemerkte nur, wie gespannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Hórchen abgerichtet. Es wollte seine Kniee umschlingen, sein Blick, seine gehobene Faust drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in stillem Schmerz auf die Arme und trug es in die Kammer und in sein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm tun konnte. Was er ihr tun konnte, das fürchtete sie nicht. Sie sagte es dem Manne, als sie wieder hereinkam und die Thüre verschlossen, wie um das Kind vor ihm zu retten.

„Ich bin eins geworden mit mir,“ sagte sie, und in ihren Augen stand das mit so glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin- und herschritt, um nicht hineinschauen zu müssen. „Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken sind gekommen, daran bin ich nicht schuld, und ich habe sie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, sie waren böse. Dann hab’ ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd’ werden, solange ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner seligen Mutter gewesen, wo sie gestorben ist, und habe sie liegen sehn, und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr versprochen, ich will nichts Unehrlisches tun und leiden, und habe sie mit Tränen gebeten, sie soll mir helfen, nichts Unehrlisches tun und leiden. Ich habe so lang versprochen und so lang gebeten, bis alle Angst fortgewesen ist, und ich habe gewußt, ich bin ein ehrlich Weib, und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir tun willst, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du tust’s auf dein Gewissen. Aber dem Kinde sollst du nichts tun. Du weißt nicht, wie stark ich bin und was ich tun kann. Ich leid’ es nicht; das sag’ ich dir!“

Sein Blick flog scheu an der schlanken Gestalt vorüber; er berührte nicht das bleiche schöne Antlitz; er wußte, ein Engel stand darauf und drohte ihm. Oh, er wußte, er fühlte, wie stark sie war; er empfand, wie mächtig der Entschluß eines ehrlichen Herzens schirmt. Aber nur

gegen ihn! er empfand es an seiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dies Recht hatte er im unebrlichen Spiele verspielt. Er hätte ihr glauben müssen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm sein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unablässig sich mühte, gutzumachen, was er an ihr verschuldet. Wenn er ihr die Liebe tätig zeigte, die die Angst vor dem Verluste ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht seine Helfer sein? Und ihr Pflichtgefühl, das so stark war? Die tote Mutter, an deren Bett sie in Gedanken getreten, auf deren Herz sie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, scheucht ihn zurück, wie er sich ihr nahen will. Er ist dem Gespenste seiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderstehbar treibt, das zu schaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange stete Verbundenheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen sind dem Gedanken fremd; der Haß ist ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hülfe. — Draußen schlürft der Fuß des Geiellen auf dem Sande des Vorhauses. Das Haus ist sicher vor Dieben. Er kann wieder geben.

Fritz Nettenmair ist heute im Weinhaus so jovial, als er sein kann. Seine Schmeichler haben Durst und lassen sich seine Herablassung gefallen. Er trinkt, schlägt seinen Gästen die Hute über die Ohren in das Gesicht und übt mit Stock und Hand manche andere zarte Liebkosungen und belacht sie als geistreiche Scherze mit bewunderndem Lachen. Er tut alles, sich zu vergessen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit seiner jungen Frau tauschen, die unterdes einsam daheim sitzt! Wonach er sich sehnt: sich zu vergessen, dagegen muß sie sich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt sie, und es will ihr nicht gelingen — sich auf sich selbst zu besinnen. Was hilft es, daß sie es dem Kinde verbot? Alle ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, sie wick' ihm aus, und sie sieht, er flieht sie. Sie sollte sich freuen, und es tut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen ist es, daß sie selbst ihren Zustand strenger oder milder ansieht, je nachdem sie in Gedanken

Apollonius strenger oder milder darüber urtheilend glaubt. So ist er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie sie ist, und verachtet sie? Er ist so mild und nachsichtig; er hat die Anne nicht verspottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat sie schon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die sie nicht haben sollte, und er hat sie erraten? Ist sie sich doch, als wäre sie mit allem, was sie weiß und wünscht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß wie seine andern. Und sie hat ihn gedauert; und darum sah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn sie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er sie aus Schonung; sein Anblick sollte nicht Gedanken in ihr wecken, die besser geschlafen hätten, bis sie selber schlief im Sarg. Er vielleicht selbst hatte es ihrem Manne gesagt oder geschrieben, und dieser hatte das Mittel gewählt, sie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß sie in diesem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibpult blickte? Sie sah, er hatte den Schlüssel abziehen vergessen. Sie erinnerte sich, er war nie so nachlässig gewesen. Sonst hatte sie keine Acht darauf gehabt; jetzt erst fiel ihr auf, er war, wußte er sie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu schließen und den Schlüssel abzunehmen. Im obersten Fache rechts lagen Apollonius' Briefe; ihr Blick war sonst der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete sie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Gestalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte sie dabei überraschen. Sie mußte wissen, wie es stand zwischen ihr, Apollonius und ihrem Mann; sie hätte diesen gefragt, sie hätte sich nicht selbst geholfen, konnte sie ihrem Manne trauen. Sie bebte vor Erwartung, was sie finden wird. Ob sie etwas davon ahnt, was sie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle schienen nur Abdrücke eines einzigen zu sein, so sehr glichen sie sich. Nur daß die Züge in den ersten weicher erschienen. Wie abgezirkelt stand die Anrede in jedem genau auf derselben Stelle, genau um ebensoviel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abstand der schnurgeraden Zeilen voneinander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war

ausgestrichen; keine kleinste Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derselben; ein Buchstabe genau wie der andere.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe sie las. Mit jedem schlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte sie Apollonius selbst, und sie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallene Kapsel in den Kasten zurück; die Kapsel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch eines, wie sie einst auf die Bank gelegt, damit er es finden sollte. Sie erschrak. Jene hatte Apollonius ja noch denselben Abend mit Spott und Hohn unter seinen Kameraden ausgebieten und gefragt, was sie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeschlagen. Dieser brachte sie ihr und erzählte ihr es während des Tanzens, und Apollonius sah zum Saalfenster herein, höhrend, wie der Bruder sagte. Jene hatte sie gepflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapsel war eine andere. Es mußte in dem Briefe stehen, von wem sie war oder wem Apollonius sie schickte.

Und doch war es dieselbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als sie las, es war dieselbe! Träne um Träne stürzte auf das Papier, und aus ihnen quoll ein rothiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte sich ein Weben wie von leisem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt und durch die Risse blauer Himmel lacht und goldene Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer sinkt, steigen rauschende Wälder auf, grüne Wiesen mit ihrem Blumenschmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuser mit glücklichen Menschen. Ob, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Tränen stieg, jede färbte sie regenbogenglänzender, jede rief: sie war dein! und die letzte jammerte: und sie ist dir gestohlen! Die Blume war von ihr; er trug sie auf seiner Brust in Sehnsucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er sie, die Botin des Glückes, dem geschiedenen nach. Er war so brav, daß er für

Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthaltenden, der ihm die Geberin gestohlen. Und an solchem Manne hätte sie hängen dürfen, mit allen Pulsen sich in ihn drängen, ihn mit tausend Armen der Sehnsucht umschlingen zum Nimmerwiederfahrenlassen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, gefollt! es wäre nicht Sünde gewesen, wenn sie es tat; es wäre Sünde gewesen, tat sie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der sie und ihn betrogen, der sie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht? Der sie zur Sünde zwang; denn er zwang sie, ihn zu hassen; und auch das war Sünde, und durch seine Schuld. Der sie zwang — er zwang sie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Hasse, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu schrecklich flugen, verführerisch flüsternden, wilden, heißen, verbrecherischen Gedanken. Und wies sie diese schauernd von sich, dann sah sie unabsichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entsetzlich süßem Wangen wußte sie den Mann so nahe, der ihr fremd sein sollte, der ihr nicht fremd war, vor dem sie in der Angst ihrer Schwäche keine Rettung sah. Sie floh vor ihm, vor sich selbst, in die Kammer, wo ihre Kinder schliefen, wo ihre Mutter gestorben war. Dorthin, wo ihr so heilig wurde, hörte sie das leise Regen der unschuldig schlummernden Leben, zu deren Hüterin sie Gott gesetzt, die ruhigen Hauche hinflüstern durch die stille dunkle Nacht. Jeder Hauch ein sorglos süß aufgelöstes Sichbefehlen an die unbekannte Nacht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett und lag knieend regungslos davor und legte die Stirn an die scharfen Bettkanten.

Vom Sankt-Georgenturme her flangen die Glocken, wie sie der Schritt der Zeit berührte, und er hielt nicht an im Wandern. Es schlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz, und wieder Viertel, und wieder Halb. Das leise Wehen der schlummernden Kinderseelen zitterte um sie. Sie lag, die heißen Hände gefalten, lange, lang. Da stieg es empor aus dem leisen Wehen, silbern wie ein Ostermorgenglockenklang: „Was fürchtest du dich vor ihm?“ Und sie sah all ihre Engel um sich knien, und er war einer von ihren Engeln, der schön-

sie und der stärkste und der mildeste. Und sie durfte zu ihm aufstehen, wie man zu seinen Engeln aufsieht. Sie stand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete sie auf dem Tische aus, dann ging sie zur Ruhe. Ihr Besitzer sollte wissen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, sie hatte sie gelesen. Nicht um ihn zu erschrecken, nicht als Anklage, wie sie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtsein seiner Schuld darauf schrieb; er las aus seiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu setzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er so rein gewesen als sie, er hätte gewußt, sie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie schied schwer von den Briefen; aber sie gehörten nicht ihr. Nur die Kapsel mit der dürrn Blume nahm sie weg und wollte ihm am Morgen sagen, daß sie es getan.

Fritz Nettenmair saß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Brust herab. Er rechtfertigte vor sich seinen Haß und sein Tun. Der Bruder und sie waren falsch; der Bruder und sie waren schuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was seinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz gestohlen, konnte für sie sorgen. Eben war es ihm gelungen, sich zu überzeugen, als daheim die Kammertüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgestanden und legte auch die Kapsel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte sie nicht behalten, sie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als sie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, so fort sollte Apollonius ihr Leitstern sein, und wenn sie handelte wie er, blieb' sie rein und bewahrt, schlief sie ein und lächelte im Schlummer wie ein sorglos Kind.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Laden wurde immer schwüler. Die gegenseitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rücksichtsloser, wie seine Überzeugung wuchs, durch Schonung sei nichts mehr zu gewinnen. Diese Überzeugung floß aus der immer kälteren Ruhe der Verachtung, die sie ihm entgegensetzte; er dachte

nicht, daß er selbst sie zu dieser Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer steigende Wechselwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zusammentraf, ihr Zerrwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weise er sie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und sich und ihrem ganzen Hauswesen seine Physiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbefiegbaren Widerwillens. Der Bruder tat nichts, diesen Irrtum zu berichtigen; er bestätigte ihn vielmehr: zuweilen, indem er ihn überlegen bei sich verlachte, wenn Weinlaune und geschmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung taten. Der Stunden der Erschlaffung, der Unzufriedenheit mit sich selbst waren freilich mehr. Dann zwang er sich, Verstellung darin zu sehen, um an dem Mitleid mit sich selber den Haß gegen die andern, in dem ihm wohl war, zu schärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweise des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg sie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius' tüchtiges Wesen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigsten sich selber, eingestanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß sie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei aussah, am wenigsten, wenn es seinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet gesehen hätte, mehr als sich selbst. Aber er hatte bemerkt, Fritz sah ihn als einen Eindringling in seine Rechte an, der ihm Geschäft und Lätigkeit verleidete. Apollonius fühlte sich von dem Tage seiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war seinen Liebsten hier eine Last; er dachte oft an Köln, wo er sich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moralische Verpflichtung, die er in Rücksicht der Reparatur auf sich genommen. Diese ging mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke seine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs schwer, den Bruder zu überzeugen, es sei ihm Ernst mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erst für einen listigen Vorwand, ihn sicher zu machen. Der Mensch gibt ebenso schwer eine Furcht auf als eine Hoffnung. Und er hätte sich ein-

gestehen müssen, er habe den zwei Menschen unrecht gethan, die des Unrechtes an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müssen, das dieser von ihm gelitten. Er fand sich erst darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu sehen und in dessen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Eingeständnis darin sah, der Bruder begreife in ihm den überlegenen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen seines schlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze, alte, joviale Herablassung wie aus einem Winterschlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: Da ist er ja! und: Nun wird's famos! läuteten seine Petschaste den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm sein Verstand von den notwendigen Folgen seiner Verschwendung, von seinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhieß. Es war ihm, als sei alles wieder so gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte sogar vorgreifend an seine außerordentliche Großmuth, dem Bruder zu verzeihen, daß er dagewesen. Er richtete sich vor dem Bruder schon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geschäfts dem Ankömmling gegenübergestanden, und winkte ihm mit seinem herablassendsten Lachen zu, daß er es schon bei dem im blauen Rock durchsetzen wolle. Der selber müsse Apollonius fortschicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu sagen. Aber der alte Valentin war nicht so klug und wußte nicht, warum er so klug sein sollte. Der alte Valentin war ein närrischer Geselle. Dem alten Herrn sagte er nichts. Es war wunderbar, wie gewissenhaft er seine Pflicht an das Haus theilte, der ehrlichste Achselträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen so angestrengt als der alte Herr selbst. Aber er war auch den Jungen so treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was sie selber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als sollte ihr Engel von ihr scheiden. Sie empfand, daß sie in seiner Nähe sicherer vor ihm war als von ihm entfernt; denn all der Zauber, der ihren Wünschen wehrte, sündhaft zu werden, floss ja aus seinen ehrlichen Augen auf sie nieder, von der Stirn, die so rein war, daß ein sündhafter Blick verzweifelte, sie befleckend in sein Begehren mitzureißen, und selbst gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geschickt.

Apollonius sollte nicht gehen, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt sein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch diese wird er von sich ab und auf den Bruder schieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn von seinem Entschlusse gesagt. Es befreundete ihn, daß der brave Mann, der sonst alles, was Apollonius tun würde, schon im voraus gebilligt, als könnte Apollonius nichts tun, was er nicht billigen mußte, die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einsilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieser Veränderung zu sagen. Die braven Männer verständigten sich leicht. Der Bauherr sagte ihm, nachdem er sich gewundert, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweise wußte, und war der Meinung, Geschäft und Haus seines Vaters könne ohne Apollonius' Hülfe nicht bestehen. Er versprach, sich weiter nach der Sache zu erkundigen, und war bald imstande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hier und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen schuldig, das Schiefergeschäft war, besonders in letzter Zeit, so faumselig und ungewissenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgesprungen waren und andere im Begriff standen, es zu tun. Apollonius erschrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an sich, aber eben das eigene starke Ehrgefühl stellte ihm züerst vor, was der alte, stolze, rechtliche, blinde Mann leiden mußte bei der Schande eines möglichen Konkurses. Er fand sein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und sie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein ansehnliches gewesen. Er schöpfte Hoffnung, es könne noch zu helfen sein. Und er

wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen sollte ihm zu schwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben sollten die Seinigen nicht.

Der wackere Bauherr freute sich über seines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet; es hatte ihn befremdet, daß sie sich nicht schon früher gezeigt. Er bot Apollonius seine Hülfe an. Er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben lassen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erst sehen, wie es stand, und sich Gewißheit verschaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen schwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wissen und, wenn seine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß sie gewankt. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber seine ganze Festigkeit und seine ganze Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und stündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand seines Vermögens, seine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius seine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müssen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte sich selbst in Apollonius und haßte ihn darum um so mehr, je hassenswerter sein eigenes Tun ihm erschien. Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, untersuchte er den Stand des Geschäftes und fand ihn verwirrt, als er gefürchtet. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden sich Briefe von Kunden, die sich über schlechte Ware und Saumseligkeit beklagten, andere mit Rechnungen von dem Grubenbesitzer, der neue Bestellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile vertan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reste davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit seinem ängstlichen Ordnungsbedürfnis mitten in solcher Verwirrung, was mit seinem starken Gefühl für seine Angehörigen dem Bruder gegenüber! Und

doch sah dieser in jeder Außerung, jedem Tun des Leidenden nur schlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Übersicht des Zustandes. Es ergab sich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, so war mit strenger Sparsamkeit, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Ehre des Hauses zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigstens schuldenfreies Geschäft einst als Erbe übernehmen. Apollonius schrieb sogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die ersten wollten es noch einmal mit dem Hause versuchen; man sah, sie gingen sicher; ihre neuen Bestellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu sehen, welches Vertrauen er bereits in seiner Vaterstadt gewonnen. Wenn er die Bürgschaft übernahm, blieben die schuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinsen zur allmählichen Tilgung stehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Versuch, die Wahrheit dieser Versicherungen auf die Probe der That zu stellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Versichernden nur noch mehr. Nun stellte er dem Bruder anspruchlos und mit Milde dar, was er getan und noch tun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit so vernehmlich sprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geschäftes und des Hauswesens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen selbständig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin sehen. In der Sache, in der er seine Ehre zum Pfande gesetzt, mußte Apollonius frei schalten können. Das ungestörte Zusammenwirken all der Tätigkeiten, durch die allein der beabsichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeschäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer schlechtere Ware geliefert und der Bruder sie für gute annehmen müssen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital stehen zu lassen, nahm er an, um mit

dem, was von den Vermögensresten der Frau zunächst flüssig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Bestellung sogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preise gute Ware und konnte auch seine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieser Gelegenheit Apollonius und dessen Kenntniss des Materials und seiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde sei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er stellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber solange er noch in schwerer Lage auf sich allein stand, durfte er seine Kräfte nicht zwischen mehre Unternehmungen theilen.

Apollonius entwarf seinen Plan für das erste Jahr und setzte ein Gewisses fest, das der Bruder zur Führung seines Hausstandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufseher für die Zeit, wo er selbst in Geschäften auswärts sein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemüthliche Geselle sich mancher Veruntreuung schuldig gemacht. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter seiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerke festhielt, tat alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hause zu erhalten. Der Geselle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Gesellen gern gerichtlich belangt; er mußte sich genügen lassen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, so mild er seine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangene mußte sagen, er durfte nicht anders, der Geselle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: „Freilich muß er fort!“ In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt, eine Schadenfreude, mit der er sich selbst verhöhnte:

„Der Federchensucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht schickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. Oh, ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen so einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In seiner Gewalt wollte er mich haben;

darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Gesellen fortschicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hause wollte er sein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einschüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zusammenzukommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er sich soviel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl wie ich wäre anders gegen mich. Es ist sein böß Gewissen. Er wäre nicht so, wenn er nicht falsch wäre. Eine Zwickmühle ist's. Was das Einschüchtern nicht hilft, das soll das Einschmeicheln helfen. Er ist mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt besser kennt als der Träumer!"

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde bestärkte ihn nur in dem Gedanken, der ihn um so weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um so durstiger wurde, sein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er sah kein äußeres Hindernis mehr, das die verbrecherische Absicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechselte sein Seelenzustand zwischen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja! wohl schon geschehen war, und zwischen fieberischer Anstrengung, es dennoch zu verhindern. Danach gestaltete sich sein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verstellung. Beherrschte ihn die erste Meinung, dann suchte er Vergessen Tag und Nacht. Zu seinem Unglück hatte der Gesell im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang sein Gefährte. Die „bedeutenden Leute“ wandten sich von ihm und rächten sich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt und nicht mehr befriedigen konnte; sie vergaltten ihm nun die joviale Herablassung, die sie von ihm ertrugen, solange er sie mit Cham-pagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Gesellen an die Orter, wo dieser heimisch war. Hier griff er die joviale Herablassung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Brantwein kneipen von seinen Späßen, und diese nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten sie doch in bessern Zeiten eine wie vordeutende

Verwandtschaft mit diesen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr schämte, der Kamerad der Gemeinheit zu sein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf seinem gefährlichen Schiff hämmert und die Nächte über Büchern und Briefen sitzt und sich den wohlverdienten Bissen abdarbt, um mit liebendem Eifer gutzumachen, was der Bruder verdorben, erzählt dieser in den Schenken, wie schlecht Apollonius an ihm gehandelt, weil er brav sei und der Bruder schlecht. Er erzählt es so oft, daß er selbst es glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die sich von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der sie alle betrügen wird, und erzählt erfundene Geschichten, die sein Bedauern glaubhaft machen sollen. Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei seinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand; er untergräbt nur, was er selbst noch von Achtung besitzt. Apollonius' Vorstellungen setzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird seine Treue noch erkennen und sich bessern. Seine Hoffnung zeugt besser von seinem eigenen Herzen als von seiner Einsicht in das Gemüt des Bruders. Kommt diesem der Gedanke seiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Febrichensucher zu hassen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo sich Apollonius schon wieder zum Ausgehen rüstet.

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt sind, machen in der Regel erst nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern ist es anders. Durch die Klüftungen und das Bestiegen der Dachfläche während des Eindeckens entstehen unvermeidlich allerlei Beschädigungen der Schieferplatten, die sich nicht immer sogleich zeigen. Die ersten drei Jahre nach beendeter Ein- oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbesserungen als die fünfzig nächstfolgenden. Zu dieser alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Saint Georg seinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein besorgt, legte genügenden

Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigensinniger Gewissenhaftigkeit. Die Dohlen, die sie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor seinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klemptnermeister seinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdach umlegen sollte, um dessentwillen er diesmal seine Leiter an der Helmstange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er sie abgenommen.

Unterdes war sein angestrebtes Bestreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er festgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinsen und eine kleine Abschlagszahlung für das erste Jahr; das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage, mit ihnen seine Hoffnung und seine Kraft, die er mit verdoppelter Anstrengung bezahlte.

Könnte man nur daselbe von seinem Bruder sagen! von dem Verstandnis der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit seiner ganzen Seele bei seinem Vorhaben sein mußte, daß er keine Zeit übrigbehielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu sehen, wie der immer tiefer sank, den zu retten er sich mühte. Wenn er sich freute über sein Gelingen, so war es aus Treue gegen den Bruder und dessen Angehörige; der Bruder sah etwas anderes in seiner Freude und dachte auf nichts, als sie zu stören.

Es kam weit mit Fritz Nettenmair. Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für seinen Hausstand Ausgesetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück, und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren sich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden Leuten“ hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte sich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müssen. Der alte Valentin sah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltgeld nicht mehr durch ihres Mannes, sondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeister und gab ihr nie mehr, als sie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren

Händen nicht mehr vor dem Manne sicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war schon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an sich selbst, an dem Gelingen Apollonius', in ihr sich zu rächen. Valentin hätte ihn schon lange darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau selber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugtuung, um den Mann zu leiden, der ja um sie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte sie Apollonius im Sturm auf der Reise, dann weilte sie stundenlang im unbedeckten Hofe; das Wetter, das ihn traf, sollte auch sie treffen; sie wollte eine gleich schwere Last tragen, wenn sie die seine nicht erleichtern konnte. So weit trieb sie ihre Opferlust.

Sonst benutzte sie die Zeit, die ihr Wirtschaft und Kinder übrigließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte sie zum Teil — sie konnte lieber hungern wenn auch nicht ihre Kinder hungern sehen —, die Bohnstube mit allerlei zu schmücken, wovon sie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte sie, Apollonius kam nie dahin, er sah es nie. Aber sie hätte es nicht getan, wußte sie, er würde es sehen. Ihr Gatte sah es, sooft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was seinem Zorne und seinem Hasse einen Vorwand entgegenbringen konnte. Er sah die Haare seiner Knaben in Schrauben gedreht, wie sie Apollonius trug; er sah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entstehen und wachsen; er hatte ein Auge für alles, was seines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, selbst was ihr unbewußtes Sich-hineinbilden in des Verhaßten eigenste Eigenheit ausplauderte; er verfolgte dessen Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fensterpfähle. Dann begann er, auf Apollonius zu schimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wieviel man von fremder Art annehmen könne.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erste Sorge, sie zu entfernen. Sie sollten seine Koeit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um seinets, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione“ los war. Ihm war es nicht um die

love

Kinder, nur um sich selbst. So einsam hatte ihn die Verderbnis schon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau selbst ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, sie treffe sich mit Apollonius. Leidenschaft und wüßtes Leben hatten sein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Voraussetzungen mochten sich widersprechen, widersprachen sie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit seiner Leidenschaft. Alles, was er im Zimmer sah, war ihm ein neuer Beweis seiner Schande. Wie sollte er glauben, es habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn sie ihm dann sagt, sie möge er schimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das scharfe Auge der Eifersucht, wie sie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und sie leugnet es nicht. Sie sagt ihm: „Weil er um mich leidet und um meine Kinder.“ Er gibt sein mühsam Erspartes her, um zu ersetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentliche Ausgesezte raubt.

„Und das sagt er dir? Das hat er dir gesagt!“ lacht der Mann mit wilder Freude, sie auf dem Geständnis zu ertappen, daß sie sich mit ihm trifft.

„Er nicht,“ zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit seinem Maße mißt. Er, der Gatte, verkleinert, was andere für ihn taten, und rückt, was er für andere tut, diesen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweist, redet er nicht, oder er selbst verkleinert es, um dem andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtsein zu erleichtern. Apollonius selbst sollte es sagen? Der alte Valentin hat es gesagt. Der hat ja die Uhr selbst als seine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu sagen.

„Und auch zu sagen, daß er's ihm verboten hat?“ lachte der Gatte. Und es ist ein Etwas von Verachtung in seinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. „Freilich,“ lacht er noch wilder, „ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umsonst tut's keine. Die Schlechteste hält sich eines Preises wert. Eine mit solchen Haaren und mit

solchen Augen, solchem Leib!" Er greift ihr in die Haare und sieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Vernorfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geständnis und lacht noch wilder. „Du willst sagen, ich bin noch schlechter als er. Hababa! Du hast recht. Ich habe solch eine geheiratet. Das hätte er nicht. Dazu ist er doch nicht schlecht genug!"

Jeder Tag, jede Nacht brachte solche Auftritte. Wußte Frig Nettenmair den Bruder auswärts oder auf seiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er seinen Zorn an Tischen und Stühlen aus. An der Frau selber sich zu vergreifen, wagte er noch nicht. Erst muß ihn die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unschuld, die Hoheit stillen Duldens um sie zieht. Ist es einmal geschehen, dann hat der Zauber seine Macht verloren, und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit tun, wovon er jetzt noch zurückschreckt. Die Menschen wissen nicht, was sie tun, wenn sie sagen: „Ich tu's ja nur dies eine Mal." Sie wissen nicht, welch wohlthätigen Zauber sie zerstören, daß einmal nie einmal bleibt.

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben, oder es führte Apollonius ein Zufall an der Tür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang von der Stimme der Frau dazwischen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verstehen, was sie sprachen. Er erschrak. So weit hatte er sich das Zerrwürfnis nicht vorgestellt. Und er war schuld an dem Zerrwürfnis. Er mußte tun, was er konnte, den Zustand zu bessern.

Der Bruder blieb erst wie versteinert in seiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menschen, der plötzlich bei einem Unrechte überrascht wird. Hätte ihn Apollonius angelassen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja veröohnen und sprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wissen können, er hatte es oft genug erfahren, seine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Troß. Er erfuhr es jetzt wieder. Frig verhöhnte ihn mild lachend, daß er einen Vorwand mache, wo er Herr sei. Ob er sich deshalb zum Herrn

des Hauses gemacht? Er wußte, er an Apollonius' Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen lassen, die er in seiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht schön zu tun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür umschlichen, um Apollonius in der Stube zu überraschen. Jetzt war er ja da in der Stube. Er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erschrecken mußte, Apollonius war der Erstappte, nicht er. Die Versöhnung war nur der erste beste Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er so kleinlaut. Darum erschrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum sah sie so flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem sie ihn noch eben gemessen, war mit der Larve der erheuchelten Unschuld plötzlich von ihrem schuldbewußten Angesicht gerissen. Nun wußte er gewiß, es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. „Sie bettelt, ich soll gehen. Wozu? Ich sehe zum Fenster hinaus. Das ist ebenfogut. Ich sehe nicht, was ihr treibt.“

Apollonius verstand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzusehen. Sie wollte hinaus. In seiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug sie nicht. Der Gatte hielt sie fest mit wildem Griff. Er packte sie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut schreien müssen, zehrte der Seelenschmerz den körperlichen nicht auf.

„kehr' dich nicht daran, daß sie fort will,“ schluchzte Fritz Nettemair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder so mit den Augen, wie er die Frau mit seiner Hand gepackt hielt. „Brauchst nicht ängstlich zu sein. Ich lehre nur den Rücken, so ist sie wieder da. So redet doch miteinander. Du, sag' ihm, daß du ihn nicht leiden kannst; ich glaub's ja; was glaubt ein Mann so einer nicht? Und du, gib ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt hast, wie man seinen Bruder von Haus und Geschäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! Sag' ihr doch: ein Weib soll willig sein. Was? Oh,

solch ein willig Weib ist — sag' ihr doch, was so eine ist. Sie weiß es noch nicht, die — Unschuld! Hahaha!"

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte und sah; aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte seine ohnehin dem Bruder weit überlegene Kraft, als er den packenden Arm faßte, so daß dieser die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber sie brach kraftlos zusammen. Apollonius fing sie auf und lehnte sie in das Sofa. Dann stand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

„Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du bist sie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und will's noch,“ sagte Apollonius; „du bist mein Bruder. Du gibst mir schuld, ich habe dich in das Unglück gestürzt; Gott ist mein Zeuge, ich habe alles getan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab' ich getan, was du mir vorwirfst als für dich und um deine Ehre, und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich streng zu sein? Für wen schaff' ich? Für wen wach' ich? Wenn du wüßtest, wie mich schmerzt, daß du mich zwingst, dir aufzurücken, was ich für dich tue! Weiß es Gott, du zwingst mich dazu; ich hab's noch nicht getan, weder vor andern noch vor mir selbst. Du weißt es selbst, daß du nur einen Vorwand suchst, um unbrüderlich gegen mich zu sein. Ich weiß es und will dich ertragen fortbin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machst, auch sie zu quälen und sie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht.“

Fritz Mettenmair lachte entsetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weise in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn spielen, den unschuldig Verleedigten, den ritterlichen Beschützer der unschuldig Verleedigten. „Ein braves Weib! Ein so braves Weib! O freilich! Ist sie's nicht? Du sagst's, und du bist ein braver Mann. Haha! Wer muß es besser wissen, ob ein Weib brav ist, als solch ein braver Mann? Du hast mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verstand bringen, damit ich dein Mär-

chen glaube. Sie ist dir abgeneigt? Sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißt's noch nicht, wie sehr. Ich darf nur fort sein, so wird sie dir's sagen. Dann wird dir's schlecht gehn! Sie wird dich erdrücken, damit du ihr's glaubst. Wenn ich dabei bin, sagt sie's nicht. So was sagt eine nicht, wenn der Mann dabei ist, wenn sie brav ist wie die. Warum sagst du nicht, du kannst auch sie nicht leiden? Oh ich hab schon keinen Verstand mehr! Ich glaub' schon alles, was ihr mir sagt!"

Fritz Nettenmair war in der Bergeßlichkeit der Leidenschaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius stand erschrocken. Er mußte sich sagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in seinem Gesichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkenntung. Und es war alles so wahr, was er sah, daß selbst er es glauben mußte. Er verstummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn schlugen. So war's doch noch zu verhindern gewesen noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er selbst — Aber Apollonius — das sah er trotz seiner Verwirrung — zweifelt noch und konnte nicht glauben. So war sein Wahnsinn wohl noch gutzumachen, so war es vielleicht noch zu verhindern, so war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? Wenn er einen wilden Scherz daraus machte? Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja schon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm sagte. Und er selber wieder einer, der das Leben kennt, der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigstens versuchen. Aber schnell, ehe Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine schaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er sich ehemals seine eigenen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünscht, daß Apollonius sich glauben machen ließ, Fritz Nettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünschteres auf der Welt passiert als das! Er las in der Frau Gesicht, wie die Wendung sie erleichterte. Er wagte es, sich auf

sie zu berufen, wie verwünscht das sei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die so verwünscht sei, ihm zornig vorzuhalten, daß er sie von der Gnade des Gehasteten abhängig gemacht, und lachte, daß daher die kleinen Ebezwiste kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank so ernst nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man sah eben, daß Apollonius noch ein Junggeselle war!

Apollonius hörte von der Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging rasch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftrittes werde. Der Bruder hörte sie zusammen weggehen. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Gesicht Apollonius' hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Fritz Rettenmair war voll Wut über sich selbst und mußte sie an der Frau auslassen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles tue, was ein Weib schlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie sie sich selbst verachtete wegen des Ja, das sie sich hatte abzwingen lassen müssen, wie sie sich sagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben sei. Er mußte es fürchten, wenn sie das sich selbst sagte. Er durfte sie so weit nicht kommen lassen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, sie könne ja auch lügen, so geschickt als irgendeine. Er war nie sein Herr gewesen; jetzt war er es weniger als je.

In Fritz Rettenmair kämpfte heute eine Leidenschaft die andere nieder. Die wüste Gewohnheit, im Trunk sich zu vergessen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hause; die Furcht der Eifersucht hielt ihn mit tausend Krallen darin fest. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte, er selbst hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder so brav, als er sich stellte, seine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Rettenmair hatte es nie so lebhaft gefühlt, wie schön die Frau war —, seine eigene Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zusammenwohnens und, was all diesen Dingen erst die Gewalt gab über seine Furcht,

das Bewußtsein seiner Schuld! Und war Apollonius so brav, als er sich stellt — solchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an seiner Angst heram und ließ seine Frau nicht aus den Augen. Erst wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und selbst zur Ruhe gegangen ist, erst als er kein Licht mehr sieht in Apollonius' Fenstern, da lassen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen desto stärker. Er verschließt die Hintertür, die Apollonius von den Räumen des Hauses trennt, er schiebt auch noch den Kiegel vor, er schließt sogar die Treppentür der Emporlaube und zuletzt die Tür, durch die er geht. Er hat Ursache zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geselle darf nicht lang mehr warten. Fritz Nettenmair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geselle aus der Arbeit entlassen ist, und bei der Polizei, daß er morgen sich nicht mehr in der Gegend betreten lassen darf. Der Geselle ist fertig zur Abreise; von dem Wirtshause hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abschied nehmen von seinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas sagen.

Es gibt nicht viel mehr auf der Welt, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebste war; es ist unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geschmeichelte wird er nie wieder. An seiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eifersucht gefesselt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß sich gehaßt oder glaubt sich gehaßt in seinem Wahn. Das kleine Annchen würde sich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er scheucht das Kind mit Haß von sich; sie ist ihm der „Spion“. Nur an einem Menschen noch hängt sein Herz, an dem, der es am wenigsten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Mensch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zugrunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Mensch haßt Apollonius, er ist der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius' Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Gefellen eine Strecke Wegs. Der

Geselle will schneller ausschreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andere scheiden, ist ihr letztes Gespräch von dem, was sie gemeinsam lieben; das letzte Gespräch Fritz Rettenmairs und des Gesellen ist von ihrem Haß. Der Geselle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt. Wie sie nun einander scheidend gegenüberstehn, mißt der Geselle den andern mit seinem Blick. Es war ein böser lauernder Blick, ein grimmig-verstohlener Blick, welcher Fritz Rettenmair fragte, ohne daß der es hören sollte, ob er auch reif sei zu irgend etwas, was er nicht aussprach. Dann sagte er mit einer heisern Stimme, die einem andern aufgefallen wäre, aber Fritz Rettenmair war die Stimme gewohnt: „Und was ich sagen wollte — Ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab' ihn neulich gesehn.“ Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Rettenmair wußte, wen er meinte. „Es gibt Leute, die mehr sehn als andere,“ fuhr der Geselle fort. „Es gibt Leute, die einem Schieferdecker ansehen, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß sie ihn getragen bringen, und sehen ihn daliegen, nur er selber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergeßell hat mir das Geheimnis gesagt, wie man zu dem ‚Frohnweißblick‘ kommt. Ich hab' ihn. Und nun leb' wohl. Und ergib dich drein, wenn sie ihn getragen bringen.“

Der Geselle war von ihm geschieden; seine Schritte verflangen schon in der Ferne. Fritz Rettenmair stand noch und sah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geselle verschwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wiesen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie stiegen empor und verdichteten sich zu seltsamen Gestalten, sie kräuselten sich, flossen auseinander und sanken wieder nieder, sie bäumten wieder auf. Sie hingen sich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie sie diese bald verhüllten, bald frei ließen, schien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen oder zerflossen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdliches Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild dessen, was in Fritz Rettenmairs Seele vorging, ein so ähnlich Bild, daß er nicht wußte, sah er aus sich heraus oder in sich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezusammenschlagen um eine bleiche Gestalt am Vo-

den, dann ein langsam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischten sich beide, und das eine wollte das andere verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesangs klang leise ein lustiger Schottischer, den die Zukunft aufstrich: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!“ Und neben dem Toten lag unsichtbar eine zweite Leiche, seine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verstohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt sich einen Engel; er wünscht, der Bruder müßte nicht sterben, weil — er weiß, daß der Bruder sterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am Roten Adler vorüber. Die Saalfenster sind erleuchtet, Musik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt stehen und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Tasche, wie sonst, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Gesellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geschieden, schon vergessen. „Der Gesell ist ein schlechter Kerl; gut, daß er fort ist!“ Er hat eine Vergangenheit vergessen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein; sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat sich so sehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit seinem Bruder zusammenzudenken, daß er es mit ihm in ein Grab steigen sieht. An die Zerrüttung seines Wohlstandes mag er sich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er sie fühlt. Ist es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn sich die Dinge selber ihm aufdrängen, dann hilft ihm sein Leichtsinn. Wie er schnell darüber hindenkt, findet er für alles Rat, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen ist auch ein Tag. Und er ist einer, der — Die Wendung, mit der er in seinen Weg einschwenkt, gelingt ihm so jovial als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er sich, daß man

zu der Thür, die er eben aufschließt, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor sich vorbeizulassen. „In das Unabänderliche,“ sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es so weit sei, „in das Unabänderliche muß sich der Mensch ergeben.“ Und wie er die Achsel zu den Worten zuckt, da wird er einen leisen schlanken Lichtschein gewahr. Ein Strüß davon läuft über seinen Armel, ein anderes liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaster. Er späht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abschnitt des Ladens nicht fest an das Fenstersims schließt. Drin in der Wohnstube ist Licht. So spät? Der Atem stockt dem Lauschenden, der Alp sitzt wieder auf seiner Brust. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er stirbt, oder — es ist schon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch ist die Thür leise wieder verschlossen und im Augenblick. Ebenso leise, ebenso schnell ist er an der Hintertür. Sie ist nicht offen, aber nur einmal herum geschlossen; und Friß Rettenmair weiß es, er kann schwören, er hat den Schlüssel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er schleicht und tappt sich zur Stubentür; er hat die Klinke gefunden und drückt sie leise; die Thür geht auf; ein trüber Lichtschein fällt auf die Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tisch. Neben diesem steht im Schatten ein kleines Bett; es ist Annchens Bett, und ihre Mutter sitzt daran.

Christiane merkt nicht, daß die Thür sich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; sie singt leise und weiß nicht, was sie singt; sie horcht voll Angst, aber nicht auf ihren Gesang; ihre Augen würden weinen, machten Tränen den Blick nicht trübe. Aber nun kann die Röte auf des Kindes Wange wiederkommen, nun kann der eigene fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verschwinden; und sie sah es nicht und ängstigte sich noch vergeblich. Ihr ist es, als müßte jene wiederkehren und dieser gehen, wenn sie sich nur recht angestrengt mühte, dieses Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann sie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen ist, was sie so sehr bedrängte; wie das Annchen auf ein-

mal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeschrien, dann nicht mehr hat sprechen können; wie sie aufgesprungen und sich angekleidet; wie sie in der Angst den Valentin und dieser, ohne ihr Wissen, den Apollonius geweckt. Der alte Gesell hatte alle Schlüssel im Hause probiert, bis sich ergab, der Schuppenschlüssel schließe die Hintertür; das wußte sie nicht. Desto lebendiger stand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten, wie ihr bei seinem unerwarteten Kommen gewesen, wie sie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung sich gefühlt. Apollonius hatte sogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen gestanden und sich über das Annchen gebeugt, wie jetzt sie tat. Er hatte sie voll Schmerz angesehen und gesagt, Annchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerrwürfnis, und es werde nicht gesund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie sich der Mensch bezwingen könne und müsse. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Annchens wegen anbefohlen und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte sonst in seinem Irrwahn glauben, er wolle ihn auch von dem Krankenbett seiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angst wollte sie in Apollonius' Arme jagen; es war ihr, als wäre alles gut, läge sie an seiner Brust, als dürfte sie ihn nicht wieder von sich lassen. Aber wie er so zu Häupten des Kindes stand und sprach, da kam er ihr so herrlich vor wie ein Heiliger, vor dem sie nur auf den Knien liegen dürfe. Der Bett-schirm hüllte die große schlanke Gestalt in seinen Schatten, nur seine Stirn und sein hoher Scheitel waren sichtbar und erschienen, von dem Lichte auf dem Tische angestrahlt, wie in einer Glorie. Dachte sie von ihm weg zu ihrem Gatten, so krampfte eisiger Frost ihr Herz zusammen, und Widerwillen bäumte sich darin wie ein Riese gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte gesagt, Annchen werde nicht wieder gesund, wenn das Zerrwürfnis nicht ende. Er hatte gesagt, der Mensch könne und müsse sich bezwingen; sie wollte sich bezwingen, weil er es gesagt. Einer Mutter seien Wunder möglich für ihr Kind; dachte sie an Apollonius' Gesicht, wie er so sprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dagewesen sein müsse, wenn er auch jetzt nicht mehr da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgestürzt, sah er nicht den alten Valentin an der Kammertüre sitzen. Er wollte warten, bis dieser einmal das Zimmer verlasse, und schlich sich nach dem Stuhle am Fenster, wo er sonst immer gesessen, und als wie ein anderer denn jetzt! Die Frau hörte seinen leisen Tritt; sein Antlitz konnte sie nicht sehen. Ihr schien, er wußte um Annchens Zustand und ging deshalb so leise. Sie sah Annchen mit einem Blicke an, der sagte: was sie jetzt tun wollte, tat sie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, setzte hinzu: „Und weil er's gesagt“.

„Da ist der Vater, Annchen,“ sagte sie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenster saß; aber sie konnte ihm ihr Gesicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. „Du hast immer noch ihm gefragt. Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er sein, wie er sonst war, eh' du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch — um deinetwillen.“

Ihre Stimme klang so tief aus der Brust herauf, daß der Mann seinen Groll mit Gewalt festhalten mußte. Er dachte: „Sie tut so süß, um dich zu hintergehn. Sie haben's verabredet, als er da war.“ Und der Groll schwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen sie fortfuhr:

„Und du gehst noch nicht in den Himmel. Nicht, Annchen? Du bist ja ein so gut lieb Kind und bleibst noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du hast kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Annchen, weil er laut spricht. Er meint's nicht böß deshalb.“

Sie hielt inne; sie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde sprechen wie sie, und durch das Kind mit ihr. Wie sie von ihm denken mochte, das Kind war doch sein Kind, und es war krank.

Der Mann schwieg und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Ein halb Vaterunser lang hörte man nichts als das Ticken der Uhr, und das wurde immer schneller wie das Klopfen eines Menschenherzens,

das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin stand auf von seinem Stuhle, um das Licht zu puhen.

Die Brust des Kindes röchelte; es wollte sprechen, es konnte nicht; es wollte mit den Händen nach dem Vater langen, es konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme seiner Seele nach dem Vater ausstrecken. Aber des Vaters Seele sah die flehenden nicht; in ihren Händen hielt sie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind ist abgerichtet von seinen Feinden; es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, so wäre es absichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und stirbe es, so würde sein Sterben noch ein Kupplerdienst sein, den es seinen Feinden tut. Wäre sein Auge nicht selber so krank, daß es ihm außen nur immer das eine zeigt, über dem seine Seele innen unablässig brütet, er müßte es am Gesichte der Mutter sehen, an dem Ton ihrer Stimme hören: sie verstellt sich nicht, das Kind ist wirklich krank und sehr krank. Aber ihre Weichheit, ihre Angst ist ihm nur die Angst ihres Gewissens, die Angst vor seiner Strafe, die sie verdient fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um sich draußen auszuweinen. Der Mann steht auf und nähert sich leise der Frau, ohne daß sie ihn bemerkt. Er will sie überraschen, und das gelingt ihm. Sie erschrickt, wie sie plötzlich über dem Bette jäh vor sich ein entstelltes Menschenantlitz sieht. Sie erschrickt, und er preßt durch die Zähne: „Du erschrickst? Weißt du warum?“

Sie hat ihm selber sagen wollen, daß Apollonius in der Stube gewesen ist, aber noch hat sie es nicht gekonnt. Vor dem Bette des franken Kindes durfte sie es nicht; weil sie weiß, er wird auffahren; den Anblick seiner Roheit hat sie dem Kinde erspart, als es noch gesund war, wenn sie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem franken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber sie sieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

„Er war da! War er nicht da?“ fragt er; nicht um zu erfahren,

wonach er fragt, sondern um zu zeigen, daß er es nicht erst zu erfahren braucht. Seine Faust hebt sich geballt; Annchen kämpft, sich aufzurichten. Er sieht es nicht; die Frau sieht es; ihre Angst wächst. Sie schlägt die Hände zusammen; sie sieht ihn an mit einem Blicke, in dem alles steht, was ein Weib versprechen, was ein Weib drohen kann; er sieht nur ihr Erschrecken, daß er es weiß, was geschah, und die Faust fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt sich in Krämpfen zusammen, die Mutter, über es hingestürzt, weint laut. Valentin kommt herein geeilt, Frig Nettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr ist, befriedigte Rache oder Schreck über das, was er getan. Er sinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt, ihn selbst betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenso hört er diesen kommen und gehen, ebenso lauscht er, ob er nicht Apollonius' Flüstern und seinen leisen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt sein Tun und nennt Annchens Krankheit eine Pimpelei: „Heute wollen Kinder sterben, und morgen sind sie lebendiger als je!“

Aus dem fieberischen Horchen und Sich-Beruhigen wird ein fieberisches Träumen. Er sieht Apollonius, wie er seine Leiter an der Helmstange festbinden will, und sagt sich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröstend: „Jetzt wird er fallen! jetzt!“ aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Lärre sollen reißen, in welchen Apollonius mit seinem Fahrzeuge hängt; sie reißen nicht. In diese Träume hinein hört er die Lärre der Stube gehen; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines schweren Körpers aus ungeheurer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbschlummer hört er in der Stube leises Gehen, leises Reden, leises Weinen, und dazwischen ist es wieder still.

Das leise Schluchzen, das zum lauten wird und sich wiederum bewältigt, als sei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leise wird, weil es wie über sich selbst erschrickt, daß es laut ist,

wo alle Menschen leise sind: wer kennt es nicht? wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Nettenmair weiß es im Halbschlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. „In das Unabänderliche muß der Mensch sich ergeben.“

Zum erstenmal seit vielen Monden schläft er wieder ruhig. Und warum sollte er nicht? Aus dem leisen Weinen wird ein lustiger schottischer Walzer. „Da ist er ja! Nun wird's famos!“ klingt es aus der Ferne vom Roten Adler herein in seinen Schlaf.

Das Leisegehen und Leisereden aber war wirklich und dauerte fort; und eine Leiche war in der Stube, eine schöne Kinderleiche; während Fritz Nettenmair von Reitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Annchens Seele sich zu einem bessern Vater gerettet. Der Leib lag starr in dem kleinen Bettchen. Der Zwist der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair schlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius war schon lange munter; vielleicht hatte er gar nicht geschlafen. Der Kampf, den sein Bruder noch in seinem Angesicht gelesen, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlassen sah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt, scheuchte nachts den Schlummer von seinem Bett. Der Bruder hatte recht gesehen, seine scherzhafte Wendung des Gesprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch seiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er sich in seiner Meinung, der Bruder sei eifersüchtig auf ihn, bestärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen, als er es geschehen sah, erhielt Licht von dieser Annahme und half sie wiederum bestätigen. Die Abneigung der Frau schien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fernzuhalten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könne sie anders als mit den Augen eines Bruders und Schwagers ansehen. Und das schien begreiflich, da Fritz wußte, sie war ihm mehr gewesen,

bis sie seine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er sich nicht gestehen, sein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen, hatte seinen Empfindungen für sie eine Wärme gegeben, die ihn selbst beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn diese hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit machte sich diese Wärme schon zum Verbrechen. Aber, fiel ihm dann ein, hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte sie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs sie ein Märchen genannt, also glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle sie nur und empfinde sie nicht? Der Vetter hatte oft von der Natur der Eifersucht gesprochen, wie sie aus sich selbst entstehe und sich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife und zu Lügen verführe, die sonst nur der Wahnsinn vollbringt. Einen solchen Fall sah Apollonius vor sich und bedauerte den Bruder und fühlte schmerzlich Mitleid mit der Frau.

Aus solchen Gedanken und Empfindungen schreckte ihn Valentin, der ihn hinuntertrieb. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinuntergegangen war. Es war nicht allein Annchens Zustand, die er wie ein Vater liebte, was auf seiner Seele lag; auch das Mitleid mit Annchens Mutter war gewachsen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er sich gern ausgerebet hätte, wäre solch ein Verfahren mit seinem Klarheitsbedürfnis und seiner Gewissenhaftigkeit vereinbar gewesen. Als der erste Schimmer des neuen Tages durch sein Fenster fiel, stand er auf von dem Stuhle, auf dem er seit seiner Zurückkunft gesessen. Es war etwas Feierliches in der Weise, wie er sich aufrichtete. Er schien sich zu sagen: „Ist es, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einstehen; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und seine Ehre aufrecht erhalten, und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt!“

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, das Werk derselben, war ihm geblieben. Er besann sich vergebens, was diese Stim-

mung, die ihm so lange fremd gewesen, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebnissen der Nacht einfiel, war nicht geeignet, sie zu erklären. Er wußte nur noch, daß seine Frau ein „Pimpeln“ des „Spions“ zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zusammenzusein. Mit ihm! Nicht bloß im Gespräch mit dem Gesellen, auch mit sich und seiner Frau nannte er Apollonius' Namen nicht; vielleicht, weil sein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menschen dachte und diese nicht miteinander zu wechseln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt als seinen Haß, und der kannte nur zwei Menschen, „ihn“ und „sie“. Er dachte schon, wie er der „Pimpelei“ ein Ende machen wollte. Mit diesem Gedanken trat er aus der Tür und stand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da stand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: nicht weiter auf dem Wege, den du eingeschlagen hast! Da lag das Kind, das sein Kind war, tot. Sonst scheuchte er es von sich; jetzt blieb es und fürchtete sich nicht mehr und fragte ihn, ob er es noch hassen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Hasse genannt. Gestern sah er es nicht, wie er über seine Angst hin den Schlag führte, der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den sterbenden Leib des Kindes hin. Gestern sah er es nicht, wie er darüber gebeugt stand; jetzt sieht er es, wohin er die entsehten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da steht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es sterbend, und am Sterbebette ihres Kindes tut die Verworfenste nicht, was er ihr zugetraut. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geschlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib schuldig. Und sie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche stumme Antlitz der Mutter rief: Du tötest das Kind; schlag nicht! Und er hat doch geschlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterstrahl, daß er zusammensinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geschlagen, vor dem Bette, in dem sein Kind starb, weil er seines Kindes Mutter schlug.

Dort lag er lang. Der Blitz, der ihn dahingestreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grausamer Klarheit, und er hatte die beiden unschuldig gesehen, die er verfolgt. Und keine Schuld als die seine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Last auf Last, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod ist der Gipfel. Und vielleicht ist er es noch nicht! Der Glende sieht, er muß zurück. Er hascht nach jedem Strohhalme von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er gestern sein Herz verschlossen: „Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er wieder sein wie er sonst war, eh' du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch.“

Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach seiner Seele ausstreckte und zur Versöhnung bot; sein Schmerz, seine Angst faßten hastig nach der ausgestreckten. Er sah das Kind im Hemdchen an der Kammertür stehen, wo es so oft gestanden, wenn seine Hefigkeit es aus dem Schlummer geweckt, die Händchen gefaltet, die Augen so schmerzlich flehend: er solle doch gut sein mit der Mutter; und so ängstlich zugleich: er solle doch nicht zürnen, daß es flieht. Nun, da es zu spät war, sah er, das Kind wollte sein Engel sein. Aber es war ja noch nicht zu spät! Er hörte den leisen Schritt seiner Frau auf der Flur der Stubentüre nahen. Er hörte sie die Türe öffnen. Stand Annchen jetzt in der Kammertür, es mußte lächeln. Er wollte gut sein; er wollte wieder sein, wie er war, ehe Annchen krank geworden ist. Er streckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie sah ihn und schrak zusammen. Sie war so bleich wie das tote Annchen, selbst ihre sonst so blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die schönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das sonst so glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte sich in ihr tiefstes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr gestorben Kind. Als sie ihn sah, stieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten stand sie zwischen der Leiche und ihm; als wollte sie das Kind noch jetzt vor ihm schützen. Und doch nicht so. Weder Furcht noch Angst bebte um den kleinen Mund; er war fest geschlossen. Ein ander Gefühl war es, was die schöngewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah,

es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen; die war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleich-schreckender Engel, der den besleckenden Berührer fortjährt von seinem Heiligtum. Er sprach — o hätte er gestern gesprochen! Gestern hatte sie sich nach dem Worte gesehnt; heute hörte sie es nicht.

„Gib mir deine Hand, Christiane,“ sagte er. Sie zog ihre Hand krampfhast zurück, als hätte er sie schon berührt. „Ich habe mich geirrt,“ fuhr er fort; „ich will's euch ja glauben, ich seh' es ein; ich will's nicht wieder! Ihr seid besser als ich.“

„Das Kind ist tot,“ sagte sie, und selbst ihre Stimme klang bleich.

„Laß mich in dieser schrecklichen Angst nicht ohne Trost. Kann ich anders werden, so kann ich's nur jetzt, und wenn du mir die Hand gibst und richtest mich auf —,“ sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn.

„Das Kind tot,“ wiederholte sie. Hieß das, es war ihr gleichgültig, was mit ihm werden sollte, da seine Besserung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn vergessen und sprach mit sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er faßte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest.

„Christiane,“ schluchzte er wild, „da lieg' ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnt's nicht vergessen, hätt' ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk' daran! Um Gottes willen denk' daran! Du hast mich jetzt in deiner Hand. Du kannst aus mir machen, was du willst. Ich mach' dich verantwortlich. Du bist schuld an allem, was noch werden kann.“ Endlich war es ihr gelungen, ihre Hand ihm zu entreißen; sie hielt sie weit von sich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt.

„Das Kind ist tot,“ sagte sie. Er verstand, sie sagte: Zwischen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinschaft mehr sein, auf Erden nicht und nicht im Himmel!

Er stand auf. Ein Wort der Verzeibung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blüthes, was jetzt in ihm wirkte, nahm seine Gewalt von der Zähheit der Überraschung. Wenn das Kind in der Erde ruht, dessen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt, wird sein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an diesen Augenblick von der Macht seiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleise des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwischen, zu weit ist er gegangen auf dem gefährlichen Weg, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blüthes müßte schwinden, und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in seine verstellenden Nebel. Fritz Rettenmair heulte auf oder lachte auf; die Frau fragte sich nicht, was er tat. Tiefer Abscheu gegen ihn verschloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, daß seine Gegenwart nicht mehr den Raum entweichte, darin das Heiligenbild ihres Mutterschmerzes stand. Leise weinend sank sie über ihr totes Kind.

Die Reparatur des Kirchendachs hatte begonnen. Apollonius wollte diese erst beenden, bevor er die Krönung des Turms mit der gestifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbniß des kleinen Annchens besorgen; Fritz kümmerte sich nicht darum. Er mußte sich auch dieser Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte sich schmerzlich wohl darin. Kosteten ihm doch die schwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andere, süßere Wünsche zu bekämpfen und zu besiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf sich genommen; er war ja eben nur dem eigensten Triebe seiner Natur gefolgt. Es lag in dieser Natur, daß er ganz sein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen seiner Jugendliebe und damit diese selbst aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke eines eigenen Hausstandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck als die Erfüllung jener Pflicht. Aber sie stand nicht als dürres despotisches Gesetz außer ihm vor den Augen

seiner Vernunft; sie durchdrang sein ganzes Wesen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühles. So war es seit Monaten gewesen. Wenn er auf seinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmern auf dem Dachstuhl kniete, waren die Gestalten der Kinder seines Bruders, seine Kinder, um ihn. Schneller als sein Schiff flog seine Phantasie der Zeit voraus. Wie sein Schiff um das Turmdach, drehte sich sein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachsen waren und er ihnen das schuldenfreie Geschäft übergab, wo Annchen aussah wie ihre Mutter, und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Annchens rosiges Gesicht stand vor ihm, sooft er auffah von seinen Schieferplatten. Als es ihn so schalkhaft anlachte, war es sein Liebling; wie das Gesichtchen immer trüber und bleicher wurde, war sie es nur immer mehr; er sah sie oft doppelt durch das Wasser in seinen Augen. Jetzt — oh manchmal war es ihm, als arbeite er nun umsonst! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängstigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume seiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete sich von Tag zu Tage mehr. Was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht, das gelang seinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte sein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu schützen; aber er wußte, seine Einmischung gab sie nur härteren Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für sie tun, als daß er sich so entfernt hielt von ihr als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer selbst willen, wenn er richtig gesehen hatte. Hatte er richtig gesehen? Er sagt sich hundertmal nein. Er sagt es sich mit Schmerzen; desto öfter und dringender sagte er es sich, und fühlte, er dürfe sie nicht sehen, auch um seinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgültige Dinge verworren und unsymmetrisch lagen und er sie nicht ordnen konnte; hier sah er Mißverhältnisse und Widersprüche in das innerste Leben dessen, was ihm das Heiligste war, gedrungen, in das Herz seiner Familie, in sein eigenes, und er mußte sie wachsen sehen, und die Hände waren ihm gebunden!

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Läden, seit das kleine Annchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und schwüler in Fritz Nettenmairs Brust und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in dessen Mitte ihn das Bild des toten Annchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geschreckt. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotene Hand an. Er meinte es wenigstens. Aber sie hatte ihn zurückgewiesen, ihm ein Antlitz voll Abscheu und Verachtung gezeigt; er hatte gesehen, sie nannte ihn im Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dagewesen, das alte Gespenst, die schuldgeborene Furcht. Hat sie es noch nicht getan, was er fürchtet, nun wird sie es tun, um ihn für den Schlag zu strafen, an dem Annchen starb. Je mehr er daran herumgreift mit seinen Gedanken, desto klarer fühlt er, wie gelegen seinen Feinden — und sie sind seine Feinde; sie haben ihm ein Unrecht zu vergelten —, wie gelegen seinen Feinden dieser Schlag kam. Dann sieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie sagte nicht: „Schlag' nicht, das Kind ist krank; es ist sein Tod, wenn du schlägst.“ Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; sie sprach es nicht. Oh, es ist klar, sonnenklar; sie reizte ihn absichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden That. Aber wie? ihres Kindes Tod hätte sie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, sie dachte selbst nicht, daß es sterben würde; sie wollte nur den Vorwand zum Hasse, zum Betrüge aus Haß, daß er sie am Bette des kranken Kindes geschlagen. Sie dachte nicht, daß es sterben würde; und wie es doch starb, wälzte sie die Schuld von sich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche gewesen; auch in diese Schlinge war er gegangen in seiner Arglosigkeit; vor ihr hatte er gelegen wie ein Wurm, der vor ihr hätte liegen sollen. Und sie hatte ihn noch zurückgestoßen, mit Verachtung zurückgestoßen! Sooft er an den Augenblick dachte, machte er sie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte sie ihn gemacht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könne, und das Schlimmste war ihm nicht schlimm genug, die Schuld zu vergrößern,

die er auf sie wälzte. Mit reuigem Entsetzen sollte sie sehen, was sie getan, als sie ihn zurückstieß. Je näher er drohen sah, was kommen mußte, desto wilder wurde seine Liebe oder auch sein Haß; denn beide waren beisammen in dem Gefühl, das sie immer glühender ihm einflößte. Desto gelehriger lernten seine Augen jeden kleinsten Reiz ihrer Gestalt, desto schmerzender stach diese Schönheit durch seine Augen in sein Herz. Diese verruchte Schönheit, die die Ursache all seines Elendes war; diese fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigene Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes selbst preisgegeben! Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er diese Schönheit vernichten konnte, damit sie ein Ekel wurde dem Buhlen, der, um seinen Zweck betrogen, ihn umsonst elend gemacht hatte. Und dachte er sich das ausgeführt, dann lachte er in so wilder Schadenfreude auf, daß seine starknervigen Trinkkameraden erschrakten und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich innehielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch schlimmeren. Dazwischen fiel ihm dann der Fronweißblick ein, sein Traum nach der wilden That wurde zur Wirklichkeit; stundenlang stand er bald da, bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten sah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müssen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Lau reißen, daran der Dachstuhl hängt. Jetzt müssen die Leute, die eben noch so gleichgültig aus den Fenstern sehen oder über die Straße gehen, aufschreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhafter, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Lau riß nicht, die Leute schrieen nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor sich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: „Wär's nur mein Unglück, könnt' er mich nur noch elender damit machen, als er mich schon gemacht hat, er wäre längst schon tot. Nur weil mich sein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher sterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!“

Diese Furcht ließ ihn nicht los, sie preßte ihn immer erstickender. Trug er sie spät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf

seiner Frau ihn wütend. Die schlief ruhig, die ihn nicht schlafen ließ! Er setzte sich an ihr Bett und rüttelte sie auf und erzählte ihr leise in das Ohr, was er an ihrem Liebsten tun will. Es waren grausige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angst und Entsetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, sie aus der stummen Verachtung zu scheuchen, womit sie sich gegen ihn gewappnet, und vergaß daran minutenlang seine Qual. Dann lachte er fast jovial; er bat ihr Angst machen wollen. Es ist nur einer von Fritz Nettenmairs neumodischen Späßen. So weit haben sie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernst an solche Dinge zu denken. Aber wenn sie Apollonius davon sagt, dann muß er es, und sie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, sie kann nichts tun, was er nicht erfährt. Und läßt sie es ihn durch einen Dritten wissen, so wird er es ihm ansehen. Ob, Fritz Nettenmair ist einer, der — !

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenschaftlichen Angst wächst ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenschaft. Und sie kann es nicht hindern, denn die Leidenschaft mehrt wiederum die Angst; vor dem Gedanken der Angst hat kein anderer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will sie stürzen, ihn mit pressenden Armen umfassen, ihn beschwören — Dann wieder will sie in die Gerichte — aber es ist ja nur ein wilder Scherz, und sie wird ihn erst zum Ernst machen, sagt sie jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube, tritt nicht mehr an ein Fenster vor Furcht; sie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles, was nur als ein Umsehen nach Apollonius erscheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, sie trägt ihm eine Botschaft an Apollonius auf. Und der Mann sieht ihre wachsende Leidenschaft, sieht, wie wiederum sein Mittel, was kommen muß, aufzuhalten, es nur beschleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Breiter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe schwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an welchem Apollonius die Bekränzung des Turmbaches beginnen wollte. Fritz Nettenmair schlich durch die Hintertür auf den Gang

nach dem Schuppen, um nach Apollonius' Fenster hinaufzusehen. Wenn er das Licht darin erloschen sah, dann pflegte er die Hintertür zu verschließen und seinen wüsten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hintertür mit dem Schuppenschlüssel geöffnet, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeschloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte, Apollonius löschte in seiner eigensinnigen Vorsicht nie das Licht, wenn er schon in das Bett gestiegen war. Es stand dem Bett fern auf seinem Schreibtisch; dort setzte er es in ein Becken und löschte es, ehe er nach dem Bett ging. Fritz Nettenmair ballte die Faust nach dem Fenster hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lang. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüssel zur Hintertür schloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker seine Platten zurichtet, sitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haußeisen, sein kleiner Amboss, eingeschlagen ist. An eine solche stieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und nahm den Stoß als eine Aufforderung, sich zu setzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius' Fenster sehen; er wollte das Auslöschen des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter seinem Werkzeuge. Ein solches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er sich gesetzt. Er hob es auf und hielt es absichtslos in seinen Händen; denn seine Gedanken waren mit ihm in der Kammer: er saß am Bett der Frau und ängstigte sie mit Drohungen. Der Arger über das Zögern Apollonius' machte sich darin Luft; dieses Zögern hinderte ihn, sich im Trunk Betäubung zu suchen. Er hat seine Hand auf das Bett der Frau gestützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt sich in ihre Angst hinein, er fühlt, wie er selbst Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht, wie sie morgen ihm entgegenstürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären sie nicht seine Teufel, wären sie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn sie ihn mit der Glut der Angst umfaßt, das schöne, fluchvoll schöne Weib, er müßte nicht Blut in seinen Abern haben — und

hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einschläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovon die bloße Furcht Fritz Rettenmair zu dem elendesten der Menschen gemacht, der sich selbst anspeien könnte, geschieht nicht morgen noch, was der Fronweißblick gerweissagt. Und nun steht er wieder an der Straßenecke und sieht wieder hinauf und harret und zählt verzweifelter als je; er badet sich im Angstschweiß, und die Breter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. Oh, er wird den Fronweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahr', hundert Jahr', aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch: „Eins, zwei“; er sagt: „Nun muß —“ da hört er das Geräusch eines zerreisenden Taus und fährt auf aus seinem wachen Fiebertraum. Die wilde angstvolle Freude ist vergeblich; er steht nicht an der Ecke und sieht nach dem Kirchendache hinauf. Er sitzt im Schuppen; es ist Nacht. Aber das Geräusch hat er gehört; das war keine Vorspielung der Phantasie. Und von dort her kam es. Seine Haare stehen empor. Dort liegen die Hängstühle und die Flaschenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören; jeder Schieferdecker weiß, was es sagen will, das vorspuhende Geräusch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerrisse, und er hat es erst einmal gehört. Er lauscht, er preßt die Faust auf das Herz. Vor seinen Schlägen, vor dem Brausen des Blutes die Adern hinauf und herab wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauscht und lauscht, und das Geräusch wiederholt sich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all seine Gefühle zusammengeballt sind: der Gedanke, dem Schicksal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in seinen Händen; absichtslos ist er mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtsein, das Beil ist scharf, die Ecke spitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken steht fertig da; es ist, als ständen sie schon lang, und der Blitz hat sie nur sichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius seine Leiter an die Helmstange, dann das Tau mit Flaschenzügen und Fahrzeug. Fritz Rettenmair greift um sich und hat das Tau in der Hand. Das Schicksal will seine Hilfe;

drum legt es selber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht und die wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer sieht den Stichen an, daß sie absichtlich gemacht sind? Ein Tau, das, getragen, halb an der Erde fortschleift, kann an allerlei Scharfes stoßen. Das Schicksal hat den Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde hängt, in seiner Hand. Das Schicksal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, schadet kein Schnitt; soll er fallen, reißt ein unversehrtes Seil. Und das Schicksal hat ihn schon gezeichnet. Ein Tag früher, einer später, was ist das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag später, und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schicksal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt?

All diese Gedanken schlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele! Im Nu war er entglommen; im Nu schlägt der Höllenfunkel zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es schauernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen: Er flöhe gern aus sich selbst heraus; kaum hat er den Mut, nach Apollonius' Fenster aufzusehn. Ein heller Lichtstrahl kommt von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Busch. Jetzt bewegt der Strahl sich zurück. Apollonius war aufgestanden an seinem Tische und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht gepuht. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen sein; es war nicht geschehen, und er stellte das Licht wieder an seine Stelle. Fritz Nettenmair kannte seines Bruders ängstliche Gewissenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal so heben sehen; er begriff, es war kein Blut, was ihn erschreckt. Der Widerschein der Flamme war durch Fenster und Lucke gefallen und hatte rot von dem Stahle des Beiles und durch die Nacht des Schuppens gegläntzt. Dennoch stand Fritz Nettenmair bebend hinter seinem

Busche. Der gespenstige Schauder verließ ihn, aber nicht so schnell das Grauen über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu seinem Werke leuchten wollen. Bald verlösch Apollonius' Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und sein Werk vollenden, es störte ihn niemand mehr. Er tat es nicht, aber er rückte sich wieder in seinem Hasse zurecht. Er sagte sich, so weit sollen sie ihn nicht bringen. Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt, rechnet er sich zu. Er weiß, jeder andere an seiner Statt hätte schlimm getan.

Nun verschließt er Hintertür und Vorlegeschloß, zuletzt die Haustür und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von sich weiß. Heute hat er mehr zu vergessen als je. Er geht. Ob er nicht wiederkommen wird? Heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? wenn der Gedanke seine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht selbst mit dem Teufel vertraut. Dazu sollen sie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er sich nicht so weit bringen lassen, und sich doch noch so weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder andere an seiner Stelle sich hätte bringen lassen?

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Hause mit den grünen Läden. Wer jetzt hineinsieht, glaubt es mir nicht, wie dunkel, wie schwül es einmal war.

Von dieser Nacht an ängstigte Fritz Nettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius; er begann sogar, sie mit einer gewissen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwischen verlor er sich stundenweise in stummes Vorfichhinsinnen, aus dem er aufschrak, wenn er sich beobachtet sah. Dann war er noch freundlicher als sonst und brachte Scherze aus seiner besten Zeit; er versuchte sich sogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängstlicher; sie vermied noch mehr als seither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, sie wolle sich Apollonius nähern. Sie wußte nicht

warum. Und wenn sie ihre Furcht Thorheit nannte, sie mußte fürchten. Apollonius sah mit Freuden die Änderung des Bruders und suchte ihn auf alle Weise darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder seine Freude auslegte.

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sankt Georg mit der gestifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüststangen wiederum herausgeschoben und innen am Gebälke des Dachstuhls festgenagelt, die Dreter darauf befestigt, auf die fliegende Rüstung die Leiter gestellt und diese an der Helmstange festgebunden; er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmstange gelegt, daran den Flaschenzug und an diesem seinen Hängestuhl befestigt. Die gestiftete Blechzier bestand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen sich handlich umgehen ließ. Das Ganze sollte, nach des Stifters Angabe, der selbst die Kosten der Befestigung trug, zwei Guirlanden vorstellen, die sich in gleichlaufenden Kreisen mit herabhängenden Bogen um das Turmdach schlangen. Je fünf jener Stücke, bei der oberen drei, bildeten einen dieser Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeschlagene Riete verbunden und jedes einzelne noch durch starke Nägel auf die Verschalung befestigt werden. Da die Ränder der Schieferplatten sich überall decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung stattfinden sollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauschen. Dasselbe geschieht, wo die sogenannten Dachhaken in die Verschalung eingetrieben werden, an welche bei Reparaturen der Schieferdecker seine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem seine gekrümmte Spitze eingetrieben ist, durch noch zwei starke Nägel auf die Verschalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Besteigung der an dem hervorstehenden Haken aufgehängten Leiter kommt seine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beschädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierat kam, wenn der Wind sich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun und einen halben Fuß voneinander entfernt, in gleichlaufenden Kreisen um das Turmdach; zwischen je zwei Kreisen befand sich ein Raum

von fünf Fuß. Es galt, die Zierat so anzubringen, daß sie keinen dieser Dachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechschmiedmeister, der seine Zier so bald als möglich prangen sehen wollte, hatte sich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meister zufrieden sein konnte. Im Anfang trieb dieser, bald mußte Apollonius den Meister treiben.

Es fehlte noch der Teil der obern Guirlande, der als Bogen über der Aussteigertür hängen sollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beschickt; er ließ sein Fahrzeug bis auf seine Zurückkunft an dem Turmbach von Sankt Georg hängen und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an die Bohnstubentür pochte. Er war schon einigemal an der Thür gewesen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Wesen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn so zerstreut, daß er meinte, er müsse ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr an das Schlüsselloch, als setze er voraus, es müsse noch jetzt zu hören sein, wenn man sich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerstreuung. Er pochte zum zweiten und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, sagte er Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm schon seit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie tat es auch diesmal; aber heute mußte er sie sprechen. Sie saß, absichtlich von den Fenstern entfernt, an der Kammertüre. Der Alte sah nicht, daß sie ebenso unruhig war als er und sein Hiersein sie noch mehr ängstete. Er entschuldigte sein Eindringen. Als sie eine Bewegung machte, sich zu entfernen, versicherte er, sein Bleiben solle kurz sein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht sehr wichtig sei. Er wünsche das nicht, aber es sei doch möglich. Die Frau horchte und sah immer ängstlicher bald nach den Fenstern, bald nach der Thür. Müßte er ihr etwas sagen, soll' er's, so schnell er könne. Valentin schien zugleich auf die ängstlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

„Herr Fritz sind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab' ihn eben noch vom Hofe aus gesehn.“

„Und hat er hierher gesehen? Hat er Euch ins Haus gehen sehen?“ fragte die Frau in einem Atem.

„Bewahre,“ sagte der Alte; „er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Essen und Trinken. Wenn ein Mensch so arbeitet —“ Der Alte brach ab und dachte seinen Satz fertig: „so hat er was vor.“ Die Frau schwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken, dem treuen Alten ihre ganze Angst anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. „Der Nachbar da, Sie wissen's wohl,“ fuhr er fort, „kann zuzeiten keine Nacht schlafen. Da hat er die Nacht, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, zu seinem Küchenfenster heraus einen in unsern Schuppen schleichen sehn, den Gang vom Hause hinter.“ Der Alte sagte nicht, wen der Nachbar gesehen; wahrscheinlich sollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie tat es nicht; sie hatte seine Geschichte nicht gehört. Er fuhr fort: „Den Abend vorher, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, hat er das Zeug aussuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles untersucht; das tut er immer, aber er hat sich nicht entschließen können. Und das ist so merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal so fleißig geworden ist.“

Apollonius' Name weckte die junge Frau; sie horchte, als der Alte fortfuhr: „Daran hab' ich erst vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geschlichen ist, hab' ich gedacht: ‚Was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeschlichen ist und bei Nacht.‘ Und wie ich aufgesehen hab' und hab' den Herrn Fritz so arbeiten sehn, da ist eine Unruh' über mich gekommen und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab' ich mir alles mögliche vorgestellt, was einer drin hat machen können, der hineingeschlichen ist. Erst hab' ich das Zimmerbeil an der Tür liegen sehn, das dahin gehört, wo das andere Werkzeug ist. Da hab' ich gedacht: ‚Hat er was mit dem Beile gemacht?‘ Und hab' mir wieder vorgestellt, was einer mit dem Beil drin machen kann, der bei Nacht hineingeschlichen ist. Mir ist

der Gedanke gekommen, es könnt' was an den Leitern sein. Aber ich hab' nichts gefunden daran. An dem Hängstuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wär's hier und da an was Hartes angetroffen und das hätt' das Seil verschunden. Da denk' ich: „Das geschieht oft' und will's schon wieder hinlegen. Aber ich denk' auch wieder: „Sonst ist nichts; und wenn einer hineinschleicht, hat er was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht.“ Da seh' ich genauer zu, und — Gott behüt' einen Christenmenschen! da war hier mit dem Beil hineingeschoben und dort und noch einmal und noch einmal. Ich werf's über den Balken und häng' mich daran, da kaffen die Stiche auf; ich glaub', wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil ist imstand zu zerreißen.“ Der Alte war ganz bleich geworden über seiner Erzählung. Die Frau hatte immer angstvoller an seinem Munde gehangen; sie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum sprechen.

„Er hat gedroht,“ ächzte sie. Der Alte verstand nicht, was sie sagte.

„Den Abend vorher war's noch nicht,“ fuhr er fort. „Herr Apollonius, der hat ein Aug' für einen Rückenstich. Er hätt's gefunden, wie er alles untersucht hat. Nun denk' ich: der die Beilstiche gemacht hat, hat die Untersuchung mit angesehen und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal untersuchen, wenn er's morgen braucht. Und da ist er bei Nacht hineingeschlichen.“

„Valentin,“ schrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern halb, wie um ihn zu zwingen, er soll' ihr die Wahrheit sagen, halb, um sich an ihm aufrecht zu erhalten. „Er hat's doch nicht mitgenommen? Valentin, so sag's doch nur!“

„Das nicht,“ sagte Valentin. „Aber den andern Hängstuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu und noch mehr.“

„Und waren auch dort Stiche drin?“ fragte die Frau in noch immer steigender Angst. Der Alte sagte:

„Ich weiß nicht. Aber der sie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird.“

„Wenn er sicher gegangen ist, so hat er alle beide — und ich bin schuld,“ stöhnte die Frau. „Er hat lang gedroht, er will ihm was tun. Er tat, als wär’s einer von seinen Späßen. Wenn ich’s jemand sagte, wollt’ er’s im Ernste tun.“

„Wer so scherzt,“ sagte Valentin, „der macht auch solchen Ernst.“

Die Frau zitterte so heftig an allen Gliedern, daß der Alte seine Angst um Apollonius über der Angst um sie vergaß. Er mußte sie halten, daß sie nicht umfiel. Aber sie stieß ihn von sich und flehte und drohte zugleich: „Rett’ ihn, Valentin, rett’ ihn! Hilf, Valentin! Ach Gott, sonst hab’ ich’s getan.“ Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwischen auf, er sei tot und sie sei die Schuld. Sie rief Apollonius selbst mit den zärtlichsten Namen, er solle nicht sterben. Valentin suchte in der Angst nach einer Beruhigung für sie und fand ein Etwas davon für sich selbst mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, so gab es doch Hoffnung, daß Apollonius schon auf dem Rückweg sein müsse. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal untersucht. Wär’ er verunglückt, man müßte es nunmehr wissen. Zehnmal mußte er ihr das vorsagen, eh’ sie nur verstand, was er meinte. Und nun erwartete sie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und schrak auf bei jedem Laut. Ihr eigenes Schluchzen hielt sie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angst und Ratlosigkeit ihn selber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was beginnen, und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas tat; vielleicht wußte der alte Herr, was zu tun war, um zu retten.

Der alte Herr saß in seiner kleinen Stube. Wie er sich immer tiefer in die Wolken einspann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Besonders hatte ihn die ewige Frage: „Wie geht’s, Herr Nettenmair?“ dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm sein: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen“, nicht mehr glauben, und seitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, so sehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und seine zunehmende Menschenscheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, desto

schwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zustand des Hauses zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in seinem Gärtchen nicht abzuschließen war; es schien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in seinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleichkamen, vor denen er ihn schützen wollte. Hier saß der alte Herr den langen Tag, zusammengesunken hinter dem Tische auf seinem Lederstuhl, und brütete nach seiner alten Weise über allen Möglichkeiten von Unehre, die sein Haus treffen konnten, oder schritt mit hastigen Schritten hin und her, und das Rot seiner eingefallenen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung seiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Äußerste tat, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verständnisse war, wurde zu ihm gelassen. Der alte Herr, der dem Gast wie jedem andern sein Inneres verbarg, erriet bei diesem dieselbe Verstellung und bestärkte sich daran, in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur seine Hüflosigkeit offenbar machen könne. Je heißer es in ihm lochte, desto eifriger erschien sein Äußeres. Es war ein Zustand, der in völligen Wahnsinn übergehen mußte, wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm schlug und ihn mit Gewalt aus seiner Vereinzelung herausriß.

Heute geschah ihm diese Gewalt. Eben saß er wieder brütend auf seinem Stuhle, als den Valentin die Angst zu ihm hineintrieb. Den Gefellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Türe leis zu öffnen und ebenso hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit seinem krankhaft verschärften Gefühle sogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denselben Gang, den all sein Denken verfolgte. Es war eine dem Hause drohende Schmach, was die sonst immer gleiche Weise Valentins veränderte; es mußte eine entsetzliche sein, da sie den alten Gefellen aus der Fassung brachte und seine Verstellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufstand von seinem Stuhl. Er kämpfte mit sich, ob er fragen sollte. Es war nicht nötig. Der alte Gefell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Brust seine Befürchtungen und was sie rechtfertigte. Der

alte Herr erschrak, so gut ihn seine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten. Aber der alte Gesell sah nichts davon im Aeußeren seines Herrn; der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgültigste zu sagen hatte. Als er ausgesprochen, hätte das schärfste Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Gestalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den festen Boden der Wirklichkeit wieder unter seinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er stand so straff vor dem alten Gesellen wie sonst, so straff und ruhig, daß Valentins Seele sich an ihm aufrichtete. „Einbildungen!“ sagte er dann mit seinem alten grimmigen Wesen. „Ist kein Gefelle da?“ Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr schickte ihn nach Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Gefelle ging. „Geht er Ihm nicht schnell genug, Er altes Weib, so heiß’ Er ihn eilen, damit Er bald erfährt, daß Er sich um nichts geängstigt hat. Aber kein Wort von Seinem Sums da! Und schließ’ Er die Frau ein, damit sie nichts Albernens anfängt.“ Valentin gehorchte. Das zuversichtliche Wesen des alten Herrn, und daß nun wirklich etwas getan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert trübtige Gründe vermocht hätten. Er theilte seine Ermuthigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu sagen, worauf sie sich gründete. Hätte er Zeit dazu gehabt, wahrscheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlassen. Und er selbst ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld seines älteren und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode seines jüngeren Sohnes, während er ihm seine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte und den Boten nur geschickt zu haben schien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

„Nun wird der alte Narr doch“, sagte Herr Nettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, „dem Nachbar das ganze Märchen, das er sich zusammenspintisiert hat, erzählt haben und die Frau sechs Basen damit in die Stadt herumgeschickt haben.“

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf seine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. „Werd’ ich doch nicht!“ sagte er eifrig. Des alten

Herrn Vermutung fränkte ihn. „Ich hab' ja da selbst noch nichts Arges gemeint, und die Frau Kettenmair hat keinen Menschen gesprochen seitdem.“

Der alte Herr schöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abwesenheit hatte er sich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegen, den ein Vater in seinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte sich gesagt, man dürfe nicht in untätigem Jammer dem Verlorenen nachwerfen, was noch zu erhalten sei. Waren die Söhne verloren, so war doch die Ehre des Hauses, seine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Übung zustatten, die er bei seiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhafte gewachsene Empfindlichkeit seines Ehrgefühls ihn spornete, vor dem Äußersten nicht zurückzuschrecken, so gingen seine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denselben fieberischen Gang, den zu nehmen sie sich an den wesenlosen Ausgeburten seiner Furcht gewöhnt. Verheimlichung alles dessen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den älteren Sohn werden konnte, stellte sich ihm als nächste Nothwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was sie wußten, so konnte anderes dergleichen bereits bekannt sein. Solch ein verbrecherischer Gedanke entspringt nicht aus dem Ungefähr. Er ist die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was seit Apollonius' Zurückkunft im Hause geschehen war. Wußte Valentin von Fritz Kettenmairs Eifersucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, dessen argwöhnische Gemüthsart er kannte, nichts davon sagen: seine Erzählung wurde die Geschichte eines leichtsinnigen, ehr- und vergnügungsjüchtigen Verschwenders, der, trotz aller Bemühungen seines besseren Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüßling und Trunkenbold herabsank; zugleich die Geschichte eines treuen Bruders, der dem Verschwender nothgedrungen die Sorge um Ehre und Bestand von Geschäft und Haus aus den Händen nimmt, um diese Ehre zu retten, und von dem Gefallen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr saß regungslos. Nur die Röte, die immer brennens-

der auf die mageren Wangen trat, gab Kunde von dem, was er mit der Ehre seines Hauses litt. Sonst schien er alles schon zu wissen. Es war das seine alte Weise; er wandte sie hier vielleicht auch deswegen an, weil er meinte, der Gesell würde dann um so weniger wagen, etwas zu verschweigen oder wider besseres Wissen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerspruch dieser Anschein mit seinem Gefühl für Ehre trat. Valentin suchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Nettenmairs Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, schien es ihm nöthig, das brave Lun Apollonius' in das hellste Licht zu stellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete sich in der Wirkung, die er damit beabsichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries, mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn ferngehalten. Er verdarb damit, was seine schlichte Erzählung getan, des Sohnes Verdienst um das Teuerste, was der alte Herr wußte, darzustellen. Der alte Herr sah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius' Flüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verschwiegen, um die Rettung sich allein beimessen zu können. Oder er hielt seinen Vater für den hilflosen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermochte, als höchstens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der alte Herr noch weniger — trotz seines Schmerzes um den Toten, der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugter, er selbst hätte es nicht so weit kommen lassen, wenn er darum gewußt und die Sache in seine Hand genommen, und Apollonius dürfe niemand seines Mordes anklagen als den eigenen Borwitz. Diese Gedanken mußten natürlich vor dem zunächst Notwendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeschichte des brudermörderischen Gedankens wußte, konnte den entstandenen Verdacht verstärken, aber ihn nicht entstehen machen, wenn nicht ein anderes, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er mußte von dem schulbigen Sohne selbst erfahren, ob es solch ein anderes gab. Sein Entschluß war für alle Fälle gefaßt. Er verlangte Hut und Stock. Ein andermal wäre Valentin über diesen Befehl erstaunt, vielleicht sogar erschrocken. Ist man durch ein

Außerordentliches aufgeregt, wie es der Gesell eben war, kommt nur das unerwartet, was sonst das Gewöhnliche hieß, was an den alten ruhigen Zustand erinnert. Indes Valentin das Befohlene herbeibrachte und der alte Herr sich zum Ausgehen bereitete, zeigte dieser ihm noch einmal, wie grundlos und töricht seine Befürchtungen seien. „Wer weiß,“ sagte der alte Herr grimmig, „was der Nachbar gesehen hat. Wie will er bei Nacht einen erkennen, der so weit entfernt von ihm ist? Und Er dazu mit Seinen Beilstichen! Nun dürfte dem Jungen in Brambach das Seil gerissen sein oder er müßte sonst zufällig verunglückt sein, so wird Er sich steif und fest einbilden, Seine eingebildeten Beilstiche sind schuld gewesen, und der hat sie gemacht, den der Nachbar — der so einfältig ist als Er — will haben in den Schuppen schleichen gesehen. Und sagt Er ein Wort davon, oder ist Er so klug, daß Er in Rätseln zu verstehen gibt, was Er sich einbildet in Seinem alten Narrenschädel, so ist den andern Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weil's wahrscheinlich wäre, was Er da ausgeheckt hat und kein vernünftiger Mensch glauben kann, sondern weil die Leute froh sind, einem andern das Schlimmste nachzureden. Gott wird ja vor sein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geschehen, und es ist vielleicht schon geschehen. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geschweige ein Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde schwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein Vogel. Darum mit ist die edle Schieferdeckerkunst eine so edle Kunst, weil der Schieferdecker das sichtbarste Bild ist, wie die Furchung den Menschen in ihren Händen hält, wenn er in seinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt sie ihn fallen, so weiß sie warum; und der Mensch soll nicht Gespinnste drum hängen, die über einen andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird sich ausweisen, wie sie ist, und nicht, wie Er sie sich da zusammengeängelt hat. Denn —“

So weit war der alte Herr in seiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Last niedersehen. Der alte Herr stand einen Augenblick stumm und wie versteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenster den Blechschmiedegesellen kommen sehen, der eben ablud.

„Der Jörg vom Blechschmied“, sagte Valentin, „der die blecher-
nen Guirlanden vollends bringt.“

„Und da ist Er erschrocken mit Seinen Einbildungen und hat gemeint,
sie bringen wer weiß wen. Wo ist der Fritz?“

„Auf dem Kirchendach,“ entgegnete Valentin.

„Gut!“ sagte Herr Nettenmair. „Sag’ Er dem Blechschmied, er
soll hereinkommen, wenn er fertig ist.“ Der Geselle tat’s. Bis jener
hereinkam, fuhr Herr Nettenmair noch mit gedämpftern Tönen in
seiner Strafpredigt fort. Er sprach davon, wie Menschen sich Einbil-
dungen zusammendichteten und sich darüber ängsteten wie über wirk-
liche Dinge, wie die Gedanken dem Menschen über den Kopf wuch-
sen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im An-
fang sich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr sich über
sich selbst lustig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin
über seinen eigenen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte sich Valentin
beschämt, als treffe ihn die Strafe verdienstermaßen; und er hörte
dem alten Herrn mit Andacht und Zerknirschung zu, bis der Blech-
schmiedegesell hereinkam. Herr Nettenmair faßte den Stock, den ihm
Valentin in die Hände gab, setzte den Hut tief in die Stirne, um der
Welt soviel als möglich von dem unfreiwilligen Geständnis der toten
Augen zu entziehen, und schüttelte sich majestätisch in dem blauen
Rock zurecht. Valentin wollte ihn führen, aber er sagte: „Die Frau
braucht Ihn; und Er wird wissen, was Er in meinem Hause zu tun
hat.“ Valentin verstand den Sinn der diplomatischen Rede. Der alte
Herr machte ihn verantwortlich für das Benehmen der Frau. Herr
Nettenmair aber wandte sich nun dahin, wo des Blechschmiedegesell-
en Respekt in ein leises Räuspern ausbrach, und fragte ihn, ob er
Zeit habe, ihn bis auf das Turmdach von Sankt Georg zu begleiten,
wo sein älterer Sohn arbeite. Der Blechschmied bejahte. Valentin
wagte noch den Vorschlag, Herrn Fritz lieber rufen zu lassen. Der
alte Herr sagte grimmig: „Ich muß ihn oben sprechen. Es ist wegen
der Reparatur.“ Darauf wandte er sich wieder zu dem Blechschmiede-
gesellen. „Ich werde Seinen Arm nehmen“, sagte er mit herablassendem
Grimm. „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen.“

Valentin sah den Gehenden eine Weile kopfschüttelnd nach. Als der alte Herr aus seinen Augen war, fiel die Zuversicht, die er der resoluten Gegenwart des alten Herrn verdankte, wieder zusammen. Er schlug die Hände ineinander vor Angst; da ihm aber einfiel, er stehe in der Haustür und sei verantwortlich für jedes Gerede, das der Ausdruck seiner „Einbildungen“ veranlassen konnte, tat er, als habe er die Hände ineinander gelegt, um sie behaglich zu reiben.

Der Blechschmiedegeselle hatte gehört, Herr Nettenmair sei schon seit Jahren blind; der selbst hatte ihm gesagt, sein Augenleiden sei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch recht haben. Nun, nickte ein rasch Vorübergehender, und auf sein „Wie geht's?“ lächelte der alte Herr wiederum: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen.“ Über jeden andern an Herrn Nettenmairs Stelle würde der Gesell gelacht haben; aber die mächtige Persönlichkeit des alten Mannes setzte ihn so in Respekt, daß er den Widerspruch seiner sinnlichen Wahrnehmung mit dessen Worten auf sich beruhen ließ und zugleich seinen Sinnen glaubte: Herr Nettenmair sei blind, und Herrn Nettenmair selbst: es habe nichts zu sagen.

Das Erscheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und sicherlich würde es Aufsehen gemacht haben und der alte Herr durch hundert Händeschüttler und Träger aufgehalten worden sein, hätte nicht ein anderes die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und schnell Ausgesprochenes durch die Straßen. Zwei, drei blieben stehen, das Näherkommen eines Dritten, Vierten abwartend, der sich merken ließ, er wisse das, was sie zehn andere ähnliche Gruppen bilden sahen. Dort verkündete es einer im schnellen Vorüberreiten. Und immer begann es mit einem: „Wißt ihr schon?“ das oft von einem: „Aber was ist denn geschehn?“ herausgefordert war. Herr Nettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu sagen brauchte, was geschehen war; aber er durfte sich nicht merken lassen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müssen; man wollte nicht allein wissen, was geschehen war, auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechschmiedegeselle meinte, Herr Nettenmair wollte an ihm nieder-

sinken, aber der alte Herr hatte sich nur an den Fuß gestoßen, „es hatt nichts zu sagen.“ Der Gesell fragte einen Vorübereilenden. „Ein Schieferdecker ist verunglückt in Brambach.“ „Wie denn?“ fragte der Gesell. „Ein Seil ist zerrissen. Weiter weiß man noch nichts.“ Herr Nettenmair fühlte, wie der Gesell erschrak und daß er über dem Gedanken erschrak, der Sohn des Mannes war verunglückt, den er führte. Er sagte: „Es wird in Lambach gewesen sein. Die Leute haben falsch gehört. Es hat nichts zu sagen.“ Der Gesell wußte nicht, was er von der Gleichgültigkeit des Herrn Nettenmair denken sollte. Der sagte zu sich, indem das brennende Rot auf seine Wangen trat: „Ja, es muß sein. Es muß nun sein.“ Er dachte daran, es gab etwas, womit man allen Gerichten, allen Untersuchungen aus dem Wege gehen kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas sein; denn er biß die Zähne zusammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu sich sagte: „Es muß sein. Nun muß es sein.“ Der Gesell ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Turmtreppe von Sankt Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigener Mann!

Der alte Herr hatte gesagt, er müsse den Sohn auf dem Kirchendach sprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohne Absicht in seiner diplomatischen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache sein, und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Zwischen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sankt Georg, schaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr sich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair geflohen vor den Augen der Menschen, die er alle auf sich gerichtet meinte, hier herauf hatte er sich geflüchtet vor seinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in seiner Brust mit heraufgebracht; und wie angestrengt er schaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne stand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war

der kalte Schweiß der Gewissensangst. Er hämmerte Schiefer zu recht und nagelte sie fest so angstvoll hastig, als nagelte er den Weltensbau fest, der sonst einstürzen müßte in der nächsten Viertelstunde. Aber seine Seele war nicht bei dem Hämmern, sie war dort, wo unaufhörlich Stricke rissen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabstürzten in den gewissen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: „Nach Brambach! Er soll nicht die Leiter besteigen! Er soll sich nicht auf sein Fahrzeug setzen!“ Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameisen da unten durcheinander liefen, in Schreck versteinert stehen, und soviel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abscheu, starrten herauf, und der Hächer kam und stieß ihn vor sich her die Treppe herunter; und vielleicht war es doch zu spät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: stürbe Apollonius nicht, er will ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, sobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — ist's der Hächer schon? Nein. Es weiß niemand, was er getan. Er verzerrt sein Gesicht in Troß und fragt: „Wer will mir was anhaben?“ Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerschläge auf sein gequältes Herz. Das ist die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet. Wird der fragen, dem sie gehört: „Wo ist dein Bruder Abel hin?“ Nein. Er will dem Sohne sagen, daß jener verunglückt ist; er meint, es ist ein Unglückstag, und er soll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt er doch, die Antwort ist fast so alt als das Menschengeschlecht: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Dabei kommt's ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater ist blind. Denn er weiß, seine lebenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer hastiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachstuhl ist schmal, und der Alte spricht schon an dem Aussteigeloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. „Nun ist's schon gut“, hört er den Alten sagen. „Nach Er Seinem Meister mein Kompliment; und da ist etwas für Ihn. Trink' Er eine Gesundheit dafür!“ Friß Netten-

mair hört, der alte Herr setzt sich auf die bloßgelegte Latte im Aussteigelloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit seiner Gestalt. Er hört den Dank des Gesellen und seine Tritte, wie sie immer ferner klingen.

„Schönes Wetter“, sagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wissen, ob noch jemand in der Nähe ist. Es antwortet niemand; Friß Nettenmair stirbt der Ton in der Brust; er hämmert immer lauter und hastiger. Er wünscht, die Stunde, der Tag, das Leben wär’ zu Ende. „Friß!“ ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Friß Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: „Rain, wo bist du?“ — „Hier, Vater!“ entgegnet er und hämmert fort.

„Der Schiefer ist fest“, sagt der Alte gleichgültig, „ich hör’s am Klange; er blättert nicht.“

„Ja“, entgegnet Friß mit klappernden Zähnen, „er nimmt kein Wasser.“

„Er ist besser geworden als früher“, fährt der Alte fort; „sie sind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es scheint, du bist allein.“ Ein Ja erstirbt im Munde des Sohnes. „Je tiefer er lagert, desto fester ist das Gestein. Ist keine Rüstung weiter in der Nähe?“

„Keine.“

„Gut. Komm hierher! Hier vor mich!“

„Was soll ich?“

„Hierher kommen. Was gesagt sein muß, muß leise gesagt sein.“

Friß Nettenmair trat, in allen Gelenken schlotternd, vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch suchte er seinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Fassung, aber davon sprach kein Zug in dem verwitterten Gesicht, nur die Dauer seines Schweigens und sein Atem, der das schwere ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen schien. Friß Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen müsse. Er rang nach Troß. „Wenn er’s in seinem Argwohn errät, wer will mir’s beweisen? Und könnt’ er’s beweisen, er gibt mich nicht an; davor bin ich sicher. Warum auch sonst will er leise reden? Mag er sagen, was

er will, ich weiß nichts, ich bin's nicht gewesen, ich hab' nichts getan." Sein Gesicht rang sich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildesten Ausdrucke des Trozes hindurch. Der alte Herr schwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe heraus; unten lag schon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius' behte der letzte Sonnenstrahl. Etwas ferner rauschte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingestreckt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Kristall darüber gedeckt. Kleine rosige Wölkchen wie Flocken hineingestreut. Der Lärm von unten ertösch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit sich und schlug sie leise spielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächsten grünen Höhe, wo sie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Brambach sein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und süß aufgelöstes Hinschnehen nach Ruhe. Nur zwischen Himmel und Erde die beiden Menschen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht seine Flügel. Nur über sie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnsinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

„Wo ist dein Bruder?“ drang es endlich zwischen den Zähnen des einen hervor.

„Ich weiß nicht. Wie soll ich's wissen?“ bäumt sich im andern der Troß.

„Du weißt nicht?“ Der alte Herr flüsterte nur, aber jedes seiner Worte schlug wie Donner in die Seele des Sohnes. „Ich will dir's sagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil ist über ihm zerrissen, und du hast's mit Weilschnen zerschnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen schleichen sehn. Du hast vor deiner Frau gedroht, du willst es tun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen sie's in die Gerichte. Der erste, der nun die Treppe heraufkommt, ist der Häfcher, der dich vor den Richter führt.“

Fritz Nettenmair brach zusammen; die Rüstung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Ziel der Elende am Rande des Gerüstes zu

sammen, so stürzte er hinab in die Tiefe, und alles war vorüber! Alles, was sein mußte, war getan! Eine Lerche stieg aus einem nahen Garten in die Höhe und streute ihr lustiges Tirili über Bäume und Häuser hin. Glücklichere Menschen hörten den Gesang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitsche und Kreisel und suchten mit himmelaufgewandten Augen den schwebenden klingenden Punkt und horchten mit verhaltenem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchensang klingt, was er erhörchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochener Angstruf. Er horchte erst voll Hoffnung, dann voll Angst. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüstes röchelt ein schwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht getan. Er muß es tun, denn getan muß es sein. Sonst zeigen die Menschen mit den Fingern auf die Kinder: „Die sind's, deren Vater seinen Bruder erschlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthause starb.“ Und wo es längst vergessen ist, da dürfen sie sich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menschen wieder mit den Fingern und wenden mit Schauern sich von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, ist das Kapital, womit der Mensch anfängt. Es muß ihm erwiesen werden, eh' er's hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweisen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehen? Wie sollen sie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menschen von den Menschen ausgestoßen, müssen sie nicht werden, wie ihr Vater war? Und sein eigenes langes Leben voll Anstrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angesteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig zu tun, wie der Vater tat, und es kann kein ehrlicher Vater gewesen sein, der solchen Sohn hatte! — Immer brennender glühte die Röthe auf der eingefallenen Wange; die zusammengesunkene Brust richtete sich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn und wollte sich auf-

raffen und wäre wieder umgesunken, stützte er sich nicht mit beiden Händen. So lag er auf den Händen und Knien vor dem Alten, als er den Angstruf ausstieß: „Was willst du, Vater? Womit gehst du um?“

„Ich will sehn,“ erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüstern, „ob ich's tun muß oder ob du's tun wirst, was getan sein muß. Und getan muß es sein. Noch weiß niemand etwas, was zur Untersuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich stehen, aber nicht für die, daß sie nicht verraten, was sie wissen. Wenn du jetzt herabfällst von der Rüstung, so daß die Leute meinen können, du bist ohne Willen verunglückt, dann ist die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, so ehrlich als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld gestorben ist. Du bist solchen Tod nicht wert, Bankeruttierer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinaus schleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sag' ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht: mir glauben's die Gerichte und die Stadt. Das ist's, was ein Leben einbringt, das anders gewesen ist als deins. Lust du's nicht gutwillig, so stürz' ich mit dir hinab, und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide an den Augen; ich bin gestrauchelt und hab' mich an dir anhalten wollen und hab' dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach dem, was ich heut erfahren hab', keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Rettenmair heiße. Nun besinn'

dich, wie es werden soll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort.“

Fritz Nettenmair hatte mit wachsendem Entsetzen die Rede des Vaters gehört. Daß seine Lat noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angst vor dem gedrohten Tode weckte einen Theil seiner Kräfte wieder. Er flüchtete sich wieder in seinen Trost. Hastig sagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: „Ich weiß nicht, was du willst. Ich bin unschuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilistichen sagst.“ Er erwartete, der Vater würde auf seine Einwendungen eingehen, wenn auch erst ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen: „Eins – Zwei“ – „Vater,“ fiel er ihm mit steigender Angst in das Zählen, und der Trost seines Tones brach im Flehen, „hör' mich doch nur! Die Gerichte hören einen, und du hörst mich nicht. Ich will mich ja hinunterstürzen, weil du mich tot haben willst, ich will sterben, wenngleich unschuldig. Aber höre mich nur erst!“ Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende sah, sein Urtheil war gesprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch sagen mochte; und er wußte, was der eigensinnige alte Mann sich einmal vorgenommen, das führte er unerbittlich aus. Er wollte sich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte sich anhalten, wenn der Alte sich an ihn hing, um nicht mitzustürzen. Das konnte ihm kein Mensch verdenken. Dazwischen sah er schauernd, was ihn erwartete, wenn er floh und die Gerichte faßten ihn doch. Es war besser, er starb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er sann zurück und lebte sein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten sich; er war bald dort, bald da und hatte vergessen warum. Er sah die Nebel sich ballen, in denen der Gesell verschwunden war, zugleich sah er zu den hellen Fenstern des Roten Adlers auf, es klang: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!“ Er stand an den Straßenecken und zählte, und die Breter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er stand wieder vor der Frau und

sagte, über des sterbenden Annchens Bett gebeugt: „Weißt du, warum du erschrickst?“ und holte aus zu dem unseligen Schlage! Selbst daß er vor dem Vater dalag und hin- und hersann in gräßlich-angstvoller Hast, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann war's ihm, als käme er zu sich und unendliche Zeit sei vergangen zwischen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelschläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müsse ja alles gut sein. Er müsse sich nur besinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen oder ob er sich angehalten, als ihn der Vater mit hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort saß der Vater noch. Er hörte ihn Neun zählen und dann schweigen. Die Besinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber schwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein scharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um seiner gewiß zu sein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerstandslosigkeit des Gliedes, das er gefaßt, es sei unnötig, den Sohn zu halten, er müsse ohnmächtig sein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, so mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehen. Auch diese Ohnmacht konnte den Verdacht entstehen oder wachsen machen. Er erhob sich und wandte sich von der Lucke nach dem Kommenden. Er war unschlüssig, sollte er die Lucke mit seinem Körper decken oder dem Kommenden entgegengehen. Der Geselle, den er vorhin nach Brambach geschickt — denn dieser war's, der so eilig kam —, hustete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüstung; ja, er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf Liegenden entziehen, wenn er ihm entgegenging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewisser, als wenn er vor der Lucke stehen blieb, da es wahrscheinlich war, er verdecke dieselbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erst, wie das, was er heute erfahren, seine Kräfte gelähmt. Aber der Gesell merkte nichts davon, als er den alten Herrn, an den Treppenballen gelehnt, ihm den Weg versperren sah.

„Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair?“ fragte der Gesell, indem er auf der Treppe stehen blieb.

„Wen?“ fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, seine künstliche Ruhe zu bewahren. War der Gesell in Brambach gewesen, so konnte er nicht so ruhig sprechen, er mochte sprechen, von wem er wollte.

„Nun, er wird nunmehr daheim sein“, entgegnete der Gesell. Der alte Herr wiederholte seine Frage nicht; er mußte sich an dem Balken festhalten, an dem er lehnte. „Er war schon auf dem Wege,“ fuhr der Geselle fort; „ich bin mit ihm bis ans Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechschmied geschickt, ich sollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär'. Der Jörg sagte, er hätt' schon hingeschafft und käm' eben vom Turmbach von Sankt Georg, da hätt' er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab' ich gemeint, er wird noch oben sein; und weil's so eilig war, wollt' ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufschicken soll.“

Jetzt erst gelang's Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er sich hatte festhalten müssen, herauf und herunter zu betasten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu untersuchen. Da er fühlte, seine Hände zitterten, gab er seine Untersuchung auf. Er sagte so grimmig, als er im Augenblicke vermochte: „Ich komme selbst hinunter. Wart' Er auf dem Abtag, bis ich Ihn rufe.“ Der Gesell gehorchte. Herr Nettenmair schöpfte tief Atem, als er sich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er sich seit Valentins Mitteilung befunden, sich zu lösen begann, trat erst der Waterschmerz hervor, den die leidenschaftliche Anstrengung für die Ehre des Hauses bisher nicht zu Worte hatte kommen lassen. Er fand nun erst Zeit, das Unglück des rechtschaffenen Sohnes zu beweinen, als sich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn schwebt noch immer in der gleichen Gefahr, solange der schlimme sich in seiner Nähe befindet. Auch diesen Fall hatte er in seinem Plane vorgesehen und sich gesagt, was er dann tun müsse. Die bisherige Kraft, die nur eine angemäßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlassen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre seines

Hauses. Er tastete sich nach der Dachlücke hin. Fritz Rettenmair war unterdes aus seiner Betäubung wieder erwacht, und es war ihm gelungen aufzustehen. Der alte Herr hieß ihn von der Rüstung herein-treten und sagte: „Morgen vor Sonnenaufgang bist du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein anderer Mensch werden kannst. Hier bist du in Schande und bringst Schande. Nach mir gehst du heim; Geld sollst du haben; du machst dich fertig. Du hast seit Jahren nichts für Weib und Kind getan; ich Sorge für sie. Vor Tagesanbruch bist du auf dem Weg. Hörst du?“

Fritz Rettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen gesehen; nun sollte er leben! Leben, wo niemand wusste, was er getan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräusch mit dem Bahnbild des Häschers schrecken durfte. In diesem Augenblick fühlte er selbst das als ein Glück, daß er fern sein sollte von dem Weibe, um das er alles getan, was er getan, und in deren Anschauen er Tag für Tag alles mitschauen sollte, was er getan; die seine Tat wusste, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu über-liefern. Es graute ihm vor dem Hause, in dem ihn stündlich alles er-innern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergessen hoffte, und sich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebsten wäre er sogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt stand, dem Rettungshafen zugeeilt.

„Apollonius ist nicht gestürzt“, fuhr der Alte fort, und Fritz Ret-tenmairs ganzer neuer Himmel versank. Das alte Gespenst hatte ihn wieder in seinen Käuffen. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch sich gefreut. Mit dem Gegenstande seines Hasses lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllen-flammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewissensangst, das drohende Jenseits, alles war erträglich, nur eins nicht: sie in seinen Armen zu wissen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. „Du gehst!“ sagte er, als dieser schwieg. „Du gehst! Du bist morgen vor Tag noch auf dem Weg nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Ge-richte. Soll Schande sein, so ist's besser bloße Schande als Schande

und Mord. Denk', ich hab's geschworen, und nun tu', was du willst."

Der alte Herr rief den Gesellen herauf und ließ sich heimführen.

Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf seinem Wege nach Sanct Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Laden steht. Vor den Fenstern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: „Wißt Ihr's schon? In Brambach ist ein Schieferdecker verunglückt.“ Dann sank sie vom Stuhle, von dem sie aufspringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin seinen Schmerz um Apollonius über der Angst und Sorge um die Frau vergessen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der scharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da saß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von seinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Gesicht. Ihre vorderen Haare hatten einen Drang, sich in natürlichen Locken zu kräuseln, den sie durch das scharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten sie die Ohnmacht ihrer Besitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte sich die Hände frei, indem er ihre Last vorsichtig leise auf den Boden gleiten ließ, und versuchte die Haare aus dem Gesicht zu streichen. Er mußte sehen, ob sie noch lebe. Das verursachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angst machte seine alten Hände noch ungeschickter; dazu kam die eigene Scheu, die einen alten Junggesellen unerbittlich in so enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigensinn der Haare, die immer wieder im krausen Gelock über dem Gesichte zusammenschlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten sich dagegen, er sah, wie sie die Haare mit ihren Schlägen bewegten, und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit Wasser; er goß sich davon in die hohle Hand und spritzte es ihr auf Haare und Gesicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung;

er half ihr den Oberleib aufrichten und stützte ihn. Sie strich sich nun selbst die widerstrebenden Haare aus dem Gesicht und sah sich um. Ihr Blick hatte etwas so Fremdes, daß der Valentin von neuem erschrak. Dann nickte sie mit dem Kopfe und sagte mit leiser Stimme: „Ja.“ Valentin verstand, sie sagte sich, sie habe die schreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, sie sagte sich wohl, was geschehen, aber sie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht sie an, was sie sich sagte, und als besänne sie sich, wen es wohl betreffen möge. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn sie dahinter kam, aber sie wußte in dem Augenblicke nicht, was Schreck ist und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezusammenschlagen, Erblichen, Umsinken, Aufspringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem sie vorbeiwankt, niedersinken möchte und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Brust Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alledem wandelte in der Stube vor ihr wie ihr eigenes undeutliches fernes Spiegelbild hinter einem bergenden Florsehleier. Näher und unterscheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum stechenden Schmerze wuchs, und das angstvolle Wissen, er müsse sie ersticken, wenn sie das Weinen nicht finden könne, das alles heilen müsse. So saß sie lange regungslos und hörte nichts von alledem, was der alte Valentin in seiner Angst ihr vorsprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte selbst nicht an seine Trostgründe, wenn er ihr beweisen wollte, Apollonius könne nicht verunglückt sein, er sei zu vorsichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geschichte aus seiner Jugend, wo sich Leute, die nun lange tot sind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten schrecken lassen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beschrieb die Personen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn sie den alten Amtmann Kern und seine Haushälterin vor den Augen ihres Geistes sähe, wie sie damals lebten und lebten. Er hätte sein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er mußte in seiner Ratlosigkeit nicht wie. So suchte er sich selbst über die Angst des Augenblicks durch immer eif-

rigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauschte er die kleinste Bewegung in den Zügen des bleichen schönen Gesichtes; und je schöner und jugendlicher es ihm vorkam, desto schwerer schien ihm, was sie litt, und desto eifriger wurde sein Erzählen. Als eine siebenzehnjährige Braut hatte er sie in das Haus mit den grünen Läden einziehen sehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigstes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen spielendes Kind gewesen, was hatte sie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie schön war sie immer geblieben in ihrem Dulden, wie schön hatte sie geduldet! Nun lag sie zerbrochen als halb aufgeschlossene Blume da vor seinen alten Augen, die so oft um sie geweint, mehr über die Milde und unbewußte unzerstörbare Hoheit, womit sie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück selbst. Es gibt rührende Gestalten, die die Angst, die selbst der Zorn nicht entstellt, die in all ihrem Tun, selbst in ihrem Lächeln, selbst in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anschauen denken müssen. Es ist auch keine schmerzliche Nährung, die wir da empfinden, und der Schmerz selbst hat auf solchem Gesicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu trösten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefsten Mitleid mit seinem Träger dahinreißt. Als eine solche Gestalt hatte Christiane, solange er sie kannte, vor des alten Valentin Augen gestanden, als eine solche lag sie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte sie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er sah, sie war gerettet. Er las es in ihrem Gesichte, das, so ehrlich wie sie selbst, nichts verschweigen konnte. Er saß und hörte mit so freudiger Aufmerksamkeit auf ihr Weinen, als wär's ein schönes Lied, das sie ihm vorsänge. In den Augenblicken, wo der Mensch der stärkeren Natur sich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am sichersten seine wahre Art. Was von Tierheit im Menschen unter der hergebrachten Schminke sogenannter Bildung oder vorsätzlicher Verstellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Christianens Stimme im hingegossenen

Weinen, welche sie nach dem Schlag über Annchens Bett im Doppelschrei von Schmerz und Entrüstung nicht verloren hatte. Sie hatte sich ausgeweint und erhob sich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte sich zum Ausgehen fertig. Ihr Wesen hatte etwas feierlich Entschiedenes angenommen. Valentin sah's mit Erstaunen und Sorge. Ihm fiel seine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängstlich, sie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber ich darf Sie nicht fortlassen“, sagte er. „Der alte Herr hat mir's mit Ketten auf die Seele gebunden.“

„Ich muß,“ sagte sie. „Ich muß in die Gerichte. Ich muß sagen, daß ich schuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird sich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herren sagen, sie sollen ihn zu dem Annchen legen; er hat's so liebgehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden sie nicht tun. Nein, davon will ich nichts sagen.“

Valentin wußte nicht, was er erwidern sollte. Er durfte sie nicht fortlassen und sah an ihrer Entschiedenheit, er würde sie nicht aufhalten können. „Wenn nur der alte Herr erst dawäre!“ dachte er. Er sagte: „Läten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zus Lieb?“

Sie sah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: „Wie Ihr fragen könnt? Ihr habt ihn immer liebgehabt, und das vergess' ich Euch nicht, solange ich noch lebe. Er ist gestorben, und ich muß auch sterben. Kann ich Euch noch etwas tun, eh' ich gehen muß, so dürft Ihr's nur sagen. Wenn ich's auch tun kann, und wenn Ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehen soll.“

„Nein,“ sagte der Alte. „Das nicht. Aber wenn Sie nur so lange bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin.“ Dem Alten war's nicht allein um sich zu tun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in seiner Geistesgegenwart ein Mittel finden, wodurch sie von ihrem Vorhaben abzubringen sei.

Die Frau nickte ihm zu. „So lang will ich warten,“ entgegnete sie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu sehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Christiane holte ihr Gesangsbuch vom Pulte und setzte sich damit an den Tisch.

Der Valentin blieb länger aus, als er selbst gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er stand immer im Begriff, etwas zu tun oder zu sagen, worüber er erschrak und etwas anderes tat oder sagte und wiederum ungewiß schien, ob er nicht auch darüber erschrecken sollte. Immer, und wenn er gar nichts gesagt hatte, meinte er, er habe zuviel gesagt. Manchmal war's, als ob er lachte; dann sah er wieder desto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er sprach; denn er redete vom Wetter. Dazwischen machte er sich viel an der Thür zu schaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur stehn, wo er den Gang nach dem Schuppen hin übersehen konnte; und es waren die wunderlichsten Vorwände, durch die er all diese Tätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erst die Veränderung nicht, dann beobachtete sie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er sie angesteckt mit seinem Wesen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte sie in Hoffnung auf, wenn er dann sein trauriges Gesicht machte, drückte sie die Hände zusammen und wurde wieder bleich. Sie folgte seinen Augen, ihm selbst nach der Thür und erschrak, sooft er sie öffnete. Dabei sprachen sie immer vom Wetter; wären sie ruhig gewesen, sie hätten über ihre eigenen Reden lachen müssen; aber man sah, er fürchtete sich, etwas zu sagen, sie fürchtete sich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte sie beide Hände bald gegen das Herz, das das Nieder durchschlagen wollte, bald gegen die brennenden hämmernden Schläfen. Der Alte meinte sie endlich vorbereitet genug, das Wetter fahren zu lassen. „Ja“, sagte er, „es ist ein Tag, wo die Toten aufstehen möchten, und wer weiß — aber tun Sie mir noch das zulieb und erschrecken Sie nicht!“ Sie erschrak dennoch. Sie sagte zu sich: „Aber es ist ja nicht möglich!“ Und sie erschrak doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. „Da sehen Sie einmal dahinter,“ schluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie sah

den Gang hin; sie hatt' es getan, eh' der Alte sie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vordertür, dem alten Herrn die Freudenpost zu bringen, selig und stolz auf sein flug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt sich fest an dem Türpfosten, als sie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Türpfosten stand nicht mehr fest, sie selbst nicht mehr auf dem festen Boden; sie schwin-
delte zwischen Himmel und Erde. Und als sie ihn kommen sah, war nichts mehr auf der Welt für sie als der Mann, um den sie wochenlang mehr als Todesangst geduldet. Alles ging um sie im Wirbel, erst die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter und sie würde erdrückt im Wirbel, hielt sie sich nicht fest an ihm. Sie fühlte, wie sie hinsank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte sie aufgefangen. Da stand er und hielt das schöne Weib in seinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und sie war bleich und schien tot. Er trug sie nicht in die Stube, er ließ sie nicht herabgleiten auf die Erde, er tat nichts, sie zu beleben. Er stand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geschehen war, er mußte sich besinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht gesprochen; er hatte nur durch den Gefellen, der vom Bleichschmied nach Saint Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm und werde bald hier sein. Apollonius war vom Nagelschmied am Tore aufgehalten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte sich nicht denken warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Lambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechselt hatte und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächste Augenblick bringen sollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte sogleich zu dem Vater auf dessen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herfürzen und mit dem Umsinken kämpfen sehen und war ihr entgegenge-
eilt. Und nun hielt er sie in den Armen. Die Gestalt, die er, schmerz-
lich-mühsam und doch vergebens, seit Wochen von sich abzuwehren

gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all sein Wesen in eine Bewegung brachte, die er sich als Sünde vorwarf, lag in schwellender, atmender, lastender, wonneängstiger Wirklichkeit an ihn hingegossen. Ihr Kopf lehnte rückwärts gesunken über seinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz sehen, das schöner, gefährlich schöner war, als seine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Rosenschein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden selbstgeschlungenen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten sich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun sah sie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie sie hierher und in seine Arme gekommen, sie wußte nicht, daß sie in seinen Armen lag; sie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte sie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, sie umschlang ihn mit beiden Armen, um seiner gewiß zu sein. Und doch fragte sie noch in angstvoll drängender Hast: „Und bist du's denn auch? Bist du's auch gewiß? Und lebst noch? Und bist nicht gestürzt? Und ich habe dich nicht getötet? Und du bist's? Und ich bin's? Aber er — er kann kommen!“ Sie sah sich wild um. „Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhen.“ Sie umfaßte ihn, als wollte sie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß sie die Angst über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob er's auch sei. Aber sie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles sagen, was jener ihm getan und was er ihm noch zu tun gedroht. Sie mußte es schnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, süß-unbewußtes Liebesgeschwätz, Weinen, Lachen; Seligkeit, Angst, Schmerz um das verlorene Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfnis der Liebe, mit allem, was sie ist, was sie freut, was sie bekümmert, ein Gedanken seines Geistes, ein Gefühl seiner Seele zu sein, das er denkt und fühlt wie seine andern; bräutliche Verwirrung und Vergessen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Dasein ist — denn alles, was war und werden kann, ist bloß Schatten — was sie erzählt, hat sie geträumt und erlebt, fühlt und weiß es erst jetzt; was gewesen ist und

Kommen wird, ist gewesen und kommt nur, damit dieser Augenblick sein kann; vor und nach diesem Augenblick ist die Zeit zu Ende: alles das durchdrang sich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klang der fliegenden, sich pressenden Rede. „Er hat mich und dich belogen. Er hat mir gesagt, du verhöhntest mich und hättest meine Blume vor den Gesellen ausgeboten. Auch du weißt's ja noch, beim Pfingstschießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du hast's ihm geschickt. Ich hab's gesehen. Ich wußte nicht warum. Du hast mich gedauert. Daß du so still warst und trüb und so allein, das hat mir weh getan. Da hat er mir beim Tanz gesagt, du hättest deinen Spott über mich. Da gingst du in die Fremde, und er hat mir gesagt, wie du in deinen Briefen über mich spottetest: das tat mir weh. Du glaubst nicht, wie weh mir das tat, wenn ich schon nicht gewußt hab' warum. Der Vater wollte, ich sollte ihn frein. Und wie du kamst, hab' ich mich vor dir gefürchtet; du hast mich immer noch gedauert, und ich hab' dich immer noch geliebt und wußt' es nur nicht. Er selbst hat mir's erst gesagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht schlecht werden und will's auch nicht. Gewiß nicht. Dann hat er mich gezwungen zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir tun wollte. Er wollte machen, daß du stürzen müßtest. Es wär' nur Schertz; aber sagt' ich's dir, dann wollt' er's im Ernste tun. Seitdem hab' ich keine Nacht geschlafen; die ganzen Nächte hab' ich aufgeessen im Bett und bin voll Todesangst gewesen. Ich hab' dich in Gefahr gesehen und durft' es dir nicht sagen und durft' dich nicht retten. Und er hat die Seile zerschnitten mit der Axt in der Nacht, eh' du nach Brambach gingst. Der Valentin hat mir's gesagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen schleichen sehen. Ich hab' dich tot gemeint und wollte auch sterben. Denn ich wär' schuld gewesen an deinem Tod und stürbe tausendmal um dich. Und nun lebst du noch, und ich kann's nicht begreifen. Und es ist alles noch, wie es war: die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du bist doch nicht tot. Und ich wollte auch sterben, weil du tot warst. Und nun lebst du noch, und ich weiß nicht, ist's wahr oder träume ich's nur. Ist's denn wahr? Sag' du mir's doch: ist's wahr? Dir glaub' ich

alles, was du sagst. Und sagst du, ich soll sterben, so will ich's, wenn du's nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauscht, daß ich dir's sagte, was er will. Schick' den Valentin in die Gerichte, daß sie ihn fortführen und er dir nichts mehr tun kann!"

So schwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in seinen Armen fort. Alles vergessend, wie ein Kind an einem Abgrund spielend, den es nicht sieht, ruft sie unbewußt eine Gefahr herbei, tödlicher als die, über deren Vorbeigehen sie jubelt, drohender als die, wogegen sie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenschaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkosungen, was ihr warmes schwellendes Umfassen in dem Manne aufregen muß, der sie liebt; daß sie alles tut, was den Mann, dessen Rechtlichkeit und Edelmut sie sich so unbekümmert anheimgibt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergessen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf sie in ihm entzündet und wie sie ihm den Sieg erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in seinen Armen war fein; der Bruder hat ihn um sie und sie um ihn betrogen. Jetzt weiß er's, wo das Weib in seinen Armen ihm die Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat sie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, getan, verfolgt er ihn noch und steht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der sie ihm gestohlen, der sie mißhandelt, den sie haßt? oder ihm, dem sie schändlich gestohlen worden ist, der sie liebt, den sie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken: hundert einzelne Empfindungen, die, in den Strom eines tiefen und wilden Gefühls hingerissen, durch seine Adern stürzten und die Muskeln seiner Arme spannten, etwas, das sein ist, an sein Herz zu pressen. Aber eine dunkle Angst drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe fest. Das Gefühl, er will etwas tun, und er ist sich nicht klar, was es ist, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt sich fortreißen; die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische und, bewege er sich, eh' er sich umgesehen, könne er etwas

wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen: alledem lag die angstvolle Vorahnung zugrunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gutzumachen sei. Er rang schon lange unter den berausenden Tönen nach etwas, bevor er wußte, daß er rang und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis seiner Natur. Und nun kam sie ihm und sagte: „Das Wort, das du gegeben hast, ist, die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten, und was du tun willst, muß sie zerstören.“ Er war der Mann und mußte für sich und sie einstehen. Die Klarheit brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung sprach, mit aller Schmach, die sie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Gesichtes, das an seinem Herzen lag und schwärmend zu ihm aufsaß, und wie er mehr an ihr und an sich selbst verderben würde, als das war, worüber er ihren und seinen Feind anklagte. Noch stand die heilige Scheu schützend zwischen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick für immer verschrecken konnte. Und doch sah er angstvoll sich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußte er sie aus seinen Armen lassen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über seine Schwäche, die die Hülfe außen suchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftlose sanft auf den Rasen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er sie erst. Er mußte sich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da sah der jüngste Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in seine Arme, drückte es an sein Herz und stellte es zwischen sich und sie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an sein Herz gedrückt, entband sich der wilde Drang, und nun erst lösten sich die gespannten Muskeln. Er hatte sie in dem Kinde an sein Herz gedrückt, wie allein er sie an sein Herz drücken durfte.

Die Frau sah ihn den Knaben zwischen sich und ihn stellen und verstand ihn. Glühende Röthe stieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erst, daß sie in seinen Armen gelegen, daß sie ihn umfaßt und mit ihm gesprochen hatte, wie es nur erlaubte

Klein
T + 2

Liebe darf. Sie sah nun erst die Gefahr, an deren Abgrund sie ihn und sich gestellt. Sie richtete sich auf den Knien auf, als wollte sie ihn flehen, sie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte sie belauscht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte sie ihn durch die Freude über seine Rettung erst verdorben. Er sah das alles und litt es mit ihr. Er hatte sich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in seinem Innern war der Kampf selbst nicht ausgekämpft. Er neigte sich zu ihr und sagte: „Du bist meine brave Schwester. Du bist braver als ich. Und über uns und deinem Manne ist Gott. Aber nun geh hinein, Schwester, liebe brave Schwester.“ Sie wagte nicht aufzusehen, aber durch die gesenkten Lider sah sie seine Milde, das tiefe unausschöpfbare Wohlwollen, die unverilgbare Menschenachtung auf seiner leuchtenden Stirne und um den sanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßstab war, wußte sie nun, sie war nicht schlecht, sie konnt' es nicht werden; er trug sie bewahrt wie die Mutter das Kind vorsichtig auf starken Armen. Er wuchs ihr, wie sie ihn durch die gesenkten Lider sah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht schaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, sie aufzurichten. Sie beugte unter der Berührung, und wie sie noch auf den Knien lag, stieg ihr Gedanke zu ihm auf wie ein Gebet. Er führte sie an die Türe. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Gesellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachschlich, sah noch, wie er sie führte.

Von allem, was er heute gewollt und gelitten, stand nichts in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu lesen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundlose Einbildungen anhören; denn die Geschichte hatte sich ausgewiesen, wie sie war, nicht wie sie der Valentin zusammengeängstelt hatte. Der Reife Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lang von demselben gehegten, aber von ihm erst heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, sogleich mit den Geschäftsbüchern auf

des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geschäftes genau kennen lernen; sein wahrer Zweck dabei war, Apollonius so lange bei sich in Sicherheit zu behalten, bis sein Bruder abgereist sei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächsten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reise bis Hamburg beschaffen. Dort mußte er einen frühern Kölner Freund, der sich in sehr guten Verhältnissen befand und der, um manche geleistete Dienste zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhülfe angeboten hatte. Auf des Vaters Strüßchen schrieb er an ihn. Der Freund sollte dem Bruder einen Platz auf einem Passagierschiff besorgen, seine Aufenthaltskosten bestreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewisse Summe Geldes übermachen, alles auf Apollonius' Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Post, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair einschreiben zu lassen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher sollte Valentin auf dem Zeuge sein und sich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hause mit den grünen Laden immer schwüler geworden. Diese Nacht mit ihrer stillen Unruhe glich der angstvollen Stille, darin die Kräfte eines Meersturms seinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eigenes Treiben. Wer in dieser Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menschen hätte bereinschauen können, der wäre aus einer Befremdung in die andere gefallen. Sonst, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reise sich rüstet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen sich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden sie ausgenossen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen sich in ihnen zusammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu sehen. Nach Fritz Nettenmair sahen die Leute im Hause nicht. Sie schauderten, ihm zu begegnen, als wär' er ein schreckendes Gespenst. Und wie ein solches schlich er darin um-

her und wich den Menschen aus, wie sie ihm. Und die Menschen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, sind nicht fremde: sein Vater ist's, sein Bruder, sein Weib und seine Kinder. Ein Reisender, der nicht gesehen wird, der sich nicht sehen läßt, der kein Lebewohl gibt und kein Lebewohl nimmt und der doch freiwillig reist und dessen Reise die andern wissen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geschäftsbücher vorlesen, ein wunderlich-zweckloses Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiste bei den Zahlen. Und der alte Herr tat noch dazu, als wisse er alles schon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauses verschwiegen, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die sich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen sehen. Aus seinen diplomatischen Reden, zu denen er sich bisweilen zusammenraffte, um dem Schattenspiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehen lassen, um zu zeigen, wohin es kommen müsse, wenn er die Hand vom Ruder abziehe, und daß er gesinnt sei, von nun an selbst wieder das Schiff zu leiten. Dazwischen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Lambach wisse. Apollonius konnte ihm sagen, er kenne den Mann; es sei derselbe ungemütliche Gesell, der vordem bei ihnen gewesen. „So?“ sagte der alte Herr gleichgültig. „Und weiß man, was die Ursache war?“ Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten gerissen, sei ein fast neues, aber es müsse an der Stelle des Risses rundum mit einem scharfen spitzen Werkzeug durchschnitten gewesen sein. Der alte Herr erschrak. Er ahnte einen Zusammenhang, auf den auch andere kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren, müsse auf dem Rückweg ein Anschleifeseil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müsse einen Zusammenhang ahnen, wenn nicht mehr als nur ahnen, und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Ge-

sellen entziehen wollen. Er sah, daß Apollonius in seinem, des alten Herrn, Geiste verfuhr. Von dieser Seite war also nichts zu fürchten. Aber es konnten Umstände im Spiele sein, die trotz Apollonius' Vorsicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ seine Zurückhaltung, so schwer dies ihm fiel, diesmal beiseite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius sagen, was er wußte. Es war folgendes. Den ersten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geselle war in dem Wirtshaus gewesen, als er ankam. Den selben Abend noch hatte er ihn über den Hof schleichen sehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte sogleich Verdacht auf den Gesellen, aber nach seiner gewissenhaften Weise zögerte er, ihn auszusprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen, zugleich, daß der Gesell bei keinem Meister gestanden, sondern auf eigene Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Lambach unternommen. Ein Stück des von ihm hinterlassenen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war schon von dem rechtmäßigen Besitzer beansprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Christianens ihn gewiß, das Seil, durch dessen Zerreißen der Gesell verunglückt, war das seine. Wie die Sache nun stand, durfte er sich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte seiner Ehrlichkeit sogar den Zwang antun, durch Erdichtungen fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu lesen. Apollonius that es, aber im Geiste waren beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte sich zwingen. Es war seiner sonstigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in diese gleichgewichtige wohlgeordnete Seele herüber. Endlich kam Valentin, erhielt das Reisegeld für Fritz Kettenmair und die Anweisung an den Hamburger Freund und die Weisung, das Gepäck des Reisenden nach dem Posthose zu tragen und, etwaigen Auftrages harrend, in seiner Nähe zu bleiben, bis er abgefahren sei. Eine Stunde später kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Kettenmair freue sich auf das neue Leben in Amerika. Sie sollten sich

wundern über ihn, wenn sie ihn wiedersähen. Er konnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete sich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr lesen, und schickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzusetzen, müsse sich ein andermal Zeit finden.

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zumut in dieser Nacht? Als er, ruhelos wie ein gequälter Geist, bald händeringend bald fäusteballend den Gang vom Hause nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hause schlich? Bald schrak er vor einem fallenden Blatt zusammen, bald wünschte er, das Haus stürzte über ihn und begrübe ihn. Sooft er den Weg durch den Gang zurücklegte, so oft bäumte sich seine Seele im wildesten Troß empor und sank wiederum in die hingegebenste Hülfslosigkeit zurück. Er war entschlossen zu gehen — und sie dem Gehäßten zu überlassen? Daß sie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja so weit gebracht, um ihn loszuwerden; dann war ihr einziger Wunsch erfüllt. Nein! Er wollte bleiben! er mußte bleiben! — und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt sein Wort — und schlossen ihn mit Ketten fest, und — dann war's dasselbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. Fritz Nettenmair bewegte heftig die Arme vor sich hin, als rüttelte er schon an den Gittern des Kerkerfensters, und atmete so mühsam, als erstickte ihn schon der Dunst der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abspannung das ganze Bewußtsein seines grenzenlosen Elendes, der Jammer gänzlicher Verlassenheit. Goldene Bilder stiegen auf; die verlorene Seligkeit marterte ihn mehr als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als schuldloses Kind den Gang hin, dem entlang er jetzt die Überlast seines Elends schleppte; da waren Menschen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, so süß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menschen verachteten ihn; die ihn lieben sollten, schauderten vor ihm. Oh, nur ein einzig Herz, dem sein Scheiden weh täte, und er ginge und würde ein anderer Mensch! Jetzt sieht er jeden freundlichen Blick,

den er in der Verblendung seiner Leidenschaft nicht beachtet. Das Lächeln um die angstzuckenden Lippen des kleinen Annchens steigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliebe Liebe, die er zurückstieß, die immer wiederkam, sooft er sie zurückstieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo sie ihn retten könnte, wär' sie nicht tot durch seine Schuld, jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit so schmerzlicher Gewalt, daß er sein eigen Elend darüber vergäße, wär's nicht ein Teil davon. Das Annchen ist tot, aber er hat noch Kinder; sie müssen ihn lieben, sie sind ja sein. Sein Herz schreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen sich krampfhaft, etwas, was sein ist, an sein Herz zu pressen, damit er weiß, er ist nicht verloren; und verloren ist keiner, der noch einen Menschen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Hausflur hindurch, durch Stuben- und Kammertür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, gibt dem Vater Schein genug, seine Kinder zu sehn. An dem nächsten kleinen Bette sinkt er in die Kniee. Ein längst verlernter Laut flüstert durch seine Lippen, und wie ihn diese Lippen nie flüstern gelernt. „Fris!“ Er will die Kinder nur einmal an sein Herz drücken, ihre Liebe sehen und — geben. Geben und ein anderer Mensch werden, ein besserer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die großen Augen und — erschrickt. Vor dem Mann an seinem Bette fürchtet er sich. Es ist ein fremder Mann. Ein schlimmerer Mann als ein fremder Mann. Oh, nur ein zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es ist der Mann, der das Kind so oft zornig angeblickt, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer schloß, weil es nicht sehen sollte, was der Mann ihr tat. Und dann stand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten sich die kleinen Händchen im ohnmächtigen Zorn. Er hat ja das Kind ihn hassen gelehrt, nicht ihn lieben.

„Fris,“ sagte der Vater voll Angst, „ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich schicke dir schöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tausendmal an dich.“

„Ich will nichts von dir,“ sagte der Knabe furchtsam-trozig. „Onkel Tonius gibt mir Äpfel; ich mag deine nicht.“

„Hast auch du mich nicht lieb?“ sagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in dessen Bett. Dort halten sich die Kinder in Angst umschlungen. Dennoch ist er trotzig, und so viel Widerwillen, als ein Kindesauge fassen kann, blickt aus dem seinen. „Die Mutter hab' ich lieb, den Onkel Konius hab' ich lieb,“ sagt das Kind; „dich mag ich nicht. Laß uns gehn, ich sag's dem Onkel Konius!“

Fritz Nettemmair lacht im wilden Hohn und schluchzt zugleich im hülflosen Schmerz. Die Kinder sind ja nicht mehr sein. Er ist ja ihr Vater nicht mehr. Er ist's. Er! Seine Kinder sind's. Er ist ihr Vater. Er, der ihm alles genommen, hat ihm auch die Kinder genommen. Das, was man dem Elendesten läßt. Wenn er gehen müßte, er! die Kinder hingen sich an ihn; eher rissen die Händchen, als daß sie ihn ließen. Und das Weib hier, dies schöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das selbst die Lampe liebend all ihre Strahlen sammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt als sie von der Lampe; dieses Weib, sein Weib, seins! „Auch sein wie alles, was einmal mein war! Sie ist in ihren Kleidern zu Bett gegangen; sie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge er, diese Rosen würden bleich, sie flösse sterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von ihm zu sein. Wie sie auffahren würde, sagte ihr einer in den Traum hinein, den sie von ihm träumt, denn sie lächelt: ‚Er geht!‘ Er, ihr — Nein! ich will nicht gehen! Nein! ich kann nicht gehen! Lieber tausendmal sterben!“ Und er hat ja dem Tode schon ins Angesicht gesehen, vor Stunden erst, als er vor dem Vater auf der Küstung hingestreckt lag. Es war ein Kinderspiel, das Sterben, gegen solch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wär' es noch, wär' auch er noch tot. Und er wär' an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teuflischen Engelslächeln; und er wär' an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von seinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgestoßen, an dem toten Annchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er war's ja nicht. Er mußte gehen; er wurde noch elender, als er schon war; und die er haßte, die ihn ver-

dorben, wurden glücklich durch sein Gehen. Er machte sie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen getan; er haßte in ihnen selbst die Gewalt, die er sich antun mußte, Teufel in ihnen zu sehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er sie angstvoll sich versteckte, standen sie als Engel über ihm, nun so haßte er sie noch mit dem Reide der Teufel. Er hatte die Grenze überschritten, über welche keine Rückkehr mehr ist. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen sah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, diese Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er todgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies sich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblickes blieb ihm und tauschte nur die Personen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwischen Haus und Schuppen hin- und hertrieb. Seine Arme bewegten sich so heftig als vorhin, aber es waren nicht Gitterstäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Läden lag so friedlich in seinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angesehen, die es hinter seinen Wänden barg, keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlorenen Gefäß.

Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wissen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet. Neben diesem war erst noch ein anderer Kampf aufgeglommen. Der Vater schien nicht an die böse Absicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu seinem Schutze aufzurufen, schauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es gelang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt. Aber wie? Wenn er — ihn versicherte, ihm schwur, daß er in der Frau nur die Schwester sehe? Vor einem halben

Jahre noch hätte er das beschwören können; heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entseßlichen Plan auf sein Leben nicht aufgab, die Ausführung desselben erschweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zustande, in welchem Apollonius sich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünscht sein als schrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewissenspein, alle Sorge ein Ende; aber was sollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er sich nicht das Wort gegeben, sie vor Schande und Not zu bewahren? Diesen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber sie machte den alten Kampf nur schwerer, indem sie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entschlossen war, die Wünsche, die er verdammen mußte, nicht zur Tat werden zu lassen. Aber die Wünsche selbst! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege stand, mußte ihre Gewalt da nicht wachsen? Die Gewissensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo sie in der täglichen Nähe einen unerschöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebene Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Diesen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden und Fahrzeug, Flaschenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte fest, sein Auge klar sein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er sich nicht erst ausziehen und zu Bett legen. Er hatte sich bis jetzt des Sofas, das in seinem Zimmer stand, noch nicht bedient, darauf zu liegen. Er vermied alles, was zu Verweichlichung führen konnte; ein gleich starker Beweggrund war sein Bedürfnis, Dinge um sich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürsten und polieren konnte. Auch in dem Zustand von Verstörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er diese Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leise liebender Hand über den Bezug des Sofas und setzte sich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben saß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununter-

brochener aufregender Traum. Christiane lag in seinen Armen wie gestern, er kämpfte wieder, aber diesmal siegte er nicht; er preßte sie an sich. Da stand der Bruder neben ihnen, und sie standen nicht mehr auf dem Gange zwischen Schuppen und Haus, sondern oben am Turmbach auf der fliegenden Rüstung. Der Bruder wollte ihm die Besinnungslose aus den Armen reißen, um sie zu mißhandeln; er warf im schmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr getan, und im Kampfe um das Weib stieß er ihn von der Rüstung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müssen. Als er die Augen öffnete, war es Tag und Zeit, an die Arbeit zu gehen. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen. Er stand auf. Er hoffte, vor der frischen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Wassers, das er sich nach seiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünsche und damit der Gewissensvorwürfe über sie noch immer steigerten, von ihm in sein Stübchen zurückfliehen. Aber es geschah nicht; sie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbst über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an seiner Wange, immer fühlte er sich in ihrem schwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm stand, aus dem Herzen heraus. Er konnte sich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er sich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er sich nicht mit seiner ganzen Aufmerksamkeit bei der Arbeit wußte. Sonst hatte er gleichsam seine eigene heitere Thätigkeit mit hineingearbeitet in seine Arbeit, und diese mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kam's ihm vor, als hämmerte er seine unrichten Gedanken hinein, als hämmerte er einen bösen Zauber zurecht und die Arbeit könne nicht taugen, nicht halibar werden.

Der Schieferdecker muß besonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß sich auf die Berufstreue dessen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier stand, verlassen. Die Ungewissenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken lieberlich befestigt, kann den Draven, der nach fünfzig Jahren an diesen Haken

seine Leiter hängt, in den Tod stürzen. Es war nicht einzusehen, daß eine Nachlässigkeit, ein Versehen in der Arbeit, wie er sie heute vollendete, eine so schwere Folge nach sich ziehen sollte, aber seine natürliche ängstliche Genauigkeit war noch von seinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traums drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in seiner Zerstreuung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaschenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabsteigens gehalten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brete, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrtür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer- und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher hastiger Schritt tönte unter ihm die Turmtreppe herauf. Er achtete nicht darauf; denn eben sah er im Schieferkasten eine zurückgebliebene Bleiplatte liegen. Er hatte nur soviel Bleibleche mit sich heraufgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreuung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrtür sah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Turmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der Eilende das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht

Mittag gemacht; aber war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh', bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugt, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrtür zugeschoben. Unwillkürlich faßt er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem Angreifer zu. Entsetzt sieht er in ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

„Was willst du?“ ruft er. Was er auch erfahren, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm: „Du sollst sie allein haben oder mit hinunter!“

„Fort!“ ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind all die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht heraufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

„Zeigst du endlich dein wahres Gesicht?“ höhnt dieser noch wütender. „Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reih' an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wurf mich hinunter, oder du sollst mit!“

Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder mit seiner ganzen Kraft an den Armen fassen, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit herunter. Doch ruft er: „Ich nicht!“

„Gut!“ stöhnt jener. „Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ist's mit deiner Scheinheiligkeit am End!“ Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzte den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran! Apollonius' Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen um-

fassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufes durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblicke stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört, schießen wild hernieder bis zur Aussteigetür und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres totes herab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeneinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entferntesten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffenen Elends soviel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Es hat alles auf der Welt seinen Nutzen; wenn nicht für den, der es treibt oder an sich hat, so doch für andere. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairsche Haus gebracht, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunksucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn schon berauscht gesehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laster auf die Rechnung stellte. Diese Mühe hatten eigentlich nur die ersten; die andern erfuhren schon die fertige Geschichte. Es war gut, daß niemand außer dem Nettenmairschen Hause davon wußte, daß er nach Amerika gewollt und daß er selbst, um bei seiner Rückkehr weniger aufzufallen, sich in seinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Postwagen gesetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf seine Auslieferung hat-

ten, meldeten sich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von seiner Abreise wußte, setzte voraus, er sei zuerst in seinem Hause gewesen und habe sich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend sonst von einer Arbeit oder Arbeitsrücksprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umstände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geschichte erst zusammenzusetzen, da man sie schon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an seinem gewöhnlichen Zerstreuungsorte stark getrunken und mit seiner Waghalsigkeit geprahlt. Darin hatte er von je, seiner Natur nach, die höchste Eigenschaft eines vollkommenen Schieferdeckers gesehen und in der Zeit seiner Thätigkeit genug Beweise davon gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er sein Meisterstück machen, und war stark berauscht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umstände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur bestätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampf vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauberr hatte sogleich, nachdem er die Geschichte erfahren, seinen Liebling aufgesucht und brachte diese auf den Turmboden, wo er den Erschöpften sitzend fand, schon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, diesen zu fragen. Man erzählte ihm, anstatt ihn erzählen zu lassen. Es hatte ihn bei seinem Schmerz in der Seele des Vaters gestreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauses konnte niemand helfen und den Vater töten. Er schwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorene Sohn hatte den Tod absichtlich gesucht. Er fand, es war so gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre seines Hauses schonen. Dennoch ängstete ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umstände bekannt werden, die den allgemeinen Irrthum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er sich weder seine Meinung noch seine Furcht absehen. Er zeigte sie selbst Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr theile die Überzeugung der ganzen

Stadt, ihm nun auch verschwie, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erschrecken und beängstigen. So blieb die erste Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, untersuchend einzuschreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht, ging glücklich vorüber.

Eines Abends sah man denn die schwarze Bahre vor dem Hause mit den grünen Fensterladen, das darüber wegsah, um sein rosiges Aussehn zu rechtfertigen. Etwas entfernter standen Frauen und Kinder in Gruppen zusammen, bald leise flüsternd, bald voll Aufmerksamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld stieg. Dasselbe Treiben, dieselben Empfindungen, mit der die gebildete Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harret, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauschen soll, dasselbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierher gezogen, das dort die schönsten Gewänder der Stadt versammelt. Zuweilen kommt ein schwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düsterer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Endlich geht die Türe doppelt auf. Der Sarg steht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leise und in gleichmäßiger Bewegung hebt sich die schwarze wallende Masse; nun ist sie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt sich's schwankend, flatternd. Obenauf blizt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und sagt: was man jetzt der Erde übergibt, hat ehrlich zwischen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber schwimmen mit süßen Tränen hinweg, was von Schmutz auf seinem Andenken liegt. Innerlich geben sie sich das Wort, niemand, den sie daran hindern können, soll Schieferdecker werden. Es ist gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwischen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem schwarzen Flattern zwischen den Bretern liegt, so stumm er ist, mit erschütternder Beredsamkeit. Dann mustern sie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er sieht aus wie der Geist des ehrlichen Begräbnisses selbst. Doch über dem schlanken hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergessen sie die ganze Milde, die sie vorhin gelübt; sie graben den Toten wiederum aus den nassen Totenblumen heraus, womit

sie seine menschliche Blöße bedeckt. Seinetwegen wär' der Hammer über ihm voll dunkeln Kosses der Schande; Apollonius ist's, dem er dankt, daß das Werkzeug so ehrenblank über seinem letzten Bette liegt. Und ob er's um ihn verdient hat? Das will keine sagen. Könnte sie der Lote hören vor den Bretern und dem schwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieser an ihm getan. Und könnt' er vollends dem Bruder in das Herz sehen, aus dem sein Tod allen Groll verwischt, das sich Vorwürfe macht, weil es einen Bösewicht sah, wo es den unglücklichen Wahnsinnigen hätte bedauern müssen, er steifte sich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weise ihres Geschlechtes schlagen die Klageweiber in Ehestifterinnen um. Und wahrlich! sie haben nicht unrecht; ein schöneres Paar, eines, das besser zusammenpaßte, das seiner gegenseitig so wert wäre wie dieses, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am Roten Adler vorbei. Es war schon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Rettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! „Da ist er ja! da ist er ja!“ klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber „famos“ konnte es nicht werden trotzdem. Es war derselbe Weg, den Fritz Rettenmair zurückging, nachdem er den Gesellen begleitet hatte. Damals sah er im Geiste den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden schwarzen Behänge, und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun war's umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau trug. Und fort ging's immer die Straßen hin, die Fritz Rettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Tore zerfloßen wiederum die Weiden in Nebel oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Rebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Rettenmair damals den Gesellen im Nebel verschwinden sah, verschwand er heute selbst darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm einer sagte, er wird den Freund wiedersehen? Er wird ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen sie in

Lambach ihn hinaus. Sie haben viel zu sprechen miteinander. Fritz Nettenmair kann dem Gesellen sagen, wie sorgsam er den Gedankenkeim, den jener gegeben, bis zum Zerschneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Gesell dem ehemaligen Herrn, daß er unter dem Seilschnitt verunglückte, den dieser gemacht. Der Geistliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die seinem Stande ziemen und für Geld zu haben sind — weiß nicht, welch fruchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andere Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andere diese. Auf sein Grab war ein Stein gesetzt und darauf sein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer bescheinigt und der vergesslichen Nachwelt mit Meißelstreichen eingeschrärf worden. Man sollte meinen, die düstere Wolke über dem Haus mit den grünen Fensterladen müßte sich in dem Wetterschlag entladen haben, der den ältern Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenzpflaster niedergeschmettert, und das Leben darin müsse nun so heiter sich gestalten, als sein äußerer Anblick verspricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Witib oder ihre Kinder sah! Die drei schnellkräftigen Wesen hoben die niedergedrückten Köpfe wieder, sobald die Last entfernt war, die sie niedergedrückt. Die junge Witib sah nicht aus, als wäre sie schon Frau, noch weniger, als wäre sie schon eine unglückliche Frau gewesen; sie erschien von Tag zu Tag mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und sollte sie nicht? Wußte sie nicht, daß er sie liebte? Liebte sie ihn nicht? Mußte sie nicht das Necken Dritter darauf bringen, fiel es ihr auch selbst nicht ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte sie sich fragen lassen, ob sie schon an ihrer Ausstattung nahe? die Kinder fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht sei? Konnte sie anders darauf antworten als mit stummem Erröten und indem sie rasch von etwas anderem zu sprechen begann? Und so machen es

bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war so natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen so notwendig, daß die Ernsteren und die über das Necken hinauswaren, dies unausgesprochen voraussetzten und es ebendeshalb nicht aussprachen, weil es sich ihnen von selbst verstand. Auch der alte Herr ließ es in seiner diplomatischen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Christiane sah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müsse sie heiraten, noch immer hoch über sich; es war ihr in dieser Beziehung wie in allen Bedürfnis, Pflicht und Wollust, sich in seinen Willen zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt, und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius' seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Lüchtigkeit des Sohnes gestreut hatte, war ihm sogleich die Furcht gekommen, die Valentins Geständnis der Verschweigung ihm zur Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebenen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eigenen Maßstabe maß. Es war das Nächstliegende, daß er in dem Sohne die eigenen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hülflosigkeit ihn gelehrt, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen

Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor seines älteren Sohnes gewaltsamem Tode war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab. Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie sich selbst, und es bedarf von Seite des Leitenden nur Beaufsichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es, die Geleise erst zu suchen, in denen sie laufen kann, und aus diesen wieder das kürzeste, das sicherste und gewinnvollste auszuwählen. Der Arbeitgeber erschwert oft die Aufgabe, indem er selbst mit hineinsprechen will oder besondere Nebenwünsche hat, die der Meister zugleich miterfüllen soll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbstständigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meister nicht die bereits laufenden vergessen. Wahl, richtige Anstellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter sprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden sein und so überwunden, daß neben Wunsch und Vorteil des Baugebers auch Handwerkslehre und Vorteil des Meisters nicht ins Gedränge gerät. Dazu braucht's offene klare Augen von raschem Überblick. Daß Apollonius diese besaß, erkannte der alte Herr schon in dessen erster Meldung. Diese betraf eine besonders schwierige Aufgabe. Apollonius stellte sie mit solcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Es war ein Fall, in welchem den alten Herrn seine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verschiedene Wege, ihm gerecht zu werden, und setzte den alten Herrn in eine Verwirrung, welche er kaum zu verbergen wußte. Aber die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenschirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widersprechendsten Empfindungen: Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er selbst nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über

ihn triumphiere; Lust, ihn zu bändigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meister sei. Aber wenn er sich durchsetzen wollte, würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts Besseres ersinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas anderes, so bestärkte er den Sohn in seiner Nichtachtung, und der gab sich dann das Ansehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und tat doch, was er selber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm sagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müssen, was der Sohn ihm sagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und stellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter, war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das sein konnte, stellte er nicht selbst dann erst seine Hülflosigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte und mit dem man spielte, wie man wollte? Es blieb ihm kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als seine diplomatische Kunst. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil sie Dinge betrafen, die sich von selbst verstanden und ohne Befehl getan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erst in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorschläge Apollonius'; und der Befehl, den er endlich gab, ließ doch in der Hauptsache auf die Annahme des Vorschlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigste erschienen war. Hinternach stellte er sich bei sich selber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt als den Vorschlag Apollonius'; war er überzeugt, daß, wenn er nur sein Gesicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er sich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit versetzt wurde, seine diplomatische Kunst anzuwenden. Apollonius ahnte so wenig von dem Zwang, den er, ohne zu wollen, dem alten Herrn auslegte, als von dessen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geschäften nichts mehr verheimlichen mußte und daß sein Gehorsam der Erfüllung seines Wortes nicht im Wege stand. Auch von dieser

Seite her wurde der Himmel über dem Hause mit den grünen Läden immer blauer. Aber der Geist des Hauses schlich noch immer händerringend darin umher. Sooft es zwei schlug in der Nacht, stand er auf der Emporlaube an der Thür von Apollonius' Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

Apollonius hielt sich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf seinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Essen wie sonst dahin. Es konnte das nicht wunder nehmen. Das Geschäft hatte sich unter seiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt soviel geschrieben sein. Der Postbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Besitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verstand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte sich einen frühern Bekannten von daher verschrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverlässig wußte. Seine Wahl erwies sich geraten, der Mann war tätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr sah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe seinen Kräften doch zuviel vertraut. Der jungen Witib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnstube kam. Die Kinder, die er öfter zu sich rufen und kleine Dienste verrichten ließ, wobei sie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und sie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie selber war desto öfter auf seiner Stube; doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie schmückte Türen und Wände mit allem, was sie hatte und wovon sie wußte, daß er es liebte, und hielt sich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch sie bemerkte die Blässe seines Angesichts, die jedesmal größer geworden schien, seit sie ihn nicht gesehen. Wie sie nun ganz sein Spiegel geworden war, spiegelte sie auch diese Blässe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber sie suchte seine Nähe nicht; ihr schien, als ob ihre Nähe das Entgegen-

gesetzte wirke, was sie zu wirken wünschte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen sie. Das beruhigte sie wenigstens über die Furcht, die ihr bei seinem Sichzurückziehn am nächsten lag. Wie sie alle Tugenden, die sie kannte, in ihn hineingestellt wie in einen Heiligenschrein, hatte sie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erste von allen war, nicht vergessen. Und so wußte sie, er zwang sich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er sie nicht empfand. Er scherzte selbst zuweilen, besonders wenn er ihren Blick ängstlich auf seinem immer bleichern Gesichte haften sah; aber sie merkte, daß trotzdem ihre Gesellschaft ihn nicht heiterer, nicht gesunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr stand, wagte sie es nicht; wenn sie allein war, dann fragte sie ihn. Ganze Nächte sann sie auf Worte, ihm das Geständnis abzulocken, und sprach mit ihm. Gewiß! Hätte er sie weinen gehört, gehört, wie immer süßer und inniger sie schmeichelte und bat, die süßen Namen gehört, die sie gab, er hätte sagen müssen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwischen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte sie, was sie sprach, dann errödete sie und flüchtete ihr Erröten vor sich selbst und der lauschenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauberrn vertraute sie ihre Sorge an. „Ist's ein Wunder,“ sagte er eifrig, „wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag sich über Gebühr anstrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufsitzt? Dazu die immer steigende Sorge durch den — Gott verzeih's ihm, er ist tot, und von den Toten soll man nichts Böses reden — durch den Bruder; am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den — und wenn seine Witwe dabei ist — ich hab' ihn nie besonders leiden können und zuletzt am wenigsten. So ist die Jugend. Ich hab' ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewissenhaftigkeit! Das ist keine, die nicht an die Gesundheit denkt!“ Der alte Bauberr hielt der jungen Witib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der sie nicht hörte. Dann kamen sie überein, Apollonius müsse einen Doktor annehmen, woll' er oder nicht, und der Bauberr ging auf der Stelle zu dem besten Arzte der

Stadt. Der Arzt versprach, sein möglichstes zu tun. Er besuchte auch Apollonius, und dieser ließ sich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünschten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verschrieb und verschrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier sei ein Ubel, gegen welches alle Kunst zu kurz falle; so tief hinein, als wo diese Krankheit sitze, wirke keins von seinen Mitteln.

Apollonius hatte deshalb den Arzt sich verbeten. Er hatte wohl gewußt, für seine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Ursache davon suchte, lag sie nur zum Theile. Die Überanstrengung hatte bloß den Boden für die Schmarogerpflanze bestellt, die an Apollonius' innerm Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, sondern in dem Zustande, worin der Schreck ihn traf. Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur. In dem Augenblick, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod stürzte, hatten die Glocken unter ihnen zwei geschlagen. Von da an erschreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm schwerere Besorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit gefunden, bis sie beseitigt war. Jeder Glockenschlag, der ihn erschreckte, schien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrtür. Es war ihm schon aufgefallen, wie unsicher sein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er sonst kaum bemerkte, sich wunderlich zunicke sah und der feste Turm unter ihm sich zu schaukeln begann, erschrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgster tückischster Feind, wenn er ihn plötzlich zwischen Himmel und Erde auf der schwanken Leiter faßt! Vergeblich strebte er, ihn zu überwinden; sein Vorhaben mußte heut aufgegeben sein. So schwer war Apollonius noch kein Weg geworden als der die Turmtreppe von Sanct Georg herab. Was sollte werden! Wie sollte er sein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel

nicht verließ! Noch denselben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzusehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken schlugen, als er am gefährlichsten stand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter seinen Füßen, und wie er hinaussah, nickten die Berge wieder, schaukelte wieder der Turm. Er war schon auf den untersten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenschlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte sich am Geländer festhalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Versuch über Versuch; er bestieg alle Dächer und Türme mit seiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er seine bösen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals schon gefühlt, er hämmerte einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzusetzen und den Zierat festzunageln vergessen. Die Lücke war wie ein böser Fleck, ein Fleck, wo eine Untat begonnen oder vollbracht ist und kein Gras wächst, kein Schatten wird; wie eine offene Wunde, die nicht heilt, bis sie gerächt ist; wie ein leeres Grab, das sich nicht schließt, eh' es seinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geschlossen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Gesellen auftragen, aber der Gedanke, einen andern seine verwahrlosete Arbeit nachbessern zu lassen, trieb das Rot der Scham auf seine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen. Die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte sie schließen, oder den Gesellen saßte das Verderben, das er dort eingehämmert, der Schwindel, der dort wohnte, und stürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in seinen Armen gelegen, führte er ein Doppelleben. Er schaffte den Tag lang außen, nachts saß er in seinem Stübchen bei seinen Büchern; das spann sich alles mechanisch ab; er war trotz seines Kampfs nur mit halber Seele dabei; die andere Hälfte hatte ihr Leben für sich, immer schwebte sie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es sei, das er fertig gehämmert jenen Morgen. Seine

Seele träumte den sündhaften Traum wieder durch, kämpfte den schrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fällt ihm ein, ob's nicht möglich gewesen, den Wahnsinnigen zu retten. Dann suchte er ängstlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten gewesen, und schreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus seinen Fugen gezerrt. Aber auch in seinem Brüten zeigte sich noch der Gegensatz zu seines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbstsucht, die schlimme Anlage; in Apollonius überspannte sich, was Gutes in ihm war: seine Gewissenhaftigkeit, Anhänglichkeit und sein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht seine Schuld ab von sich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld des Bruders herüber auf sich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müssen, wenn sein Herz und Kopf nicht voll gewesen wäre von den wilden verbotenen Wünschen, hätte er dem Wahnsinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern sollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit seinen bösen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit seiner Arbeit fertig, und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu spät und gewann Zeit, seinen Entschluß zu bereuen. Und war er noch oben, so war er der Stärkere, der Besonnenere und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. Auch im äußeren Benehmen zeigte sich dieser Gegensatz mit dem Bruder. Wie dieser immer selbstüchtiger, wilder und rücksichtsloser geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und stiller. Er verlor über dem eigenen Zustande nicht das Mitgefühl mit fremdem Leiden. Er bedauerte nicht sich. Dachte er an die Menschen, die ihm liebend nahestanden, so war sein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbst sein Sofa vergaß er nicht zu streicheln; er tat es, wie man einen Diener tröstet, der das Unglück seines Herrn als sein eigenes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig schien. Er mußte sich sagen, daß er dachte wie sie und daß seine Wünsche keine unerlaubten

mehr waren. Aber daß sie es einmal gewesen, warf seinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Besitz schien ihm wie beschmutzt. Was Verstand und Liebe sagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kam's, daß Christianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo seine Verdüsterung ihm selbst wie eine Krankheit vorkam und er hoffte, sie werde vorübergehen. Aber auch da trat er Christianen nicht näher, so sehr sein Herz ihn zog. Er blieb gegen sie wie damals, wo er den Knaben zwischen sie und sich gestellt hatte. Die kleinste Annäherung sah er nach seiner Weise für eine Bindung an, und dachte er sich die Heirat entschieden, so lastete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbestimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er seinen Zustand erträglich. Er, der sonst ein unklares Verhältniß nicht ertragen konnte! Darin aber war er sich noch völlig gleich, daß er in seiner Vorstellung eine mögliche Schuld nur immer als die seine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umständen heilig und rein.

Dem alten Herrn war in seinem äußern Ehrbegriff ein Zusammenleben wie Apollonius' und Christianens ohne kirchliche Weihe ein schwereres Argerniß. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Vaters der jungen schönen Witt und ihrer Kinder Schützer und Erhalter sein. Nach seiner Weise sprach er ein Machtwort. Er bestimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um, und in acht Tagen sollte die Verlobung, drei Wochen später die Hochzeit sein.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Läden begann wieder schwül und schwüler zu werden; die neuen Wolken, die unsichtbar darum heraufzogen, drohten einen heftigen Schlag, als in dem die alten sich entladen. Die junge Witt durfte nun eine Braut scheinen. Sie tat, wonach man sie neckend gefragt hatte: sie vervollständigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte saß sie schneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Tränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an diesen Tränen. Sie sah des geliebten Mannes Zustand stündlich sich verschlummern

und konnte darüber nicht im Irrtum sein, daß die Heirat die Schuld davon trug. Je blasser und hinfälliger er wurde, desto milder und achtungsvoller wurde sein Benehmen gegen sie. Ja, es war etwas darin, was wie schmerzliches Mitleid und unausgesprochene Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung aussah, deren er sich gegen sie schuldig wisse. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte; nur, daß sie nichts denken durfte, was des Bildes, das sie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig gewesen wäre. In seiner Gegenwart war sie still wie er. Sie sah sein stummes schmerzliches Brüten; aber erst, wenn sie allein war und ihre Kinder neben ihr schliefen, hatte sie den Mut, ihn zu bitten. Stundenlang bat sie dann wie ein Kind, er soll' ihr doch sagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; sie muß ja; ist sie nicht sein?

Und Apollonius selbst? Bis jetzt hatte er den Druck dunkeln Schuldgefühls, der sich an den Gedanken der Heirat knüpfte, zu schwächen vermocht, wenn er unentschieden den Entschluß in unbestimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl sei eine krankhafte Anwandlung, die vorübergehen werde. Nun der alte Herr sein Machtwort gesprochen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war bestimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte sich entscheiden. Er konnte nicht. Die Entzweigung seines Innern klappte immer weiter auf. Wollte er dem Glücke entsagen, dann wich das Gespenst der Schuld, aber das Glück streckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Es nahm seine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie sollte er sein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in seine Arme nahm? Der Vater wollte es; sie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menschen billigen, ja sie fordern es von ihm. Dann sah er sie, eh' sie ihm geraubt wurde, wie sie das Glöckchen hinlegte für ihn, rosig unter der braunen krausen Locke, die sich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der sie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angst und voll Glück in seinen Armen. Und

so soll er sie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr schwellendes Umsfängen, durch alle Bilder stillen sanften Glücks hindurch fröstelt ihn der alte Schauer wieder an. So war's schon in seinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um sie und ihn hinabstieß von der fliegenden Rüstung in den Tod. Er sagt sich: das war nur im Traume; was man im Traume tat, hat man nicht getan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die bösen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte dessen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder stürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume gestürzt. Nun war es ja wie in dem schlimmen Traum: der Bruder war tot, und er hatte sein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der That, so hat er auch die That. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein und sie mit unglücklich machen. Um ihres und seinetwillen muß er sie lassen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos diese Schlüsse sind vor den klaren Augen des Geistes, und will er wiederum das Glück ergreifen, so schwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eifiger Reif über seiner Blume, und der Geist vermag nichts gegen seine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenschläge von Sankt Georg. Immer fieberischer wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebessert war. Äußere Anlässe schärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet, die Lücke schluckte, die Verschalung sog das Wasser gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte stärker ein, fror die Masse im Holz, so warf sich die Verschalung und verlegte die Schiefer. Die Stadt, die seiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenschlag Zwei. In der Glut des Fiebers vermischten sich die Schatten. Die Vorwürfe des inneren und äußeren Sauerlebensbedürfnisses flossen ineinander. Immer unwiderstehlicher forderte die offene Wunde das Gericht, das gähnende Grab den, der es schloß. Und er war es, den der Stundenschlag zum Gerichte rief; er, der das Grab schließen mußte, eh' das gehämmerte Unheil auf ein un-

schuldig Haupt fiel. Sich selbst hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinaus, den Fehler zu bessern. Und wenn er oben war, dann schlug es zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab dem Bruder nach.

Der alte wackere Bauherr drang in den Leidenden; er hatte sich das Recht erworben, sein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er schlug ihm sein Verlangen nicht ab, aber er schob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sah die schöne junge Braut ihn bleicher werden und blick ihm nach. Nur der alte Herr in seiner Blindheit sah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmsten droht. Es war wieder schwül geworden und wurde noch immer schwüler, das Leben in dem Hause mit den grünen Läden. Kein Mensch sieht's dem rosigten Hause an, wie schwül es einmal darin war.

Es war in der Nacht vor dem angesetzten Verlobungstag. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das sogenannte Sankt-Elmsfeuer von den Turmspitzen nach den blühenden Sternen am Himmel züngeln sehn. Trotz der trockenen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigene Schwere in den Gliedern. Es regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den andern, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verständigern lächelten darüber, konnten sich aber selbst des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entsprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorstehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten sich dunkle Wolken übereinander gebaut von entschiedenerer Zeichnung und Farbe, als sie der Winterhimmel sonst zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abstechen müssen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerschaum in den blätterlosen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Widerschein den weißen Glanz. Hier und da dehnte sich der feste Umriß der dunkeln

Wolkenburg in schlappen Busen herab. Diese trugen das Ansehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleischwärze der höhern Schicht mit dem schmutzigen Weiß der Erde und seinen schwärzlichen Scheinen. Die ganze Masse stand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es Nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeschosse schlossen die Läden; in den Fenstern der höhern Stockwerke bligte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu übersehen war, standen Gruppen von Menschen zusammen und sahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald sich in die langen bedenklichen Gesichter. Sie erzählten sich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorstädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, stoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, sprachen von Erdbeben, Bergstürzen, wohl auch vom jüngsten Tage. Die Mutigeren meinten, es sei nur ein starkes Gewitter. Aber auch das erschien bedenklich genug. Der Fluß und der sogenannte Feuerteich, dessen Wasser auf unterirdischen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehen. Aber sooft sie hinaussahen, die dunkle Masse rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittage hatte sie schon so gestanden; gegen Mitternacht stand sie noch unverändert so. Nur schwerer, schien es, war sie geworden und hatte sich tiefer herabgesenkt. Wie sollte sie auch rücken, da nicht ein leiser Lufthauch auf den Flügeln war? und solche Masse zu zerstreuen und fortzuschieben, hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es schlug zwölf vom Sankt-Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe dröhnende Summen, das so lang anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Läden los und warf

sie grimmig zu; quetschte sich stöhnend zwischen nahstehenden Mauern hindurch; pfiß wütend um die Straßenecken; zerlief in tausend Bäche; suchte sich und schlug klatschend wieder zusammen in einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Lust herab und hinauf; rüttelte an allem Festen; trillte mit wild spielendem Finger die verrosteten Wetterhähne und -fahnen und lachte schrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andere, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an steilen Mauern hinauf, daß er vor Angst in alle Fensterrißen kroch, und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirks-Gewitternachtswachen sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratschieferdeckermeisters, Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathhausturme schlug es eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gebe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte wie sein Brausen über den Glockenton. Eine unsichtbare Welt schien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauste und pfiß wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe majestätische Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll

des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der That gesättigten Kraft.

„Das hat eingeschlagen!“ sagte einer. Apollonius dachte: „Wenn es in den Turm schläge von Sankt Georg, dort in die Lücke, und ich müßte hinauf, und es schläge zwei und —“ Er konnte nicht ausdenken. Ein Hülsegeschrei, ein Feuerruf erscholl durch Sturm und Donner. „Es hat eingeschlagen!“ schrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt Georg geschlagen! Fort nach Sankt Georg! Jo! Hülse! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo! Auf dem Turm von Sankt Georg!“ Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo ist der Nettenmair? Kann einer helfen, ist's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg!“

Der Bauberr sah Apollonius erbleichen, seine Gestalt noch tiefer in sich zusammensinken als seither. „Wo ist der Nettenmair?“ rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röte über seine bleichen Wangen, und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. „Bleib' ich,“ sagte er zu dem Bauberrn, indem er sich zum Gehen wandte, „so denkst an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder.“ Der Bauberr war betroffen. Das „Bleib' ich“ des jungen Mannes klang wie: „Ich werde bleiben.“ Eine Ahnung kam dem Freunde, hier sei etwas, was mit dem Seelenleiden Apollonius' zusammenhänge. Aber der Ausdruck seines Gesichtes hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängstlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackere Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm stand. Das war ganz die ruhige bescheidene Entschlossenheit wieder, die ihn beim ersten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. „Wenn er so bliebe!“ dachte der Bauberr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über sein Gesicht

hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht und ihm noch mehr Schmerz machen wollen. Er sagte mit seinem alten Lächeln: „Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiedersehen!“ Der schnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sanct Georg, unter dem Geschrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner, sagte der Bauherr immer vor sich hin: „Entweder sehe ich den braven Jungen nie wieder oder er ist gesund, wenn ich ihn wiedersehe.“ Er legte sich nicht Rechenschaft ab, wie er zu dieser Überzeugung kam. Hätt' er's auch sonst gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo ist der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf seinem Wege nach Sanct Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger weckte das Gefühl seines Wertes wieder in ihm auf. Als er, aus der Fremde zurückkehrend, die Heimatsstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte er sich zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war. Er übersann in Gedanken die möglichen Gestalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze stand bereit im Dachgebälk, Lächer lagen dabei, um damit, in Wasser getaucht, die gefährdeten Stellen zu schützen. Der Geselle war angewiesen, heißes Wasser bereitzuhalten. Das Gebälk hatte er überall durch Leitern verbunden. Zum ersten Male seit seiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde seines Brütens wie verschwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkensfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte sie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle sind sie eine schwache Waffe. Vergebens sah sein Geist den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erschlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein stärkeres gesundes Gefühl gegen die starken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte sie in seiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne besonders daran zu den-

fen, er hatte den rettenden Entschluß gefunden, und dieser war die Quelle seines erneuten Daseins. Er wußte, er wird nicht schwindeln, und blieb er doch, so fiel er seiner Pflicht zum Opfer und seiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten statt seiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinaussahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampf, den Blizeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühn schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Ebenso oft tauchte die Menge aneinandergedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und schlug mit eigenen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen und warf sie mit seinem Schneeegriesel, das in dem Schein der Blitze wie glühender Funkenregen an ihnen herniederstäubte, als wollte er sie's büßen lassen, daß er vergeblich an den steinernen Rippen sich wund stieß. Und wie die Menschen bald erschienen, bald verschwanden, so wurde ihr verwirrtes Durcheinandersprechen immer wieder vom Sturm und vom Donner überbraust und überrollt.

Da rief einer, sich selbst tröstend: „Es ist ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts!“ Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlag könne noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunsch, der Schlag möge nicht ein kalter gewesen sein und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte sich schon getröstet und rächte sich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele sahen, vor Angst und Kälte zitternd, mit den geblendeten Augen stumpf in die Höhe und wußten nicht mehr warum. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könne, ja betreffen müsse, wenn der Schlag kein kalter war. Einer sprach von der Natur der Schiefer, wie

sie im Brande schmelzen und, als brennende Schlacken straßenweit durch die Luft fliegend, schon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andere klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünstige und daß kein Wasser zum Löschen vorhanden sei. Noch andere: und wäre welches vorhanden, so würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälk, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. Hier war die feuergefährlichste Stelle der ganzen Stadt. Zahllose hölzerne Emporlauben in engen Höfen, breiterne Dachgiebel, schindelngedekte Schuppen, alles so zusammengepreßt, daß nirgends eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löschmannschaft mit Erfolg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälk, wie nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Angstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrthums. Es war wunderbar, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geschrei: „Wo? Wo?“ Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

„Wo hat es hingeschlagen?“ fragte Apollonius, der eben daherkam. „In die Seite nach Brambach zu,“ antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Gesell, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälk, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte

nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmlücken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turm. Apollonius stand erst wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachlücke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schläge ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppenstufen stehen geblieben. „Heraus!“ rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Wasser! die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrtür!“ Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe, hustend: „Aber der Dampf!“ „Nur schnell!“ entgegnete Apollonius, „die Ausfahrtür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist.“ Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, so schnell als möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefassten Tätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Breterweg nach der Ausfahrtüre war schmal; durch die verständige Anordnung Apollonius' fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius nach der Lüre stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferbedergeselle, um über dessen Schulter, sooft es nötig, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andere betrieben des Gefellen

vorheriges Geschäft, sie schmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Lürmerstube, damit es nicht wieder zu Eise fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Lürmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mittheilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrtür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm hereinpiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachstuhl auf und ab polterte und Bliz auf Bliz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Lüre kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Lüre gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzusehen. „Noch ist zu retten!“ rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauches, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spritze befestigte, und wand sich den obern Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los! Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!“ Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt, bog er sich aus der Ausfahrtür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Lüre anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen, und — nur zu möglich war's, — er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zustatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und, vom Dache herabrollend, in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hin-

aus. Er mußte sich mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen als dem sichern Tritt seiner Füße, als er hinaufklimm; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Blocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpfen bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeschlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erschrocken, hierher könnte der Blitz schlagen und er müsse herauf — eine Reihe dunkler tödlicher Fiebergebilde hatten sich daran geschlossen, jetzt war alles geschehen, wie er sich's vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andere Stelle des Turmdachs, schwindellos stand er auf der Leiter, und nur ein frisches tapferes Gefühl erfüllte ihn, der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja, etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies sich nun sogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Wasser, welches die Lücke wochenlang geschluckt und das nun im Holze gefroren, ließ die Flamme nicht so schnell überhandnehmen, als ohne dies Hindernis geschehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzelten und von dem Wurzelpunkte aus weiterfressen konnten. Hatten sie sich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und diese den durch Frost gefeierten Raum unter der Lücke überschritten, dann mußte der Brand bald riesig über die Turmspitze hinauswachsen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er sah, noch war zu retten, und er brauchte die Kraft, die ihm dieser Gedanke gab. Die Leiter schaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, sie wucherte zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachbalken locker war — Aber er mußte, das konnte nicht sein — diese Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte sie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nah an einem der Befestigungspunkte; aber das andere Ende

des Guirlandenstücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befestigen vergessen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte sich sein neu-gewonnener Lebensmut bewähren, und er tat's. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die schwankende Leiter hinauf, und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die Linke ließ den Haken und faßte neben der Rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschälung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese frachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpfen zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug zwei. Zwei Schläge! zwei! Und er stand, und er stürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fieberischen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da schlug es zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle

Schuld zu büßen. Das hatten ihm seine schweren wachen Träume gezeigt. Und er stand doch wirklich oben, und die Leiter schwankte im Sturme, Schneestaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Tals, die ganze Gegend in einer ungeheuern Flamme auf, und nun schlug's zwei unter ihm, die Glockentöne heulten, vom Sturm gezerzt, hinaus in den Aufruhr: und er stand, er stand schwindellos, er stürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte seine Pflicht getan, wo Tausende sie nicht getan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein, von der furchtbarsten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieses Gedankens war in dieser Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menschen, die ihn preisen würden, nur an die Menschen, die nun wieder aufatmen durften, an das Elend, das verblüht, an das Glück, welches erhalten war. Und er fühlte selbst nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Diese Nacht hatte ja auch ihm die Luft wiedergebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er sich jetzt wieder an das Wort, das er sich gegeben, Menschen wie Apollonius ist's der höchste Segen einer braven That, daß sie sich gestärkt fühlen zu neuem braven Tun.

Die Menge unten schrie noch immer: „Wo? Wo?“ und drängte sich durcheinander, als der zweite Einschlag geschah. Alles stand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. „Gott sei Dank! Es war wieder kalt!“ rief eine Stimme. „Nein! Nein! Das mal brennt's! Erbarme dich Gott!“ entgegneten andere. Scharfe Augen sahen, wenn zuweilen zwischen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie suchten sich und lobten, wenn sie sich fanden, zuckend in eine größere Flamme zusammen auf; dann flohen sie sich tanzend und schlugen wieder zusammen. Der Sturm bog und dehnte sie hin und her; zuweilen schienen sie zu verblassen, dann züngelten sie noch höher auf als vorhin. Sie wuchsen, das sah man; aber rasch war ihr Wachstum nicht. Viel schneller und gewaltiger schwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angstvoller Spannung bohrten sich alle Blicke auf der kleinen Stelle fest. „Jetzt Hilfe, und es ist noch zu verblassen!“ Und wieder klang angstvoll

der Ruf: „Nettenmair! Wo ist Nettenmair?“ durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: „Er ist auf dem Turm!“ Alle Gemüther fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meisten kannten ihn nicht, selbst die meisten unter den Ruffern. Und die ihn nicht kannten, schrieten am lautesten. In Augenblicken allgemeiner Hülfslosigkeit klammert sich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil schiebt damit die Anforderungen des Gewissens zu eigenem Mühen, zu eigenem Wagnis von sich; und diese sind's, die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er getan und was er nicht getan. Die andern sind froh, täuschen sie sich nur über den nächsten Augenblick hinweg. „Was soll er?“ rief einer. „Helfen! Retten!“ andere. „Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagt's keiner!“ „Der Nettenmair gewiß!“ Im tiefsten Herzen wußten auch die Vertrauendsten, er wird's nicht wagen. Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöscht werden konnte, wenn sie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die stumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrtür sich öffnete und die herausgehaltene Leiter sichtbar wurde, als es schien, es wagt es dennoch einer, wirkte das so erschreckend als der Einschlag selbst. Und die Leiter hing und schaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt, die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geschnitten schien und wie eine Glocke mit ihm schaukelte in der entsetzlichen Höhe. Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen den Wagenden doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf; und doch, wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren

Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch war's nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über der Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst, als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrtür verschwunden war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst, als sie nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten, da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst, da erst erstickte der Jubel: „Zu, braver Junge!“ in dem Angstruf: „Er ist verloren!“ Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: „Nun danket alle Gott.“ Als der alte Mann an die Zeile kam: „Der uns behütet hat“, da erst stand alles vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er verlieren konnte, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang; und die Töne des Dankes schwellen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Der Kranke in seinem einsamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, sang von ferne mit; Andern sangen mit, die das Lied nicht verstanden und die Gefahr, die abgewendet war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer? Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann?“ Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufenen suchend; der Turm von Saint Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der

Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann, er sei doch nicht beschädigt? seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß der Nettenmair mehr getan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Verlauf der Dinge zu tun imstande sei. Bei solchen Gelegenheiten wie die Rettung heute sei der Mensch ein anderer; hintennach erstaune er selber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle sich alles. Ihn — den Zimmermeister — solle es nicht wundern, schließe Nettenmair nach der gehaltenen Anstrengung drei Tage und drei Nächte „in einem Ritt“ hintereinander fort. Die Leute schienen bereit, so lang auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach seinem Erwachen zu sehen. Unterdes hatte ein angesehenener Mann auf dem nahen Marktplatz eine Geldsammlung begonnen. Geld lohne freilich solch ein Tun nicht, als der Brave heut bewiesen; aber man könne ihm wenigstens zeigen, man wisse, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen widerklang, liefen sogar anerkannte Geizhalse hastig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß sie es eine Stunde später reuen würde. Wenige von den Wohlhabenderen schlossen sich aus; die Armeren steuerten alle bei. Der Sammler erstaunte selbst über den reichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gesetzt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die Ausfahrttüre geschlossen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehen. Der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Türmerstube hinunterbringen müssen. Dann hatte der Freund die Türe von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrorenen Kleider auszuziehen, und dann wie eine Mutter an seines Lieblings Bett gesessen. Apollonius konnte nicht schlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er sprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Wasser fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu sich nahm, wies den Grog dankend

zurück. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Apollonius versicherte, er finde sich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzustehen. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte sich vorhin unter der Decke ausgezogen, und so zog er sich wieder an. Der Bauherr lehrte sich ab von ihm und lachte durch das Fenster Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius' Schamhaftigkeit oder überhaupt aus Freude an seinem Liebling. Er hatte oft bereut, daß er Junggeselle geblieben war; jetzt freute es ihn fast. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen so braven, als ein Vater wünschen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehenen Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht; die verlegene Bescheidenheit dem begeisterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber stand ihm so schön an als sein mutig-entschlossenes Wesen in der Gefahr. Wer ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, lechäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner That. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eigenen Reiz, und die verlegene Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er gethan, gewann; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die That nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Wir überspringen im Geiste drei Jahrzehnte und lehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unserer Erzählung beschäftigten. Wir ließen ihn in der Laube seines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienste; sie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hause mit den grünen Fensterladen herein. Dort sitzt er jeden Sonntag

um diese Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst, dann sieht man ihn, das silberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche steigen. Kein Mensch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun sind es bald dreißig Jahre her, aber es gibt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können sie sagen, was der Mann mit dem silberbeknopften Stocke für die Stadt getan in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher gestiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützenhaus, erhebt sich aus freundlichem Gärtdchen ein stattlicher Bau. Es ist das neue Bürgerhospital. Jeder Fremde, der das Haus besucht, erfährt, daß der erste Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geschichte jener Nacht hören, die wackere Lat des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn gesammelt und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie sein Beispiel Frucht getragen und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geschenkt und vermacht, bis endlich nach Jahren ein Zuschuß aus der Stadtkasse Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

2 | War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Rest des Sonntags auf seinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer —, oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört oder vielmehr seinem Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, war der Gedanke seines Lebens geblieben. Was er schaffte, schaffte er für die Angehörigen seines Bruders; er sah sich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf seinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, so dachte er an das tote Annchen. Sein Gedächtnis war so gewissenhaft als er selbst. Dann rief er das Kind zu sich, streichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderbarlich zugegangen sein, fand sich in den Taschen des blauen Rockes nicht irgend etwas sorglich in reines Papier Gewickeltes, das er herausnehmen konnte, sich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte sich erst freuen, wenn er vor-

übergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Gestalt etwas so Ernstes und Feierliches, daß das Kind vor Respekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über saß Herr Nettenmair über seinen Büchern und Briefen oder beaufsichtigte im Schuppen das Ab- und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, Punkt sechs zu Abend auf seinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelstunde, dann strich er mit leiser Hand über das alte Sofa und bewegte sich drei andere Viertelstunden, war es Sommerzeit, im Gärtchen. Mit dem ersten Viertelschlage von ein und sieben Uhr klinkte er die Staketentüre wieder hinter sich zu. Am Sonntag ist's anders; da sitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und sieht nach dem Turmdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leser kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er abliest vom Turmdache von Sankt Georg. Auch wenn das bejahte, aber immer noch schöne Frauengesicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran zu dem Sitzenden herüberlauscht, das weiß der Leser nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die sich noch immer gern frei macht, war noch dunkelbraun und voll und hing auf eine faltenlose Stirn herab, die Wangen darunter schwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch, und die blauen Augen glänzten, als sie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet. Er küßte sie leise auf die Stirn und nannte sie mit dem Namen „Schwester“. Sie verstand, was er meinte. Schon damals sah sie zu dem Manne hinauf mit der Ergebung, ja Andacht, mit der sie jetzt sein Sinnen belauscht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchsichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm seinen Entschluß, nicht zu heiraten, mittheilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken oder nach Köln zurückzugehen. Apollonius' Herzen wurde es schwerer als seinem Verstande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müsse. Er wußte, nur seinem Entschlusse treu, blieb er der Mann, sein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht sagen.

Erfuhr dieser das wahre Verhältniß der beiden jungen Leute, so drang er nur noch stärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch sagen müssen, wie der Bruder den Tod gefunden. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müssen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder hatte durch Selbstmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden so nah verwandten Menschen verstanden sich nicht. Apollonius setzte die innerliche Natur seines eigenen Ehrgefühls bei dem Vater voraus, und der Alte sah in der Weigerung des Sohnes und dessen Beweis, er nur könne der schwierigen Lage des Hauses gerecht werden, nur den alten Trotz auf seine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen: der Vater war in seinen Augen nichts mehr als ein hilfloser, alter, blinder Mann. Und was diese Mißverständnisse verursachte und begünstigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den sie beide gemein hatten. Denselben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht, hatten die angesehensten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen. Ursache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine solche Seele galt, an dessen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trogenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geistige Überanstrengung an dem Tag vor dem Tode seines älteren Sohnes hatten seine letzte Kraft untergraben; nun brach sie vollends zusammen. Von Tag zu Tag wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine selbstquälerische Lust, in seiner diplomatischen Weise dem Sohne dessen Unkindlichkeit vorzuwerfen, indem er beständig sein grimmiges Bedauern aussprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrschsüchtigen Vater, der nichts mehr sei und nichts mehr könne, sich so viel gefallen lassen müsse. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes, der Alte glaubte nicht an die Aufrichtigkeit desselben. Dabei konnte er sich in seiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachsenden Ehre und des steigenden Wohlstandes seines

Hauses freuen, wenn er sich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius seither im Pachte gehabt. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend-unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er sich gegeben, so reich zu erfüllen, als er konnte; und in diesem war ja auch der Vater mit eingeschlossen. Das Gedeihen seines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitternacht hatte er dem alten Bauherrn seine ganze innere Geschichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu seinem Tod mit ganzer Seele an ihm hing, blieb sein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem sich Apollonius, ohne seiner Natur ungetreu werden zu müssen, enger anschließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte sich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erst für eine sehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden sieghaft aus, das geistig in dem Entschlusse jener Nacht seinen rettenden Abschluß gefunden. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab sich auf mannigfache Weise rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren seine Pflieger. Jene, welche Natur durch Liebe und Dankespflicht zur sorglichsten Pfliegerin des Kranken bestimmt hatte, rief Apollonius nicht an sein Bett, und sie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte sie ihr Lager auf der engen Emporiaube aufgeschlagen, um dem Kranken so nah zu sein als möglich. Wenn der Kranke schlief, winkte ihr der alte Bauherr hereinzutreten. Dann stand sie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettschirm. Unwillkürlich nahm ihr leiser Atem den Schritt des Seinen an. Sie stand stundenlang und sah durch einen Riß im Bettschirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anwesenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter sein Schlaf, wie lächelnder sein Gesicht dann war. Keine Flasche, aus der der Kranke einnehmen sollte, die er nicht, ohne es zu wissen,

aus ihrer Hand bekam; kein Pflaster, kein Oberschlag, den nicht sie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das sie nicht an ihrer Brust, an ihrem küssenden Munde erwärmt. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr sprach, sah sie, er war mehr um sie besorgt als um sich; wenn er freundlich tröstende Grüße an sie auftrug, zitterte sie hinter dem Bettschirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte sie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker schließenden Läden die kalten Flocken in ihr warmes Gesicht, berührte ihr eigener Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eisig Hals, Kinn und Busen, dann war sie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um sie litt. In diesen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdische in ihr; aus dem Schmerz der getäuschten süßen Wünsche, die ihn besitzen wollten, stieg sein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der sie ihn sonst gesehen.

Apollonius genas rasch. Und nun begann das eigene Zusammenleben der beiden Menschen. Sie sahen sich wenig. Er blieb auf seinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Essen wie sonst dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten sich die beiden, begrüßte er sie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete sie den Gruß. Hatten sie etwas zu besprechen, so machte es sich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin oder das Hausmädchen zugegen war. Kein Tag verging deshalb ohne stumme Zeichen achtender Aufmerksamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, so hatte er einen Strauß Blumen für sie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten sich stattliche Bewerber um sie. Er wies die Anträge, sie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr starb und wurde hinausgetragen. Der brave Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchsen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius' Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, stark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke

und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menschen blieb dasselbe.

Nun weiß der Leser die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken Sonntags zum Vormittagsgottesdienste rufen, in seiner Laube sitzend, vom Turmdach von Sankt Georg abliest. Heute sieht er mehr vorwärts in die Zukunft als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sankt Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fensterladen, sondern in das große Haus daneben. Das rosige ist für das gewachsene Geschäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe geht nach Köln. Der alte Better dort, dem Apollonius soviel dankt, ist lange tot, auch der Sohn des Betters ist gestorben. Dieser hat das große Geschäft seinem einzigen Kinde hinterlassen, der Braut des jüngsten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zusammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Der alte Herr hat schon lang das Geschäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe besteht darauf, der alte Herr soll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlassenschaft des alten Bauherrn, den er beerbt, für den Rest seines Lebens zurückbehalten; alles andere — und es ist nicht wenig, Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergibt er den Neffen, das Zurückbehaltene fällt nach seinem Tode an das neue Bürgerhospital. Er hat sein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über seinem Sarge wird ehrenblank sein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt sich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn diese alles gibt, eins wird sie behalten; das eine ist eine Blechkapsel mit einer dürrn Blume; sie liegt bei Bibel und Gesangbuch und ist ihrer Besitzerin so heilig als diese.

Die Glocken rufen noch immer. Die Rosen an den hochstämmigen Bäumchen duften, ein Grasmäddchen sitzt auf dem Busche unter dem

alten Birnbaum und singt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und selbst der starkstielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt seine dunkeln Blätter. Der alte Herr sieht sinnend nach dem Turmdach von Sanct Georg; das schöne Matronengesicht lauscht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen singt es, die Rosen duften es, das leise Regen durch das Gärtchen flüstert es, die schönen greisen Gesichter sagen es, auf dem Turmdach von Sanct Georg kannst du es lesen: Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verlege nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel:

Zwischen Himmel und Erde!

kein
des Ggts!
wird
mplicity!

is, right
just
before
proposed
being
even for
self.
being known
is in the common
image is called
well.

Novellenfragmente

Campana

1828

Erstes Tagewerk

Zwei Menschen kamen durch die blütenduftigen Hecken daher geschritten. Die Sonne schien die weichende Nacht durch Schönheit ersetzen zu wollen und zog Erd' und Himmel in das Spiel ihrer Rosenfäden. Aber die verstecktern Täler und die Waldesgründe festelte schon ihre melancholische bleiche Nebenbuhlerin Nacht. Und wie die Goldne neben ihrem Gelock das schwarzumwallte strenggeaugte Antlitz im Seespiegel sah, erblaßte sie vor dem bleichen Triumph und floh, sich verhüllend. Und schon atmete alles leiser. Die Bäume am Gestad' und die dunkeln des fernern Waldbergfessels und die Obstbäume an der Landstraße, die Wiesenblümchen und die Wellen der See schloßen ein und träumten von Sternen und ewigem Frühling. Aber der Waldstrom polterte fort und sang seine alten umständlichen Polymeter ohne Zäsur über die stille Ebne hin.

Die zwei Wandrer hielten an einem Scheideweg. Die Arme untergeschlagen, standen sie sich schweigend gegenüber. Endlich begann der Ältere mit ironisch gravitätscher Kopfwendung, und seine Nase spitzte sich etwas:

„Was? Sind wir zwei stehengebliebene Perpendikel? Und warum, Hochedelster? Weil das Geschick die Hand aufhebt, einige Duzend Meilen zwischen uns zu schleudern? So ist es aber mit den ungezogenen Kindern, Menschen genannt. Wenn der alte Hofmeister die Hand aufhebt, kugeln schon die Wangen. Können zwölf armselige Erdzoll die Unendlichkeit des Menschen dermaßen ins Wackshorn jagen? Und ist's nicht einerlei, von zwei Wänden oder von zwei Ländern getrennt sein? Trifft dich die Kugel nicht, mag sie spannen oder erdenweit von dir hinsausen.“

Der andere, ein junger großgebauter Mensch, betrachtete seinen Gefährten lächelnd. Drauf sagte er: „Du hast mir so viele Bekannte

in Friedheim aufgezählt, und darunter den alten Kantor, der sich so gut zu dir schicken muß. Warum, sag' mir nur, gehst du nicht mit hinein? Wenigstens könntest du mich selbst empfehlen, statt dieser toten Briefe."

"Tote Briefe," entgegnete der andere, "darin hast du recht. Alles, was einmal aufgeschrieben, ist tot. Die schönste Einkleidung ist ja nur der Sarkophag mit Lichtern und Leichenschmuck; oder ein aufgeschriebener Gedanke ist ein abgepflücktes Blumenblatt, das zwischen zwei Blättern breitgepreßt wird, fort dauert, aber nicht lebt; darum eine Sammlung lyrischer Gedichte ein herbarium vivum. Was aber meinen Entschluß betrifft, so wundre ich mich, daß du dich wunderst. Du kennst die gute diätetische Regel, wenn es am besten schmeckt, aufzuhören und weißt, wie ich sie immer und in allem befolge. Dann wirft das gute Geschick mir dieses Lilienblatt, den schönen Abend und die schöne Gegend und die schöne Stimmung in meine alten Locken; viel für diese, denn mehre Blumen oder ganze Kränze sind nur der Jugend beschieden. Dann gibt es noch dort hinter jener blauen Höhe ein melancholisches Herz, und eine Hand reicht herüber, der ich den Puls fühlen muß; denn jeder Freundeshanddruck ist ja nichts als ein Freundschaftspulsfühlen."

Sie waren einige Schritte weiter gegangen und erblickten, um einen Hügel biegend, das hochgelegene Schloß des Städtchens. Es war ein überaus lieblicher Anblick: die sonnwiderleuchtenden Fenster im grauen Gemäuer und durch das vielfarbige Grün. Und jetzt öffnete der enge harte Arbeitstag seine Türen und ließ alle frei. Da zog denn der bunte stille Feierabendjubiläum über die duftenden Wiesen zwischen den Schobern daher und sang und lachte; aber leise und sanft, denn ein schöner Sommerabend steckt jedem Gefühlssteg mildernde Sordinen auf. Beide Wanderer hielten an und schauten; aber nur der jüngere die Gegend; der ältere ihren Spiegel in des andern glänzenden Aug' und lächelndem Mund. Und er lächelte mit, und sein naßwerdendes Aug' glänzte und lächelte auch. Schwer wurd' es ihm, sich von dem Freund zu wenden; denn er wollte unbemerkt fortschleichen, um nicht den Himmel durch einen Abschied ihm aus der

Brust zu ziehen. Aber wie gewöhnlich ärgert' und schämt' er sich jetzt seiner Nüchternung, und so ging er nur bis zu einem Monumente, das aus Stein an der Landstraße errichtet war. Das bestieg er, und von oben herab deklamirte er mit vielem Pathos und komischem Ernst etwa folgendes:

„Hochgeehrtester Zuhörer!

Sintemalen der Geist mich zum Reden treibt, so wirst du, Geehrtester, in Ermanglung eines bessern mein Zuhörer sein. Doppelt eindringlich wird sie, denk' ich, werden, da der Redner nicht von der toten Kanzel spricht, sondern von einem Denkmal, das, wie alle, verkehrterweise an die Vergessenheit erinnert, gleichsam ein schlechter von der Schulter eines noch schlechtern. Hochgeehrtester ohne Titel! Sie stehen jetzt an einem Hauptgelenke Ihres Lebensinhaltes. Eine neue Heimat, überhaupt jedes Neue liegt vor uns, wie die Partitur einer Sinfonie (wenn wir nicht viel von der Musik verstehen). Was wir einmal hören und sehen, hören und sehn wir dreimal; die mystische Dreieinigkeit vollendend mit dem Ton des Vor- und Nachecho. Das Vorecho hat übrigens die sonderbare Manier, in Dir zu enden, kann gleich das Stück aus dem Moll nicht herauskommen. Das Nachecho, besonders das fernere, läßt das Dir des Vorecho oder der Hoffnung, wenn Sie erlauben, und das Moll oder gar die Verminderung des Stücks zu einer wunderbaren Tonart zerfließen, und gewöhnlich klingen die Nachechos aller alten Stücke ins neue mit hinein. Das Vorecho trägt einen Blumenkranz, das Stück oft eine Dornenkrone; das Nachecho flicht Dornen und Blumen zusammen, und der Beschauer, welches auch der Besizer selbst ist, sieht dann die ersten vor den letzten nicht mehr. So viel aber ist gewiß, daß ein Windstoß leichter Blumen als Dornen entführt. Auf diese Art sind wir alle gekrönt und alle entweder Blumen- oder Dornenkönige oder beides zugleich. „König“ bedeutet gewöhnlich einen, der eine Krone trägt oder von einer getragen wird; das zweite ist schimpflich; drum trag' die deinige.

Doch ohne Furcht hinein, Wertgeschättester, ins neue Leben! Ich setze nämlich voraus und hoffe, daß du nicht gern und nur mit Wider-

willen hineingehst, denn der Mensch versteht sich spottschlecht auf seinen wahren Nutzen und muß in sein Paradies getrieben werden, wie ich nur zu wohl weiß, ohne jedoch die Angstlichkeit eines alten dorfgeistlichen Freundes zu teilen, der, als Saugschwamm und Ableiter der Hypochondrie für sein ganzes Dörfchen, nur die Handlung eine tugendhafte nennt, die aus dem Schlachtfeld der Leidenschaften blüht, indem er sich selbst ein lebendiges Beispiel ist, wie ungern der Mensch das Gute tut.

Als älterer Freund fühl' ich mich bewogen, dir einige Lehren zu geben. Glaube aber nicht, amice, daß ich an Altersschwäche leide, die nichts an sich halten kann, und daher, wie es gebräuchlich, weil ich selbst nichts zu lernen vermag, lehren will. Denn du weißt ja wohl, daß ich für meinen Teil einen Stolz darein setze, jung zu werden, statt alt. Ubrigens könnt' ich gar sagen, daß ich in der That ohnehin noch jung an Jahren bin, abgesehen von meiner Junggesellschenschaft (überdies wahr, daß, wenn der Ehemann zum Jüngling zurückblüht, der Hagestolze gar zum Kind). Und solltest du es auch nur aus der Kürze meines Ausdrucks erraten oder aus meiner Liebe zum Kurzen; indem du weißt, daß ich nicht einmal ein langgeschwänztes Tier leiden kann und mir ein nichtenglisiertes Pferd ein teuflisches Greuel ist, wie nicht weniger eine Tragödie, die sich, obgleich die Personen sämtlich umgebracht sind, dennoch überlebt. Hierbei kann ich jedoch nicht umhin, der Natur in neuern Trauerspielen ein Kompliment zu machen, in denen der Held Wasser und Blut, nicht letzters allein, von sich gibt, so daß man doch weiß, daß er wirklich tot ist und wirklich gelebt hat, während das Gegenteil mich immer um die halbe Nührung bringt, weil ich mir einbilde, der Tod sei nur ein Scheintod gewesen.

Apropos aber, guter Sohn. Vor allem hüte dich vor antiken Tugenden; denn was gestern eine Tugend war, ist heut eine Schwachheit, morgen ein Laster.

Das Leben ist keine Reise. Dabei waltet dieselbe Täuschung ob, die dem von der Brücke Schauenden glauben macht, daß nicht die Flußwogen ihm, sondern er ihnen entgegenfahre. Drum kann er nicht

zögern und nicht ändern: der Strom schleift die Gestade ab; sein Bett wird breiter; in demselben Maß wird er leichter, die Uferberge höher. Wenden wir's auf die Zeit an, die in dem Verhältnis erhabener scheint, in dem die Menschen gerade klein sind. Die Menschheit kennt nur eine Komparation; sie ist die des ‚Klein‘ oder ‚niedlich‘. Wie die Folianten mählich zu Quartanten, endlich, durch die Zierlichkeit der Oktavbände gelangt, zu überzierlichen Duodezbandleinchen zusammenschmelzen, so hat sich auch der Mensch verniedlicht und verzierlicht. Keine alte Foliotugend paßt mehr in die kleinen Bände; kommt noch eine vor, wird sie zusammengelegt und verkrüppelt wie eine große Kupfertafel. Der Kolosß Geschick ist zum Püppchen Schicklichkeit geworden; die alte Riesenname Natur kennt er nur noch aus Biergroschenübersetzungen; viel ist's, wenn er sie selbst mit Verkleinerungsbrillen tagwerksweise beschaut. Wie er noch keinen Gott verehrte, war der Gott im Menschenherzen groß. Wie Gott anfang, der der Menschen zu sein, hörte er auf, Gott zu sein; der ungelannte ist ein Gott, der mißverständene ein Götz; Gottesdienst heißt demnach Götzendienst.

Die Menschheit, Hochgeehrtester, hat ihren Zenz überlebt, daher auch den Kulminationspunkt und Silberblick ihrer Poesie. Hier allein trifft der Satz nicht, daß die Menschheit nicht leisten könne, was ein Mensch kaum. Denn keiner der Dichterkorymben, nicht das ernste Kind Homer, nicht der Natur, nicht des Glücks verzogener Sohn, Shakspeare und Goethe, haben Gleiches geschaffen. Der Menschheit Gedicht ‚Gott‘, das erhabenste aller, das umgearbeitet auch zum schönsten ward unter dem Titel ‚Messias‘, beweist es. Fast gleich groß erscheint sie als Humorist, indem sie ihr eignes liches Gedicht auf tausend Art ironisierte; im Südtaumel durch die griechische, in Anfällen hypochondrischer Egoisterei durch die jüdische, im bisigen Fieber durch die indische, im kalten durch die skandinavische Mythologie.

Wodurch aber, Hochgeehrtester ohne Titel, wodurch nun ist der Mensch so klein und kleinlich geworden (Kleinlichkeit ist das Selbstbehagen des Kleinen)? Brennt das Stümpfchen Licht, das ihm angestekt, dennoch zu hell? Wodurch so reizbar, daß er von einem Di-

lämpchen den Sonnenstich bekommt? Und sind die Runzeln der Menschheit Wirkung des Lichtleins oder bloßhin die des Alters?

Freilich, wo nur ein Gott verehrt wird, muß es überheller und heißer Tag sein und die eine Sonne eine überhelle, während ein polytheistisches System ein Himmel voll Nebelsoennen, die Kraft theilt und drum schwächer ist. Der Gott wohnt im Herzen; warum ist das Herz nicht mit ihm gewachsen und die Brust?

Ich werde meine pränumerante Parentation auf die Menschheit unversehens ins literarische spielen; unvermerkt gewiß, weil du nicht auf mich hörst. Aus dem, was ich, wie ich glaube, vorhin gesagt habe, erklär' ich, daß das alte Hauptwerk, der Familienroman, 'Adam und Eva' (gemeinhin Geschichte genannt), nicht mehr gelesen wird. Kaum mehr noch, als daß der geplagte Lyzeist seinen Sprachzahn daran schärft und der Gelehrte mit ihr kokettiert. Ihre eigene Kleinlichkeit wollen die Menschen vorgestellt sehn: Hofräte, Lanten, tugendhafte Familien ohne oder mit Auswüchsen; hoch komm's, sind es Ritterharnische (denn hinter diesen steckt gewöhnlich nichts), Heldenanzüge, Professionen und dergleichen. Mehr kann ihre Natur nicht verdauen oder zum Eigentum verwandeln.

Wohin, Lieblichster, soll es noch kommen? Der heutige Mensch hat vom gestrigen nur die Bedürfnisse; diese mit den seinen vererbt er dem morgenden wieder. Aus dem Silberblick des schöpfungsgährenden Chaos wird ein Geschöpf, das nur — bedarf, eine Raupe, die Freude und Leid, Großes und Kleines, alles, was das Leben an Blumen und Nesseln sprießen läßt, dumpf und handwerksmäßig hineinfrißt, keinen Zweck mehr hat, nur noch ein Ziel; die Erde wird ein Spiritusglas werden für totgeborne Kinder und Menschenembryonen!

Doch sieh, die Sonne ist schon in den Nachtschacht hinabgefahren, um sich für Morgen neuen Glanz zu brechen. Es ist ein schöner Gedanke, mit der Sonne zu sterben; ein schönerer, wie sie wieder aufzustehn. Adio!"

Während der letzten Worte hatte ihn der bittersüßsaure Ausdruck seines Gesichts verlassen, und er hatte sogar den Arm erhoben, ob

gegen die geschiedene Sonne oder den scheidenden Freund, war ungewiß. Jetzt aber wandt' er sich, sprang vom Monument und entrannte. Und nicht lange, so war er im Gebölz verschwunden.

Der Zurückgebliebne sah ihm schweigend nach, dann verfolgte er den Weg zum Städtchen weiter.

Jetzt sah er auch die tiefer liegenden Gebäude. Müd' und greis' lehnten sie sich auf die bemooftste Mauer, an die der Bliz mehre Himmelsleitern gezeichnet hatte. Mitunter tauchte auch ein grüner Wipfel dazwischen herauf. Dem Schloß mit seinem freistehenden runden Turme gegenüber, aber bedeutend tiefer, lag die altertümliche Kirche. Lang stand er betrachtend. Vor ihm vorbei zog das junge Volk zur Stadt zurück oder wieder hinaus in die grüne Freiheit, und der Wechsel der Gestalten und plaudernden Stimmen wiegte ihn zurück in seine Kinderzeit, und alles kam ihm so romantisch vor wie damals. Und jetzt klang noch der Ton des Abendgeläutes in die Fäden der Erinnerung, Sehnsucht und Träumerei hinein, mit denen Polykarp sein Herz umspinnen, sich hindurchrankend wie mystisch-dunkle Blumen durch jenes Stidnez. Denn der Glockenton ist die Stimme der Heimat und spricht im fremden Ort uns am innigsten an. Im Reigen der Bilder verfiel unser Freund in sein nicht seltenes Delirium, in jenen Seelenabend, der Seelentag und Seelennacht oder Wachen und Traum verwebt. Aus den Schalllöchern des Kirchturms schien sich eine hohe eberne Jungfrau zu lehnen. Sie sang eberne Töne dahin über das stille Gefild. Sie bog sich weit heraus; der aufgehende Mond spielte ungehemmt und ohne Schatten durch die Gestalt.

„Campana,“ sagte der Wanderer leis', „wie bist du groß geworden! Aber die wunderbaren Züge sind es noch! Wie deut' ich deinen Gruß? Dich find' ich ja doch nirgends, denn du bist gestorben! Und du bist ein Borecho, von den Grenzfelsen des Landes hergeschwommen, wo kein Echo gehört wird, weil es herübergleiten und dem Dämmerungsvogel Mensch, dem der Ton selbst zu überherrlich wäre, Ahnung des Höhern und Ahnung sein selbst sein muß. Denn wenn der Ton selbst herüberflingt, reißen die zitternden Nervensaiten dem Götlichen, und der Mensch ist gestorben.“

Die Glocke schwieg. Polykarpus, dem eine schöne Erinnerung aus der Kinderzeit heller als je heraufgetagt war, beschleunigte seinen Schritt. Und bald umfingen ihn die alten Mauern und mit ihnen das seltsame Gefühl, das den Menschen bei solchem Wechsel der Umgebung zu erfassen pflegt. Es war schon alles still. In wenig Fenstern flimmte Licht; die eifrigen Einwohner schliefen meist schon den Samstagsschlaf mit der Sonne, um wie sie aus der allnächtlichen Puppenverwandlung als ein heiterer neuer Schmetterling hervorzubrechen. Der Mond, das milde Sonnenecho, klang über die roten und grünen Haus- und Baumwipfel herunter auf die gereinigten Straßen und in die rundscheibigen Fenster und lachte unsern Wanderer aus den Nischen der alten Kirche wie ein neckend-fröhliches Kind an.

Da stand er nun und sah und lauschte und dachte kaum daran, das Haus des Kantors zu erfragen, den ihm Rheinkönig empfohlen. Indem eilt' ihm ein schlankes Mädchen vorüber, das sich in der nett anliegenden Bürgerstracht sehr lieblich ausnahm. In dem weißen feingezeichneten Gesichtchen meint' er eine wunderbare Ähnlichkeit mit seinem Erinnerungsbild wahrzunehmen. Halb scheu, halb hastig fragt' er. Das Mädchen wandte sich und entgegnete mit einem Knir und röteren Wangen, das Aug' ein wenig gesenkt: „Der Kantor Hefekiel Silberstiefel ist mein Großvater; ich komme eben von ihm. Sie sind gewiß der Herr, für den ich heut' das Stübchen zurecht machte. Es wird Ihnen gefallen; es ist lustig und hell, und ein großer Birnbaum hängt seine schönsten Blüten hinein.“ Über ihre Zutraulichkeit verlegen, setzte sie kaum hörbar noch hinzu: „Wenn Sie mir folgen wollen, Herr Wildmann —“

Sie eilte voran und stand bereits in der niedern Thür eines teufelszwirnbartigen Hauses, eh' sich Polykarp besann, daß das Mädchen nicht ein gemalter Paradiesesengel zum Beschauen sei. Die dunkle niedrigstufige Treppe führte ihn der Klang der Stimme hinan — ihr Tritt war nicht zu vernehmen —, dann einen dunkeln Gang hindurch, bis sich eine kleine Thür auftat.

Im engen Stübchen saß ein freundlicher Greis, Noten schreibend, bei einer Lampe. Er sah auf und erst nur das Mädchen erblickend

nickte er freundlich und sagte: „Du hast was vergessen, Rätchen?“ Den Fremdling gewahrend dann, hob er das Sammetmüßchen und hieß ihn willkommen. Das Mädchen brachte ein einfaches Abendessen herbei und machte sich, während Polykarp, wie es nach poetischer Spannung und Reise gewöhnlich, brav zusprach, allerlei zu tun. Der Kantor aber schrieb fort, ohne wieder aufzusehn, jedoch nicht schweigend. Denn unaufhörlich brummend las er bald einige Zeilen des Textes, bewundert' er bald die Modulationen, wiewohl ironisch dabei lächelnd, bald trieb ihn die einfache große Natur zu überlauten Ausrufungen, die meist etwas vom Bibelstil hatten und alle etwas von der Manier eines alten Schulregierers.

Endlich schloß er mit einem gewaltigen Endstrich, und die Schreie berei beiseite schiebend, sagt' er zu unserm essenden Freunde: „Jetzt gehör' ich Ihnen und noch dazu ganz, was nicht der Fall sein würde, hätt' ich nicht mein Werk zu Ende gefördert. Wieviel besser würd' es um den Menschen stehn, wenn er alles ganz tun möchte. Ist eins halb, wird's das andre auch; und zuletzt ist alles halb und das Leben selbst.“

Polykarp gab ihm recht, und der Alte schritt munter fortplaudernd im Zimmer umher und verlor sich bei zunehmender Traulichkeit immer mehr in seine wunderliche Manier, zu examinieren und oft über Entgegnungen laut zu schelten, die ihm nicht richtig vorkamen. Unserm jungen Freund war es im Anfang fast unangenehm, denn des Kantors mächtige Stimme schlug wie ein Hagelwetter in den duftenden Traumgarten, und die lustigen winkenden Bilder zerflogen all vor seinem Eifer. Bern wär' er allein gewesen. Er versuchte es, wie man ja zuweilen tut, den alten Tyrannen mit dem Tribut allgemeiner Erwidrungen abzuspeisen, um im eignen Lande sicher vor ihm zu sein. Aber der Kantor geriet dadurch in immer größern Eifer. „Wenn mir irgend etwas ärgerlich ist, so sind es die verdammtten Redensarten, die so recht der grünen Decke eines seichten stehenden Wassers gleichen, die wie festes Land aussehen und nicht zu beschreiten sind. Wie, junger Herr!“ Halb böse hörte Polykarp zu träumen auf; aber wie er dem Kantor in die ehrlichen Züge und die gutmütigen Augen

sah, konnt' er nicht mehr zürnen, ja kaum mehr über seine wunderliche Weise innerlich lächeln.

Des Kantors Brauch war, jedem, der ihn interessierte, sein Glaubensbekenntnis in der Musik abzufragen. Das tat er nun mit Ernst, und es war schon vorgefallen, daß er sogar Leute, gegen die er eine Zuneigung geschöpft, stimmten ihre Grundsätze darin nicht mit den seinigen überein, augenblicklich verließ und nie wieder anredete. Mit großer Wichtigkeit ergriff er daher jetzt einen Stuhl und trug ihn so nah, als möglich war, an Polykarp. Dann setzt' er sich und faßte die rechte Schulter des Jünglings. Dann begann er mit dem freundlichsten Blick (er war dem Polykarp schon sehr geneigt und meint' ihn wahrscheinlich dadurch zu seiner Meinung zu stimmen): „Hochgeehrtester Herr Wildmann!“ Darauf wurden seine Züge ungemein ernst und fast feierlich. „Ich frage Sie: kann es dramatische Musik geben? Und ist die Musik mehr lyrisch oder episch?“

Gewiß wäre Polykarp sehr verwundert gewesen, sowohl über den Kantor als über das Feierliche der Frage; aber Rheinkönig hatt' ihn vorbereitet, und es lag im Gesicht des Alten der unverkennbare Wunsch, daß der Jüngling, der ihm schon wert geworden, die Schlingen, in denen er ihn gefangen, nicht selbst zerreißen möchte. Polykarp zögerte etwas mit der Antwort, teils vor wirklicher Rührung, teils um nachdenkend zu erscheinen. Fast ängstlich wiederholte der Kantor die Frage, und Rheinkönig hätte sein Gesicht mit einer Mausefalle verglichen, der es weh tut, das Mäuschen am Ende erschlagen zu müssen, das sie umschleicht.

Polykarp entgegnete jetzt und sah auch ungemein feierlich aus: „Dramatische Musik? Ich zweifle —.“ Dem Kantor war die Antwort nicht rund genug; er rückte ungeduldig mit dem Stuhl. Polykarp fuhr etwas schneller fort: „Nein!“ Des Alten Angesicht wurde ein Maimorgen, und die Sonne kam immer weiter herauf, wie der Jüngling fortfuhr: „Die Musik gleicht der Natur: wie diese ihre Mutter grünt und sproßt sie und dehnt Frühlingsgefilde und lächelt Morgen- und Abendröten; aber der Keim ist verborgen, der alles schafft. Sie zeigt kein Motiv —“

Weiter aber ließ ihn der Kantor nicht sprechen. Er sprang auf und war mutwillig wie ein Kind. „Legationssekretär, Flötenist, fahre hin mit deinem Irrtum! Du aber, Wildmann, sei mir willkommen, obgleich du weder Legationssekretär noch Flötenist bist.“ Dabei rannt' er im Zimmer umher. Endlich setzt' er sich wieder und sagte zum Bewundernden: „Laß dich's nicht irren, daß ich so lustig bin. Aber sieh,“ — seine Stimme wurde leiser und bewegt — „da war ein Mensch hier — Rheinkönig hatt' ihn empfohlen wie dich — und er bracht's bis zum Legationssekretär, dazu gehört hier nun freilich nicht viel, aber er blies die Flöte — wie ein Cherub. Er war oft bei mir — in demselben Zimmer wohnt' er, das du beziehen wirst — doch was red' ich lang — ich war ihm gut wie keinem vorher; da reitet mich der Teufel, daß ich ihn eramineire — und er fällt durch. Indes laß fahren! Hab ich ja dich!“

Jetzt sprang er auf, nahm den Hut von der Wand. „Morgen wollen wir weiter reden!“ So rief er noch durch die Thür dem Polzkarp zu und entwich. Unten hört' er ihn singen; er ging zum Fenster und sah ihm noch lang nach, wie er durch die Bäume lief und ein Birkenwaldhügelnchen hinanklimmte, in das er verschwand.

Zweites Tagewerk

Die Sonne war bedeutend eher munter als Polzkarp. Jetzt aber erwacht' auch er und schaute sich um; denn am Abend bei Licht nur hatt' er das Stübchen besehen. Inniglich freut' ihn der alte Birnbaum, der zwei morgenrote Blütenwangen durchs offne Fenster hereinstreckte. Aber lang konnt' er nicht hinschauen, denn die Lautropfen waren alle von Sonnenliebe entzündet und blendeten sein Aug'. Da kam über ihn selbst die freudige Sonnenliebe, und er sprang aus dem Bett und zu den Fenstern hin. Da sah er denn, daß sein Stübchen wie eine Halbinsel in dem grünen Meer von Sträuchern und Gras schwamm. Aus dem einen Fenster hatt' er die Aussicht auf einen

schönen Berggrund, aus dem Mühlen und einzelne rotgedeckte Häuser tauchten und ein blauer Fluß; aus den zwei andern auf eine breite Ebene, die ein Birkenwäldchen hinten bekränzte voll schöner Gruppen und Vogelkehlen; hindurch wieder der Fluß. Es war alles so ruhig und stillheiter. Er gab sich viel Mühe, den Weg zu suchen, auf dem er hereingekommen, um seinem Rheinkönig nachzuschauen, fand ihn aber nicht, so viele auch die grünen Wiesen durchschnitten und im Gehölz sich verloren. Dabei sagt' er zu sich: „Welche Abgötterei doch der Mensch treibt. Jeder Weg, jede Himmelsgegend ist uns heiliger, die ein Freund durchwandelte oder die einen birgt; wie ängstlich suchen wir sie mit dem Aug': da wandelt er wohl oder da; und an Gott denken wir so selten, zu dem jeder Weg führt, die gelben im Grün und die weißen im Blau, die Milchstraßen und unser längster, das Leben.“

Jetzt bedacht' er erst, daß ihn jemand besuchen könne, und er fuhr eilig in die Kleider, wie er in die Sonntagsfreudigkeit gefahren war. Darüber fiel ihm auch erst der alte Kantor wieder ein und sein schönes Enkelchen und was er eigentlich hier wolle und der Reichsgraf und alles mögliche. Da rief ein Stimmchen vor der Türe: „Herr Wildmann, wenn es Ihnen gefällig wäre, mit dem Großvater zu frühstücken und ein Morgenpfeifchen mit ihm zu rauchen. Er ist im Garten.“ Die Ähnlichkeit der Stimme mit der, die er wie ein Heiligtum in der Erinnerung trug, durchbebt' ihn fast; er hätte gern mehr gehört; es war aber stille. Und als ein Ausbund von Galanterie wollt' er antworten; aber durch verschlossene Türen kam es ihm wunderbarlich vor; die Türe zu öffnen hatt' er jetzt das Herz nicht, und so stammelte er denn von Ehre und dergleichen und schämte sich zuletzt. Gern wär' er gleich in den Garten geflogen, aber er wollt' ihr nicht begegnen nach der einfältigen Entgegnung (wie es ihm mit Recht schien). So lauschte er denn lang am Schlüsselloch; aber er vernahm ihr Weggehen so wenig, als er ihr Kommen bemerkte. Darüber kam ihm der noch einfältigere Gedanke, sie möchte in Strümpfen oder sonst im Negligé sein, worin er sie nicht überraschen wollte. Und nun fiel ihm noch ein, wie der alte Kantor im Garten seiner

hatte, und er fing an zu schwitzen und hätte wohl kaum das Herz gefaßt, wenn nicht die Thür jetzt von außen geöffnet worden wäre, wobei er eine derbe Zurechtweisung seiner lauschenden Nase (gleichsam Fühlhorns) zu erleiden hatte.

Es war der alte Kantor selbst, der in Fülzsocken hereingeschritten kam, den vielfach beschämten Polykarp beim Arm ergriff und entführte.

Unten sagte der Alte: „Ist das eine Aufführung von Euch, junges Blut, mich warten zu lassen? Und seht, wie schön es hier ist. Beiläufig gesagt, heut' abend gehn wir zu seiner Erlaucht, um Euer Anstellungsgesuch anzubringen. Ihr versteht doch Musik und habt auch wohl ein Instrument kultiviert oder auch von einem kultivieren lassen? Flöte wohl? Die fehlt gerade.“

Polykarp gestand, daß er's auf keinem Instrument zur Fertigkeit gebracht habe als auf der Musik selbst; das heißt, daß er Musik hören könne, was, wie der Kantor bemerkte, schwer ist, und notdürftig setzen. Das war denn für den Alten ein Signal zu examinieren. Polykarp bestand so ziemlich; das meiste aber nannt' er Wortklauberei, die den Geist töte. Halb ärgerlich entgegnete der Kantor (worüber ist ungewiß): „Das wissen wir wohl, aber euch jungen Leuten sagt man's nicht. Denn die Jugend wirft mit den Teilen nur zu gern das Ganze weg.“

Drauf schwieg er lang und blies vielgestaltete Rauchwolken in die Luft. Aber zum ersten Male seit Tagen kam über Polykarpus wieder ein bittres Gefühl, aber er lächelte, um dem Alten nicht seinen schönen Sonntagmorgen zu verderben. Denn er meinte, ein Gesicht wär' gewissermaßen ein Spiegel, der die fremden düstern Züge unwillkürlich nachbilden müsse. Der Blick auf ferne Berge hatt' ihn sonst oft erhoben und von sich selbst befreit. Er schaute daher rings den blauen Himmelsäulen nach; er stellte sich unter einen reichblühenden Baum und schaute auf zum Himmel und ließ sich die tauschwerten Blütenblätter ins Gesicht fallen. Aber es war umsonst.

Er gedachte der frühgestorbenen Eltern, besonders der sanften Mutter, und was beide ertragen mußten, denn seit der ersten Kind-

heit hatt' er alles mitgeföhlt und mitzutragen gesucht. Da waren denn die kleinen Schultern müde geworden. Voll warmer Liebe gegen jeden fand er nur die der Eltern, und als diese gestorben, keine mehr. Da verschloß er denn den Reichtum in sich. Die Farben verblichen; nur die der heiligen Poesie blieben, ja, sie erhob jener Schatten noch. Und so lang sie waltete, war er wieder das treue frohe Kind. Aber ihm fehlte das feste Vertrauen zu sich und andern, das Palladium der heitern Lebensansicht, und wie jedem war auch ihm die Kindheit zum Grundton des Lebensgemäldes geworden. Er wollte keinem Menschen wehetun; nur sollten sie ihn lassen. Die finstersten und wahrhaft gräßlichen Stunden waren, wenn er an seinem Berufe zum Dichter zweifelte. Da beherrschte ihn gewöhnlich ein bitterer Humor, der oft noch in bessere Stimmungen nachklang.

Er rief sich seine Freunde Rheinkönig und Wundernacht an das Herz, aber es war kalt und wie gestorben. Es verstand die Namen wohl, aber nicht sich aufzutun.

Indem kam das schlanke Rätchen unter den Blütenbäumen mit dem Kaffee daher. Sorglich stellte sie ihn auf eine Bank. Dann breitete sie ein reines Tuch auf den Tisch, der einem Apfelbaum zum Piedestal diente, und setzte den rauchenden herüber und lud ein mit zierlichem Knix. Der alte Kantor lächelte, wie gewöhnlich, wenn er seinen Frühling — so nannt' er sie — sah. Und auch unserm jungen Freund war sie jetzt ein Frühling, der die meisten Seelenströme freigab und belebte. Und immer heiterer wurd' er und schaute mit dem alten Kinderblick der Beschäftigten zu und freute sich der Morgenröthe auf dem schönen Antlitz, ohne zu wissen, daß er sie schuf.

Aus einem alten Schulmeisterleben

1845—1846

Wir waren nun Raundorf näher als Meißen, als uns einige Landleute einholten, ein Bursche und ein Mädchen. Das Mädchen war die häßlichste nicht und trug allerlei, welches sie eingekauft haben mochten, in einem Tragetörblein, das ihr an den Schultern hing. Der Bursche hatte ein freundlich und offnes Gesicht. Erwiderte deshalb ihren Gruß noch einmal so gern.

Das Mädchen wurde ein wenig rot, was, wie ich merkte, so oft sie mit uns sprechen wollte, geschah und ihr gar nicht schlecht anstand. Dann sagte sie: „Die Männer gehn gewiß nach Raundorf?“ Was ich im Namen aller bejahte. „Zu des Beusts seiner Tochter Hochzeit?“ Da ich wiederum bejahend antwortete, sagte der Bursche, der des Mädchens Schatz sein mochte: „Da gehen wir zusammen. Wir gehören nämlich auch zu der Hochzeit. Meine Maredore hier ist Zuchtjungfer, und ich bin der Brautführer. Soll das ein seiden Leben werden! Zuchbe!“

Das Mädchen setzte nach ihrer freundlich-gesprächigen Weise hinzu, nachdem sie wieder einmal ein wenig rot worden: „Wenn nur alles mit der Hochzeit gut abläuft; Gott behüt' es. Es ist gar mancherlei Nachdenkliches passiert. Man glaubt nun nicht an solche Geschichten; es ist dummes Zeug, aber es trifft gewöhnlich doch zu. Wie der Hochzeitbitter zum ersten Male umritt und zu Barthels kam, hatte sein Pferd das rotheidne Band vom Schwanz verloren. Nun stieg er ab, ging hinein in die Stube und sagte: ‚Soll 'nen Gräßlich sagen vom Gutthelf Beust und möchte doch, wenn ihr Lust hättet, heut' über vierzehn Tage zu der Hochzeit von seiner Tochter Rosemarie rüber nach Raundorf auf seinen Hof kommen.‘ Wie sie ihn nun haben sich setzen lassen und hinausgegangen sind, um Wein zu holen, und was sie gerade sonst noch Gutes haben im Hause, da kommt das kleine Enkelkind vom alten Barthel mit Blumen und grünem Zeug zu der

Lüre herein. Das ist euch nun ein wahres Wachsplüppchen von einem Kind und ist erst fünf Jahre und kann schon Lieder singen und so vernünftig reden wie 'n Altes. Borige Weihnachten gab es Spaß mit dem Kind. Den Tag, nachdem das Christkind beim Großvater beschenkt hatte, kamen seine Eltern von Nimitz; ihr wißt wohl, sein Vater ist da Pächter auf dem Rittergut; es ist der, der immer die schönen Schweine auf den Meißner Markt hineinschafft. Und die besicherten denn auch und sagten, das hätte das Christkind besichert. Aber die kleine Annedore sagte: „Gestern hat mir das Christkind besichert, das und das, die Puppe dort, die Apfel, und was es noch mehr war; das aber, was heute kommt, das hat mir Vater und Mutter besichert und nicht der heilige Christ.“ Und die Alten mochten sagen, was sie wollten, sie blieb dabei, jenes hätte der heilige Christ besichert; das aber hätten Vater und Mutter besichert. Aber was wollt' ich doch nur?“

„Von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore“, sagte der Bursche. „Ei, Mare-dore, war das mal wieder geschnackt. Was geht denn die Leute da Annedores Christkind an?“

Mare-dore wurde noch etwas röter als sonst und spielte halb schmolend mit ihrem Schürzenband, wie sie replizierte: „Aber du hätt'st mir's auch sagen können.“

Der Bursche sagte: „Das hatt' ich mir auch schon vorgenommen. Ich dachte, wenn sie von dem Huchztbitter und der kleinen Annedore so etwa bis auf den türkischen Kaiser kommt, hernach wird's Zeit. Du warst aber noch lange nicht beim türkischen Kaiser. Hätt' immer noch 'n Stündchen Zeit gehabt. Ja, Plaudern, das ist euer Vergnügen, ihr Mädels. Na, nu erzähle deinen Kram nur weiter. Die kleine Annedore kommt nun mit Blumen und grünem Zeug in Barthels Stube, und Lipp-Christjahn's, der Huchztbitter, sitzt schon drin und denkt über den Wein und Braten nach, ob's Schweinebraten oder Kinderbraten fein wird und roter Wein oder blanker, den er kriegen soll.“

Mare-dore aber schnitt ihm mit ihren Augen nicht das angenehmste Freundlichkeitsgericht vor, wiewohl es nur ein kurzer Blick

war, den sie auf ihn werfen wollte; dann erzählte sie uns weiter: „Kommt also die kleine Annedore herein, macht sich, wie's die Kinder machen, bald hier, bald dort was zu tun und hat ihre rechte Freude an Lipp-Christjahns seinem dreieckigen Hut und an den rotseidnen Bändern daran.

Lipp-Christjahns, wie er sie gewahr wird, setzt er sie auf sein Knie, und wie er aufgeweckt ist, schaukelt er sie und will ein Küßchen haben.

Darüber nun kommt der Barthel-Christlieb wieder mit einer Flasche herein. Christjahns sieht nach der Flasche, um zu sehen, ob er's vorher erraten hat, was für Wein kommen würde. Nun hatt' er blanken gedacht. Das in der Flasche aber sah braun aus. Der Barthel schenkt ihm nun ein hübsches Glas voll ein und setzt die Flasche auf einen Eschrank. Da denkt der Christjahns: „So wird's wohl Schiller sein.“

Da kommt auf einmal des Barthels seine uralte Mutter am Krückenstock aus dem Alkoven herein. Die ist nun fast taub. Die sieht den Christjahns und hinkt auf ihn los, und wie sie bei seinem Stuhle steht, legt sie ihm ihre eiskalte Hand auf den Kopf und bückt sich auf ihn nieder wie ein Geipensst und fragt da mit einer grauslichen Stimme: „Wann wird sie denn begraben?“

Da erschrickt der Christjahns, daß er am ganzen Leibe eine Gänsehaut kriegt, und schreit der Alten in die Ohren: „Wer denn, Mutter?“

„I, wer denn?“ sagt die Alte mit ihrem eignen Lachen. „Seid doch ein Grabeibitter, Christjahns.“

„Was?“ schreit der Christjahns und ruckt mit seinem Stuhle einen ganzen Schritt von ihr weg. „Ein Grabeibitter? Hab' das rote Band am Hut, und geh' nur an das Fenster und betrachte mein Pferd, was draußen angebunden ist. Wer wird den lustigen Christjahns zum Grabeibitter nehmen? Ein Huchzibitter ist der Christjahns, ein geborner Huchzibitter, und wird den Kreuzsprung mit Euch tanzen, Mutter, juchhe! wenn Ihr in vierzehn Tagen mit zu Deust-Guthel's Hofe geht.“

Aber die Alte schüttelte den Kopf und lachte und sagte: „Weiß

besser; weiß besser. Christjahns ist kein Huchztbitter. Christjahns ist ein Grabebitter. Soll die Rosemarie begraben werden.' Und begann nun leise vor sich hinzubeten und Sterbelieder zu singen und schlürft dabei an ihrem Stocke wieder hinaus in ihren Alkoven.

Christjahns aber grauselt's, daß er nach dem Glase greift. Und wie er's an den Mund bringt, schmeckt er, daß es bittre Pomeranzen ist. Da wird's ihm noch ängster. Und er steht auf und sagt, er müßte heut noch weit herum und könnte sich nirgends lang aufhalten.

Nun sagt der Vater Barthel, wie's gebräuchlich ist: 'Na, mer wollen's uns eberlaihn. Er soll aber doch essen und trinken.' Aber Christjahns hat's wie Kohlen unter den Schuhen; er sagt, wie's gebräuchlich ist: 'Na, Vater und Mutter Barthel, da eberlaiht's euch racht. Ich kumm ufn Sunntich weär un frahe weär nach.' Und geht hinaus und setzt sich auf sein Pferd, und es wird ihm nicht eher 'n bißchen anders, bis er aus dem Dorf hinaus ist."

Nun waren meine Kollegen so gut wie das Mädchen, da sie diese abgeschmackten Dinge vorbrachte, so weit, daß, da nun der Herr Prinzipal mit seiner Baßgeige so nah an einem Baume vorbeiging, daß ein herabhängender Zweig das tiefe G pizzicato anschlagen wollte, allesamt zusammenschrakten und der Herr Prinzipal ein lautes Geschrei ausstieß.

Der Bursche aber, der den Brautführer machen sollte, war noch der vernünftigste darunter; er sagte zu mir, da er mich für den Prinzipal hielt, darüber falle ihm ein, daß er mir hätte sagen wollen, ich sollte doch mehr Dreher aufspielen bei der Hochzeit als andre Länze; er tanze den Dreher für sein Leben gern, und es sollte unser Schaden nicht sein. Worin ihm seine Maredore bittend beistand.

Ich sagte nun, wie ich der Prinzipal nicht sei, sondern der da, indem ich mit dem Finger auf den Meister Cyriak zeigte, der unter seiner Baßgeige uns mühsam nachschlich.

„Was?“ sagte der Bursche und sah mich darauf an, ob ich ihn auch nicht zum besten haben wollte. „Das alte Männel da, das kleine, das sich beinah totschießt? Macht mir keine Wippchen vor! Wird der Prinzipal selber die Baßgeige tragen!“

„Krach in die Bude!“ brüllte unser Hannoveraner. „Das ist seine Strafe, weil er nicht gefolgt hat, junger Mann. Muß kurz gehalten werden, das Prinzipälchen, damit er nicht über den Strang haut. Hurra!“

Der Bursche wurde nur immer zweifelhafter und verwundeter. „So muß Er doch der Prinzipal sein,“ sagte er zu dem Hannoveraner. „Aber das schwache alte Männel dauert mich. Ich will ihm die Waßgeige tragen bis Raundorf.“

„Gut,“ sagte der Hannoveraner, „weil Ihr mir gefällt, junger Mann, und Tournüre zu haben scheint und uns ein guter Freund sein möchte im Hochzeitshaus, wenn's vielleicht zum Hauen käme, und weil Euer Schatz da so schön zu erzählen weiß, soll um euer beider willen dem Prinzipälchen seine weitere Strafe geschenkt sein. Und der dritte Tanz allemal soll ein Dreher sein. Krach in die Bude, Jungens! die Bursche sollen ihre Mädel schwingen, daß ihre Röcke dem Mond seine verschlafnen Augen auswischen sollen. Hurra!“

Aber der Bursche wurde nun ganz erstaunt, als Meister Cyrial, sowie ihm die Last abgenommen war, sich nach Kräften streckte und sagte, allerdings sei er der Kapellmeister und an ihn müsse er sich wenden; und würde er soviel Dreher aufspielen, daß der Brautführer zufrieden sein sollte. Und er, der Meister Cyrial selbst, trüge die Waßgeige teils, damit sie besser geschont würde, teils als Auszeichnung, wie beim Militär der Tambourmajor seinen großen Stock trüge. Und habe er auch, wie er jünger gewesen, eine solche Kraft besessen, daß er mit der Waßgeige vor seinen Leuten her eben solche Dinge getrieben wie jene Regimentstambours mit dem Stocke. Außerdem aber regiere er seine Kapelle nach dem amerikanischen Fuß, wo ein Präsident wäre, der über alle zu befehlen hätte, die Bürger aber tun könnten, was sie wollten. Und was des mehr war.

Da mir nun, der ich zunächst vor den beiden herging und das Gespräch gerade noch hören konnte, die Sache zu langweilig wurde, gab ich mich daran, die Maredore, wie das Mädchen hieß, über ihre abergläubischen Fragen eines Bessern zu belehren. Wobei ich nun so schlagende Dinge vorbrachte, daß ich mir selbst vorkam, als sei ich

nun erst recht davon überzeugt, daß sowohl das Mädchen als auch meine Kollegen ganz mit mir übereinstimmten, daß ein nur halbwegs vernünftiger Mensch über solche Dinge nicht anders als nur lachen könnte.

Da ich nun mit meiner Materie fertig war, wurde die Mare-dore wieder ein ganz klein wenig rot und sagte: „Er hat schon recht; das ist lauter dummes Zeug, und ein vernünftiger Mensch kann nicht daran glauben. Nun reitet aber der Christjahn vollends bei den Gästen herum, und wie er nun endlich wieder an Beufsts Hofe ankommt und just unter dem großen Nußbaum vorm Hofe hinreitet, da sieht die Rosemarie aus dem Stubenfenster. Nun hatte sie eben ganz betrübt an den Linken-Friede gedacht, und wie sie nun hinunter sieht und den Christjahn daher kommen sieht, da fällt ihr's wieder von neuem auf das Herz, daß sie nun bald Hochzeit machen soll. Der Christjahn aber bindet unten sein Pferd ans Staket, und wie er die Rosemarie sieht, schwenkt er seinen Hut und macht einen prächtigen Kreuzsprung. Den kann in der ganzen Gegend niemand so gut als der Christjahn und der alte Roßmann; der ist nun freilich, so alt er ist, immer noch der Primör (sollte, schätz' ich, heißen: der Premier). Unter den Weibsen, sagen sie immer, soll ich den Kreuzsprung am besten tanzen. Aber ich bin bescheiden und sage allemal: Gott bewahre! Unter den Weibsen ist die Suffe oder die Rosemarie der Primör, oder welche gerade in der Nähe ist. Obgleich die andern Mädels den Kreuzsprung herzlich schlecht tanzen. Aber wo war ich doch nur?“

Der Bursche, ihr Schatz, mußte auch nebenbei auf unser Gespräch gehört haben, denn er lief mit seiner Daßgeige einige Schritte schneller, daß er näher an uns heran kam, und sagte: „Noch lange nicht beim türkischen Kaiser, Mare-dorchen. Sonst hätt' ich mich drein gemengt. Vor der Hand nur beim Christjahn, der einen Kreuzsprung macht, und der Rosemarie, die aus dem Fenster sieht und an den Linken-Friede denkt.“

„Ja,“ fuhr nun die Mare-dore fort, „der Christjahn macht einen prächtigen Kreuzsprung und schwenkt seinen Hut. Die Rosemarie

aber tut einen Schrei, daß das ganze Volk aus der Scheune und den Ställen zusammenläuft. Und wie die den Christjahnns sehen, schreien die Weibsen alle auf wie die Rosemarie. Hat der Christjahnns anstatt der rotseidnen Bänder nichts als Rosmarin am Hut. Nun weiß jeder, daß das nichts Gutes zu bedeuten hat."

„Bedeutet ein Begräbniß statt einer Hochzeit," sagte der Klarinettist.

Der Hornist meinte, der Prinzipal solle nach Hause schicken nach den Leichenarien und Sterbechorälen, die wir bei großen Leichen aufzuspielen pflegten, damit wir sie gleich bei uns hätten.

Dergleichen brachten nun auch die andern vor.

Es war nun so klar als was, daß das kleine Kind bei Barthels die rotseidnen Bänder herabgenommen von des Hochzeitbitters Hut und ganz zufällig, da sie denselben mit Grünem puzen wollte, den Rosmarin in die Hand bekommen. Ebenso, daß die Alte, die des Hochzeitbitters Gewerbe nicht vernommen, da sie des Hochzeitbitters Hut nun mit Rosmarin geschmückt gesehen, ohne zu wissen, daß dies die Kleine getan, ihn für einen Grabebitter halten müssen. Hätte das Kind just Schafgarbe in den Händen gehabt, so würde es den Hut mit Schafgarbe gepuzt haben, und es würde keinem Menschen eingefallen sein, etwas anders daraus zu nehmen, als daß kleine Kinder gern spielen.

Worauf die guten Leute abermals auf meine und der Vernunft Seite fielen.

Die Maredore sagte, mehrere der geladnen Bursche hätten, wie nach gewöhnlichem Brauch der Hochzeitbitter sie gefragt, was sie für Jungfern geladen haben wollten, gar nicht wählen wollen, weil aus der Hochzeit doch nichts werden würde, was dem Christjahnns viel Schererei gemacht hätte, bis er die Paare, die das Brautvolk geleiten sollten, richtig zusammen gebracht. Welzer-Christluph aber hätte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, wie daß der Bräutigam eine weiße Leber habe —

„Eine weiße Leber?" fielen wir Zuhörer einstimmig ein; ich, weil mir das dummes Zeug zu sein deuchte, die andern aber mit wahrhaftem Entsetzen.

Fragte sie nun, was denn das Schreckliches sei, wenn einer eine weiße Leber habe? wenn das ganz und gar möglich sei?

Wurde mir darauf repliziert: das wüßten sie nicht, aber es müßte doch sehr Entsetzliches sein, weil der Melzer-Christuph es zu dem Christjahns gesagt hätte und die Maremore ganz bleich geworden wäre, wie sie es erzählt gehabt. Wiewohl ich schätze, die Maremore sei bleich geworden, weil sie jene erschrocken gesehen; da nichts so sehr ansteckt denn Gähnen und Gespensterfurcht, so daß immer ein Narr den andern fürchten macht. Sah nun auch mit eignen Augen, wie Leuten dieser Art, die jederzeit dem letzten Eindrucke recht geben, Vernunft zu predigen die Perle vor die Säue werfen heißt, und schwieg als ein Vernünftiger zu diesen Pöffen forthin still.

Die Maremore war nun, wie es schien, wieder in ihrem Lieblingskapitel und erzählte nun (und glaube ich, sollte es ein Beweis sein für das mit der weißen Leber): wie den Bräutigam bis jetzt ein eignes Schicksal verfolgt habe, da er nun bei noch so jungen Jahren schon zum drittenmal Bräutigam sei. Das eine Mal habe er eine alte Frau geheiratet, von der er sein bedeutendes Vermögen habe; die sei am neunten Tage nach der Hochzeit gestorben. Die zweite Braut, die Sterzings-Hanneruse, sei jung und kräftig gewesen, habe sich aber, weil sie ihn gezwungen heiraten sollte, gerade neun Tage vor der Hochzeit gehängt. Er habe sich daher selbst gefürchtet, wieder zu heiraten, und es habe großer Zureden von seiten seiner Verwandten gekostet, bis er zu Beust-Gutthelfen gegangen wäre und um die Rosemarie angehalten hätte.

Nun wollte ein gänzlichcs Stillschweigen entstehen, welches ich für mein Theil nicht unterbrechen mochte, erstlich, weil es mir in meiner betrübten Lage ohnedies nicht um das Plaudern war, und zweitens, weil das Gespräch immer wieder auf Maremorens alberne abergläubige Fragen hinauslief. Die andern schwiegen auch eine Weile, und schätz' ich, daß sie, da wir nun schon Naundorf vor uns hatten, innerlich im voraus schon mit ganz andern und wirklichern Dingen zu tun hatten.

Der Hornist, der ein sehr praktischer Mann war, mochte nun wirk-

lich in Angsten sein, die Hochzeit könnte in eine Leiche umschlagen. Fragte daher die Maredore, ob die Rosemarie den Bräutigam gern nähme?

„Ach das gute Herz,“ sagte Maredore überaus mitleidig. „Die nähm' lieber einen Frosch oder eine Spinne als den Gepsfert-Handsgärge. Das ist auch ein Block von einem Mannsen. Na, ihr sollt ihn nur mal Dreher tanzen sehn! Oder gar den Kreuzsprung. Nein, der kann keine Art an sich machen. Ich möchte sein Schneider schon lange nicht sein. Er trägt sich nun so fein wie kein anderer Bursche sonst, aber es sitzt ihm nichts. Er sieht immer aus, als wären seine Sachen einem andern auf den Leib gemacht. Und Lebensart nun vollends, die hat er gar nicht. Er kann auch keinen Menschen frei und freundlich ansehen. Man sieht's ihm gleich an, daß er einem lieber einen Knuff gäbe als ein freundlich Gesicht. Er kann kein Kind sehn, ohne ihm Gesichter zu schneiden, daß es sich fürchtet und weint, keinen Hund, ohne ihm einen Tritt zu versetzen oder ihm einen Stein nachzuwerfen. Läßt sich einer was von ihm gefallen, da ist er obenauf und grob und bössartig. Geht ihm aber einer zu Leibe, dann ist er ganz still und macht sich aus dem Staube, sobald er kann. Da ist nun freilich der Linkenfriede ein ganz anderer — wenn er noch lebt, das gute Herze. Wer weiß, wo er nun ist und um seine Rosemarie sich kränkt, in Holland oder in Schweden, wo die Mohnen sein.“

Das hieß nun aber doch einen zu großen Vord schiefen in Geographie, als daß ich mich nicht alsbald daran hätte geben sollen, ihr wegen der Mohnen in Schweden einen richtigern Begriff beizubringen. Wobei ich mich der Waffgeige, die der Bursche auf dem Rücken trug, als eines Erdglobus bediente, um die Sache ihr anschaulicher zu machen. Womit ich es aber bei meinen Kollegen nicht etwa zum besten traf, die da ganz unverhohlen heraus sagten, wie daß ihnen die Sache mit dem Linkenfriede und der Rosemarie viel unterhalten der deuchte als Schweden und die Mohnen auf der Waffgeige, und am Ende wär' es, wenn die Mohnen in Schweden wohnten, auch kein größter Unglück, als wenn Gepsfert-Handsgärge eine weiße Leber

hätte. Schwieg also stille und vergab ihnen in meinen Gedanken ihre große Albernheit.

Die Marebore aber fuhr nun in ihrer läppischen Geschichte weiter fort, den Linken-Friede herauszustreichen, wie er der Liebling aller Bauern gewesen, die ihn gekannt hätten, und die Kinder, wenn er die Straße daher gekommen, ihr liebstes Spiel hinter sich gelassen und an ihm in die Höhe gesprungen wären, so daß er mitunter Arme und Rücken voll gehabt, und was nicht besser hätte ankommen können, sich an seine Ellenbogen und Beine gehängt hätte. Und wie nun das Tanzen der Weibsen A und D ist, und wer sie recht herumzuschwingen weiß, bei ihnen Hans in allen Gassen ist, und sie nur zu oft nach den Füßen laufen und Kopf und Herz unbesehen mit in den Kauf nehmen, so war es nicht die kleinste von des Linken-Friede Tugenden, daß er im Kreuzsprung nichts zu wünschen übrig ließ. Und wunderte mich nur, daß der Bursche, ihr Schatz, fast noch ein größer Aufhebens von dem Linken-Friede machte als die Marebore selbst.

Ich dachte nun schon, ob nicht bald wieder eine abergläubische Frage vorkommen möchte; und schätz' ich, daß ich außerdem nicht halb so aufmerksam auf die ganze Erzählung gewesen sein dürfte, zumal da ich an meiner eignen traurigen Geschichte Umstände genug hätte haben mögen. Lehrte mich also meine eigne Erfahrung wiederum etwas Neues, daß auf andrer Schwächen lauern dem Menschen ein so unterhaltend Ding ist, daß er seine eignen und wohl gar ein Unglück zeitweilig darüber vergessen kann.

Nun fuhr die Marebore fort, indem sie sagte, wie der Linken-Friede und Beust-Rosemarie schon beizeiten ein groß Gefallen aneinander gefunden. Wie der Linken-Friede, wenn er zu einer Hochzeit geladen gewesen wäre, sich die Rosemarie dazu habe laden lassen, da es gebräuchlich, daß die Bursche, die bei einer Hochzeit wären, dem Huchz-bitter die Mädels sagten, die er dazu laden sollte. Endlich hätten sie auch an das Heiraten gedacht. Da sei ihnen aber das Herz vor die Füße gefallen. Denn der Beust habe den Friede ausgelacht und verhöhnt und zu dem alten Rosmann, der Friedens Freiersmann ge-

wesen wäre, gesagt, er, der Friede, hebe seine Augen zu weit in die Höhe; er sollte sich in acht nehmen, daß er nicht zum Fallen käme. Ein vernünftiger Mann hebe die Augen nur so hoch, daß er den Weg noch sähe. Er, der alte Rossmann, solle dem Friede sagen, er, der Friede, sollte, wie es kleinen Leuten geziemte und zufäme, nach eines Häuschenmannes und Gärtners Tochter sich umsehen. Er aber, der Beust, gäbe seine Tochter nur einem, der zwölf Rüge im Stall habe, und sollt' er nur sagen, das hätte der Beust gesagt.

Wie der Friede das gehört hätte, wäre er ganz außer sich geraten und habe gleich selbst hinlaufen wollen. Seine Verwandten aber und der alte Rossmann hätten gesagt, wenn der Beust einmal was gesagt hätte, so wär' das so gut wie Ja und Amen und bißte keine Maus einen Faden ab. Denn der Beust hätte einen Hochmut darauf, daß es in der ganzen Gegend heiße, wenn der Beust den Kopf bewege, so sei das so gut wie bei einem andern ein leiblicher Schwur. Auf Bitten aber gebe er gar nichts. Und so wäre es auch wirklich, setzte nun die Maredore selbst hinzu.

Die Rosemarie nun hätte auch gleich alle Hoffnung aufgegeben, weil sie so gut gewußt hätte wie die andern, was es mit ihres Vaters Wort sagen wollte, und überdies der Alte zu keinem seiner Kinder je einige Liebe gezeigt hätte, weshalb sie sich von Kind an nur vor ihm gefürchtet und nun gar nicht hätte hoffen können, ihre Bitten würden etwas über ihn vermögen. Wer ihm schmeicheln könnte und ihn einen alten Deutschen nannte, der könnte alles bei ihm durchsetzen. Sie aber, die Rosemarie, hätte ihm nie schmeicheln können, drum hätte er auch nie viel auf sie gegeben und nicht einmal, wie die Rosemarie so krank gewesen wäre, daß man glaubte, sie würde sterben, einige Theilnahme gezeigt. Eine ältere Schwester hätte sich besser in ihn zu schicken gewußt. Die wäre aber gestorben, und er pflegte noch zu sagen, daß, wie er sich ausdrücke, der Teufel doch lieber die Rosemarie hätte holen sollen als die Annarose. Und wäre ihm die Rosemarie obnebin im Wege, und sie, die Maredore, glaubte, daß, wenn der liebe Gott heute die Rosemarie wegnähme, der Beust schon morgen zu der alten

reichen tauben Witib auf Grohmanns-Hofe als Freier ginge. Der Linken-Friede aber sei vor Jahren schon aus Desperation in die Welt gegangen, es wisse kein Mensch wohin.

Nun sagte sie noch, daß sie erst noch einen Gang in ihrer Eltern Haus gehen wolle; der Bursche aber wollte erst die Baßgeige nach Beustens Hof tragen und sie dann ins Hochzeitthaus hinholen.

Ging also die Maredore; der Bursche aber, der, wie ich bei ihrem Abschied erfuhr, Gutthelf hieß und des Beust Pate war, rief ihr nach, wenn sie unterwegs einem von den Weibsen begegnete, sollte sie sich vor dem türkischen Kaiser in acht nehmen, damit sie fertig wäre, wenn er zu ihr hinkäme. Und da wir unter diesen Dingen an Beustens Hof angekommen waren, gingen wir vollends hinein.

Hier sah's nun recht aus wie im Krieg, und rannte immer einer an den andern an vor Geschäftigkeit. Der Hof, der einem Rittergute möchte Ehre gemacht haben, sowohl was die Größe betrifft als auch die Sauberkeit, die sich überall zeigte, wollte mir erscheinen wie ein großer Bienenstock oder Ameisenhaufen. Hier schleppten Weibsen noch Kuchen, Bebe und weiß Gott was alles nach dem Backofen, dort hing ein noch nicht ganz ausgeschlachtetes Rind von einem eisernen Haken an der Wand herab, nicht weit davon ein feistes Schwein, ein Kälblein und ein Schöps. Ein Teil des Volkes und einige von den Burschen, die das Brautpaar mit ihren Mädeln begleiten sollten, halfen dem Schlächter und seinen Gesellen. Wieder andre luden einen ganzen Wagen voll Eichenlaub, Eibischbeeren und Tannenzweigen ab. Die Weibsen, die nicht zu dem Kuchenback- oder Reinigungsdepartement gehörten, auch nicht mit dem Abschachten und Rupfen von Gänsen, Enten, Hühnern und Tauben, auch nicht, weil es Abend war, mit dem Abfüttern des Viehes beschäftigt waren, hockten in einer Ecke des Hofes und banden Kränze und Guirlanden nach der Schwierigkeit. Sowie aber etwas fertig aus ihren Händen kam, wanderte es in die Hände einiger Burschen und fand bald seinen Platz

entweder über einer der vielen Türen, die vom Wohnhaus, den Nebengebäuden und der Scheune in den Hof führten, oder wurde durch eine dieser Türen entfernt, wahrscheinlich um dem Hausplatz und den Zimmern zur Fierde zu dienen. Die Säule, auf der just inmitten des Hofes das Laubenhaus schon mit Kränzen und Guirlanden prangte, waren ebenfalls mehrte Hände beschäftigt mit Lannenreisig zu umfleiden.

So bunt der Hof sich nun in der Verwirrung des Vorfestes den Augen erzeigen wollte, so war doch die Mannigfaltigkeit, welche das Geschrei der Leute — denn bei solchen Gelegenheiten will jeder kommandieren und keiner gehorchen —, das Brüllen und Grunzen des Viehes, welches gefüttert sein wollte, das Geschrei und Geräusch des Federviehs unter dem Schlachtmesser, dazu das Hämmern der die Guirlanden annagelnden Bursche, der Flügelschlag der vom Felde zurückkehrenden und wieder scheu auffliegenden Lauben für die Ohren noch weit verwirrender.

Von einer Gruppe aber zu der andern ging ein kleines mageres Männlein mit gelben Lederhosen und einer spitzigen, an der Spitze etwas geröteten Nase. Den Rücken herab hatte er einen schwarzgrauen Zopf von ungewöhnlicher Stärke. Die Augen unter seiner schmalen Stirne bogen sich mit den innern Winkeln etwas abwärts nach der Nase zu und standen mit dem Winkel nach den Ohren zu etwas höher, und seine dünnen Augenbrauen wollten darin die Augen nachahmen. Er ging nun so stolz, als er konnte, wobei er mit seinen langen Armen, die in weiten weißen Hemdärmeln stakten, wichtig schlenkerte.

Ich konnte mich nicht genug verwundern, wie der die Wafageige tragende Bursche uns sagte, der kleine magere Mann sei sein Herr Pate, der große Bauer Gutthelf Deust, weil ich mir diesen, ich weiß selbst nicht warum, als einen großen, vierschötigen, martialischen Mann mit einem Doppelsinn, rotem Gesicht und einer gelben Weste vorgestellt hatte.

Bald lief er nun zu dem, bald zu jenem und nahm ihnen, ohne ein Wort zu sagen, ihre Arbeit aus den Händen, worauf diese ihm

aufmerksam zusahen, wie er's damit machte, und, wenn er sie wieder aus den Händen gab, taten, als wüßten sie nun erst, wie die Sache gemacht würde. Worauf er, ohne ein Wort zu sagen, in seiner stolzen Weise zu einem andern hinging. Wiewohl ich nicht sagen könnte, daß es mir geschienen hätte, als habe er die Dinge besser oder auch nur so gut gemacht, als die er hatte belehren wollen. Und war aus seinem Beispiel, schäß' ich, weiter nichts zu lernen, als daß Geld vor Kunst gehe und der Gutthelf Beust ein sehr eitler und eingebildeter Mann sei.

Wie er denn auch auf unsern höflichsten Gruß kaum mit einem leichten Nicken antwortete und zu dem Burschen sagte, der den Paß trug, ob er sich nicht als sein Pate schäme, das Ding zu tragen; die Leute würden ihn für einen Musikanten ansehen. Was uns, da es fast zu geringschätzig klang, ein schlechter Eingang deuchte, und zumal meine Schulmeisterehre sich nicht sehr damit zufrieden zeigen wollte. Fiel mir aber dennoch in allem Arger auf, wie seine Eitelkeit und Großthansigkeit sich auch in seiner Sprache nicht verleugnen wollte. Da er Silbe für Silbe jede für sich ganz langsam und pathetisch und doch wie mit einer gewissen Geringschätzung, wenn ich so sagen soll, vor sich hinstreute, daß man mit tiefem Bücken ganz glücklich sein sollte, daß er einem vergönnen wollte, sie nur auflesen zu dürfen. Wandte sich auch ganz hochmütig von uns, winkte aber doch einem Knecht, der sich unser annahm, uns in die Stube führte, wo wir schlafen sollten, die unserm Empfang freilich nur zu ähnlich sah. Zumal der Weg dahin durch die Kuchenstube führte, in welcher auf hölzernen Gerüsten, die dazu neu errichtet zu sein schienen, die Kuchen bis an die Decke aufgeschichtet lagen, und dergestalt der angenehme Butter- und Würzgeruch, durch den wir passieren mußten, die schönen Hoffnungen vorstellte, durch die wir zur nicht gar so angenehmen Wirklichkeit hindurch gelangt waren. Hier legten wir nun unsre Instrumente ab und folgten dem Knecht dann wieder hinaus in den Hof, allwo er uns einen Tisch auf eine freie Stelle brachte, welchen er alsbald mit Essen und Trinken übergeladet belud. Meine Kollegen ließen sich's nun bene sein; ich aber hielt mich sehr zurückgezogen

mit Essen und Trinken, damit der Beußt sehen sollte, daß ich meiner Erziehung nach unter bessere Leute gehörte, als unter denen zu sein die Not mich zwang, und mich derohalber besser, mit mehr Rücksicht behandeln möchte.

Er schien auch mehrmal nach mir herzusehen, und endlich schickte er sogar einen Knecht ab, der eilig auf mich zukam. Ich ging diesem einige Schritte entgegen, um schon im voraus meine Bereitwilligkeit zu zeigen, da mir der Knecht doch wohl nichts zu bringen haben möchte, als daß sein Herr mit mir sprechen wollte. War dies aber nicht mein kleinster Irrtum, da der Knecht so, wie er glaubte, daß ich ihn würde hören können, mich nicht auf das feinste anschauzte: ob ich etwa seinen Herrn verachten wollte und ob mir's wohl nicht gut genug wäre, daß ich nicht aße und nicht tränke, wie es doch meine Kollegen täten. Der Beußt hätte gesagt: wenn mir's nicht anstände mit Essen und Trinken, so säh' ich wohl, wo der Zimmermann das Loch gelassen hätte. Bis morgen wollte er zehn tüchtigere Musikanten für mich einen haben. Da er sah, wie seine Botschaft mich erschreckt hatte, der eines ganz andern vermutend war, setzte er hinzu, wie daß wir tüchtig essen und trinken sollten, wenn wir bei seinem Herrn angesehen sein wollten, denn er, nämlich der Beußt, hätte gesagt: ehe alles auf wäre, was angeschafft wäre, eher sollte die Hochzeit nicht aus sein. Und was der Beußt sagte, das wäre so gut, als hätte es ein anderer geschworen. Sollten uns also männiglich danach achten.

Damit ging er wieder an seine Arbeit, und ich machte mich nun an das Essen und Trinken, worin ich mehr leistete, als ich bei meinem betrübten Herzen geglaubt hätte, da ein mehrstündiger Weg, an einem heitern Spätherbsttage gemacht, so recht geeignet ist, den Appetit nach Gottes eß- und trinkbaren Gaben zu erwecken. Und hatten wir delikatsten Käse und Butter, dazu Wurst und allerlei kalten Braten, bekamen auch neben Bier und Brantwein einen ausnehmenden Kaffee und allerlei Kuchen die Fülle. Und merkte nun wohl, daß von allen unsern Leibes- und Seelenorganen bei Gutthelf Beußt unser Magen am besten fahren würde.

Unter währenddem unserm Essen und Trinken waren nun auch einige ältere Bauern hereingekommen, die der Beust zwar zuvorkommender als uns, aber immer noch geringschätzig genug empfing. Obgleich einige große Bauern dabei waren, die ihm wenig sollten an Geld und Gut nachstehn. Sie waren auch sehr stolz, bis auf einen, der Rossmann hieß und ein hübscher freundlicher alter Mann war und sich auch mit uns unterhielt, wozu der Beust nicht das angenehmste Gesicht schneiden wollte.

Auf einmal aber entstand eine Bewegung unter den vielen Menschen im Hofe, wie in einem Ameisenhaufen, wenn man an seinen einen Rand Wasser schüttet oder mit dem Fuße daran tritt. Erst geschieht unter den nächsten ein schnelleres Hin- und Herrennen; das wächst immer weiter fort, bis in gar kurzer Zeit alle wie ungescheit unter- und übereinander purzeln vor Eile, ohne daß indes die Entfernteren schon wüßten, weshalb denn so gerannt sein wollte. Das war denn ein Geschrei, ohne daß mancher, der mitschrie, wußte warum. Die Weiber riefen Gott an, die Männer aber den Teufel. Da hörte man von Weiberstimmen: „Ach du lieber Gott! Ist er's denn wirklich? Ach du Heiland, der Friede ist wieder da! Ach du gütiger Himmel, und kommt nun gerade zu ihrer Hochzeit!“ Dazwischen von Männerstimmen: „Wo bringt aber der Teufel den Friede jezt her? Das wär' doch der Teufel, wenn er's wär'. Kann der arme Teufel gleich auf ihrer Hochzeit tanzen.“ Und um den jungen Menschen, der da in den Hof hereinkam mit ganz bleichen Backen und wie ein Desperater, drängten sich bewillkommend und bedauernd Mannsen und Weibsen, soviel ihrer auf dem Hofe waren, nur uns und den Beust ausgenommen, der sich ganz stolz einen Stuhl stellte und sich darauf setzte, als wär' er ein König.

Da schollen soviel Anreden und Fragen, daß der Friede sie in zwei vollen Tagen nicht hätte beantworten können. Er beantwortete aber dormalen gar keine, sondern drängte sich mit seinem desperaten Wesen bis zu dem Fleckchen durch, wo der Beust, seine beiden Arme übereinander geschlagen, ganz stolz auf seinem Stuhle saß. Dabei schrie er: „Es ist nicht möglich! Um Gottes Willen! Es ist nicht möglich, Beust!“

Aber der Beust nickte nur ganz leise und hoffärtig und sagte in seiner Weise, da er die Silben so bedächtig ausholend wie harte klingende Taler vor sich hinzählte: „Was ist nicht möglich, Linken-Friede? Und bist du auch wieder da?“

Der Friede ließ ihn nun gar nicht ausreden, ehe er in seiner Desperation weiter schrie: „Daß sie der Gepsfert haben soll, und morgen schon, die Rosemarie!“

„Ist's das?“ sagte der Beust, indem er seine beiden Beine gravitätisch von sich streckte. „Der Gepsfert hat neunmal so viel Kühe als du. Was willst du weiter hier, Linken-Friede?“

Der schrie nun wieder: „Beust, ich habe achtzehn Kühe, bin ein größerer Bauer geworden als Ihr. Wo ich Knecht war, da in Schwaben, hat mich der Walden-Jürge an Kindesstatt angenommen. Ich wiege den Gepsfert dreimal weg.“

„Das ist ja schön“, sagte der Beust noch langsamer denn vorher. „Da wirst du wohl in Schwaben eine Braut haben.“

„Ich hätte können! Mehr als einmal!“ schrie Friede. „Aber ich konnte die Rosemarie nicht vergessen. Ich kann nicht von ihr lassen. Laßt den Gepsfert laufen und gebt sie mir.“

Der Beust schnitt nun zu dieser Rede nicht sein freundlichstes Gesicht. Seine Nase wurde zur Hälfte rot, wie gewöhnlich nur die Spitze war. Und sagte:

„Du weißt nicht, Linken-Friede, daß der Beust wenig spricht? Aber jedes Wort, was er spricht, wiegt sein Pfund. Du bast noch einmal so viel Kühe als der Gepsfert, aber der Gepsfert hat Beusts sein Wort.“

„So werdet Ihr ihm doch nicht geschworen haben?“

„Wenn der Beust nicht, ist's so gut, als wenn ein andrer schwört. Willst du zur Hochzeit bleiben, kannst du morgen um die Zeit mit des Gepsferts seinem Weibe tanzen.“

„Beust, Ihr seid ein harter Mann. Aber ich sage Euch, morgen um diese Zeit ist Eure Rosemarie den Gepsfert los.“

Der Beust lachte höhnisch und sagte: „Da könntest du ja am Ende noch ankommen, Linken-Friede. Wenn die Rosemarie morgen um

diese Zeit nicht Gepferts Frau ist, sollst du sie in Gottes Namen haben.“ Dazu lachte er, daß er das Husten bekam.

Nun wurde der Linken-Friede noch desperater und bat und drohte mit allem in der Welt. Da er aber sah, daß nichts mehr zu machen war, rannte er eben so davon, wie er gekommen war.

Eine Weile nun war alles mäuschenstill, bis die Mare-dore auf einmal aus dem Bohnhaus herausgestürzt kam und von neuem ein Lärmen begann, das nicht klein war, mit Lamentationen, ohne daß man wußte, was aus der Sache werden sollte. Bis sie endlich vorbrachte, die Rosemarie liege drinnen in der Wohnstube und sei ganz steif. Der Beust solle doch dem Friede nachschicken und ihn herholen lassen und der Rosemarie zum Mann geben. Sonst stürbe die Rosemarie gewiß und wahrhaftig.

Worauf der Beust im Zorn als ein wahrer Tyrann zur Antwort gab: sie solle ihr unvernünftig Geschrei einstellen. Sie wisse, daß dergleichen bei ihm nichts fruchte.

Die Mare-dore aber, die vor Schrecken einige Schritte zurückgewichen war, lief nun wieder hin zu ihm, und da sie nun auch als ein kleines Töpflein überlief, gab sie ihm artige Titel: er sei ein Rabenvater, und der liebe Gott werde ihn schon dafür strafen. Und seine Tochter würde auch gewiß sterben und ihm seine ganze Hochzeit verderben. Worauf er noch tyrannischer replizierte: so sei's ihm gleichviel, wenn sie zum Teufel fahre. Sie sei nie eine rechte Tochter gegen ihn gewesen, wie Töchter sein sollten. Und sei nun einmal das Vieh dazu geschlachtet und gebacken, so solle deswegen kein Riß in der Hochzeit werden und gezehrt und gejubelt werden, bis der letzte Bissen weg sei.

Worauf sich die Mare-dore laut weinend absentiierte. Gleich darauf aber kam der Linken-Friede außen die Straße vorbeigesprengt, daß ihm die Haare um sein bleiches Gesicht herumflogen; und wie er vor dem Tore vorbeikam, rief er allen ein Lebewohl zu: er gehe wieder in die weite Welt. Gott werde seinem Leid ein gnädig Ende machen.

Wie wenn unser Magen sich auf Beust-Rosemaries und Gepsfert-Hansgärges Hochzeit einmal eher über das Zuviel als über das Zuwenig zu beschweren haben sollte, so ward uns diesen Abend noch eine überaus reichliche Mahlzeit gereicht. Dazu ein nicht unansehnliches Faß mit Bier, darin ein Bierhahn stak. Und sollten wir bald Gläser dazu bekommen, auch Brantwein, so viel uns gelüsten möchte.

Der gute Knecht, der uns die Gottesgaben gebracht hatte, schien aber das letzte vergessen zu haben, was uns [sehr quälte], da der Durst uns in unsrer Stube, die unmittelbar am Backofen liegen mochte und wie ein Schwitzkasten heiß war, nicht schlecht zusehte.

Es war nun freilich ein Ding wie ein Fenster vorhanden. Da aber das, was daran aufgehen sollte, weiß Gott warum angenagelt war, so half uns das ganze Fenster so viel als nichts. Mußten uns denn damit begnügen, die Lüre offen zu haben, was aber bei weitem nicht so viel half, als wir wohl wünschten, daß es geholfen hätte. Hatten also zu trinken und mußten dennoch Durst leiden. Nun ging etlichemal einer von uns durch die Kuchenstube hinaus, um etwa einen Knecht zu errufen. Waren ihnen auch beide Knechte begegnet, wie denn ein Umherrennen und Durcheinanderrufen zu hören war, als wäre nun wirklich Krieg. Hatten aber keinen stillen können, und ihr Bescheid war von dem einen wie von dem andern gewesen, sie hätten keine Zeit. Da war bald frisches Wasser, bald Tee, bald Gott weiß was zu holen, da die Rosemarie in Krämpfen liege und der Beust darüber ganz ungeduldig und unwirsch sich erzeige, da er glaube, es sei nur Verstellung von ihr. Er habe sie ohnehin gleich im Magen und hätte schon gesagt: er wisse, daß sie gern stürbe, wenn sie ihm nur seine Hochzeit dadurch verderben könnte. Aber sie möchte nun machen, was sie wollte, die Hochzeit sollte fortgehen, bis der letzte Bissen von dem Angekauften nicht mehr vorhanden wäre. Einer wohl, eben der, der das erzählt, hatte versprochen, Gläser herbeizuschaffen. Aber er kam so wenig als ein andrer.

Der Hannoveraner, den der Durst am meisten kränken mochte,

machte zuletzt für seinen Teil kurzen Prozeß, indem er mit seiner unglaublichen Kraft das ganze Faß bis zu seinem Munde erhob, den Hahn in seinen Mund nahm und in seinen Hals hinablaufen ließ, was nur hinablaufen wollte. Erbot sich auch, mich also trinken zu lassen, was ich, da ich nichts vor den andern voraushaben wollte, mit Dank ablehnte. Und kam nun endlich ein Knecht in die Kuchenstube, um Kuchen hinaufzuholen, der sogleich und zwar nicht schlecht ins Gebet genommen werden wollte. Er sagte uns nun, wie wir ihm die Wege ersparen und die Sache am besten zu unsrer Bequemlichkeit haben würden, wenn wir sowohl die Gläser, als was wir sonst noch trinken möchten, uns selbst holen wollten. Zeigte uns auch eine Art Vorkeller, in den man aus der Kuchenstube gelangte, wenn man einige Stufen abwärts stieg. Hier standen und lagen nun sowohl leere Trinkgläser als auch Flaschen von allen Größen, die man schon mit Wein und Brantwein aufgefüllt hatte, auch sogar kleine Fäßchen mit Pfeffergurken und Eingemachtem am Boden und auf dazu verfertigten Holzrepositorien umher.

Nun will ich nicht sagen, welcher Jubel bei meinen Kollegen entstand, und schätz' ich, Christoph Columbus und seine Leute hätten bei Erblickung des langersehnten Landes nicht so ausgelassen sich gebärden können als mein Herr Musikprinzipal und sein Orchester bei Erblickung aller dieser Herrlichkeiten, von denen soviel ihre sein sollte, als sie nur Lust hätten, ohne daß sie sich dasselbe erst vom Papste hätten schenken lassen müssen. Besonders aber brüllte unser Hannoveraner, daß die Kuchen auf ihren Gerüsten davon erzitterten. Im übrigen Hause wurde es dafür um so ruhiger. Wenn man bald aufstehn will, muß man sich zeitig niederlegen.

Ich nun für mein Teil wäre auch gern in Ruhe gewesen, nicht sowohl um zu schlafen, als um meinen Gedanken ungestörter bei mir nachhängen zu können.

Es war nun aber auch nicht möglich, einen klaren Gedanken zu fassen, wenn einem des Hannoveraners Gebrüll und meines Musikprinzipals und der übrigen Orchesterglieder Schreien und Lachen unaufhörlich in die Ohren scholl.

Der Hannoveraner hatte ein Faß in die Kuchenstube geschafft, auf dem er wie auf einem Throne saß. Eine Bebe oder Torte, oder was er sich selbst dazu aus dem Kuchenvorrat ausgesucht, hatte er wie eine Krone auf den Kopf gesetzt. An einer Schnur, an der Pfeffergurklein anstatt Perlen gereiht sich erzeugten, hatte er als einen fürstlichen Orden ein Krauthaupt hängen. In der linken Hand führte er als Reichsapfel eine runde Branntweinbulle, in der rechten aber eine Weinflasche als Zepher. Fragte uns brüllend, ob wir den Herrgott von Wien schon gesehen hätten, sonst wollte er ihn uns zeigen. Und sollten wir ihn nur ansehen, so sähen wir den Wiener Herrgott. Wobei er wechselweise und nicht etwa nur ein- oder zweimal hergott bald in die Branntweinbulle, bald in die Weinflasche biß. Machte auch die andern zu großen Herrn, den Herrn Prinzipal zum Pfeffergurkenkönig. Nachdem er den auf Ehre und Gewissen gefragt hatte, ob er nicht früher selbst eine Pfeffergurke gewesen wäre und einer alten Höckerfrau aus dem Kästchen davongelaufen. Er sollte es ihm nur sagen, es sollte ihm nichts schaden; der Wiener Herrgott wäre ein guter Kerl, der keinen Menschen bei der Polizei anzeigte. Wäre aber jenes nicht der Fall, so müßte entweder eine Pfeffergurke seine Pate gewesen sein, da man, wie es heiße, seinen Paten nachgerate, oder seine Mutter doch an einer Pfeffergurke sich versehen haben. Den Klarinetten dagegen machte er zum Herzog Sauerfraut und behauptete, er wäre nichts als ein ungeheures Krauthaupt und bildete sich nur ein, er wäre ein Mensch, weil er auf einer Vorrichtung sich einherbewege, die einige entfernte Ähnlichkeit habe mit dem Menschenleibe. Den Hornisten aber nannte er den Preiselbeerensfürst, der seine Untertanen mit Eisig einmache und fräße; im übrigen wäre weiter nichts von ihm zu sagen, als daß nichts von ihm zu sagen sei. Und was der Pöffen mehr waren.

Nun mußten die andern bald eins aufspielen, bald eins singen. Ich aber, nachdem ich nur zur Notdurft zu mir genommen hatte, ging hinaus in den Hof, um des Lärmens und der Hitze auf eine Weile quitt zu sein.

Draußen war's nun kühl genug und wohl ein wenig mehr als

genug, und kein Klima dazu, um zu sitzen oder stille zu stehn. Nun war mir, als hörte ich in dem Gärtlein zwischen dem Bohnhaus und der Scheune ein leises Rauschen und Sprechen. War aber zu finster, als daß man hätte erkennen können, wer da spräche und Geräusch machte. Und geriet ich bei mir selber in große Verlegenheit und Zweifel, ob es nicht vielleicht möchten Diebe sein und ich schuldig wäre, Lärmen zu machen. Da ich, wenn ich den Diebstahl zuließe, gleichsam selbst ein Mischuldiger und Fehler wäre. Hätte daher gar zu gern etwas von dem verstanden, was die, welche das Geräusch machten, sprachen.

Ziel mir auch bei, daß die Diebe entweichen könnten, eh' jemand käme, und ich für einen unnützen Ruhestörer möchte ausgeschrien werden, und wie es das beste sein möchte, heimlich die Knechte zu wecken. Einer großen Mauer wegen, die das Gärtlein von den zwei übrigen Seiten umgab, konnten die Diebe dann nicht so leicht entkommen, wenn einige, während die andern hineingingen, die Gartentüre und das bißchen Staket zwischen Haus und Scheune besetzt hielten. Nahm mir aber vor, jedenfalls nicht ungeschickt die Sache auf den Kopf zu stellen und den Beußt zu zwingen, daß er mich mit Respekt hinfüro ansehen sollte. Lehnte mich daher mit so wenig Geräusch, als mir nur immer möglich sein wollte, an das Staket, konnte aber nun vor Herzklopfen noch weniger hören denn vorhin.

Und verlor endlich, da ich ganz deutlich eine Leiter in die Höhe rücken hörte, meinen klugen Vorsichtsfaden, den ich so fein gesponnen zu haben vermeinte, so ganz und gar aus den Händen, daß ich aus voller Kehle: „Diebe! Diebe!“ schrie. Und vor Erregung meiner Lebensgeister mich an dem Staket festhalten mußte, um nicht umzufallen.

Das brachte denn alsbald das ganze Haus in Alarm, machte aber auch denen im Gärtlein Weine. Ich hörte die Leiter umwerfen, dann kam eins, den Dritten nach ein Mannsbild, an mir vorbei und rannte nach der Hofthüre zu. Gleich nach ihm kamen noch zwei aus dem Gärtlein, faßten mich an, ich sollte still sein. Was ich nun, auch wenn ich gewollt, wohl nicht würde gekonnt haben, da mein ganzes

Geschrei von Anfang an ganz unwillkürlich und wie in einer Art Todesangst geschehen war. Und mag ich nun sogar noch lauter geschrien haben. Die eine von den zwei Personen, die mich angefaßt und die nach den paar leisen Worten, die ich von ihr gehört hatte, und ihren nicht lautern Schritten für ein Weibsen achten mußte, ließ mich nun, für was ich gut war, und lief, was mich durch alle meine Angst hindurch wunderte, nach dem Bohnhause zu. Die andre aber faßte mich nun um den Leib, daß mir fast der Odem ausging, und schrie nun selber: „Diebe! Diebe!“

Hatte aber gar keine Zeit, mich auch darüber zu verwundern. Denn nun gingen die beiden Haustüren auf, und heraus kam ein ganzes Volk durcheinanderschreiend in wilder Hastigkeit nach uns losgestürzt. Und nur ein paar Augenblicke, so hielten und schüttelten mich wohl acht Häuste. Dabei fragten sie, wer von uns beiden der Dieb sei. Ich sagte nun, wie der der Dieb wäre, der mich halte. Der aber, der mich hielt, ließ mich nun los. Zugleich entstand ein allgemeines Geschrei nach Licht. Drauf erklang ein Lachen neben mir, und der Gutthelf, der Bursche, der den Brausführer machen sollte, sagte noch immer lachend: „Ihr haltet mich wohl für den Dieb, ihr Teufelskerle? Was wollt ihr mit euern ungeschlachten Häusten an mir?“ Einer sagte darauf: „Du bist's, Gutthelf? wir denken, es ist der Dieb. Aber hast denn du nicht geschrien? War mir doch just, als wäre es deine Stimme gewesen.“ – „Dummes Zeug,“ sagte der Gutthelf, „wir sind doch zusammen heruntergelaufen“. – „Na, nichts für ungut,“ sagte die andre Stimme, „wo ist denn nun aber der rechte Spigbub?“ – „Hier!“ schrien die, die mich festhielten, indem sie mich nicht allein mit ihren derben Häusten schüttelten, sondern mir auch einige Kopfnüsse damit versetzten, die mich ganz konfus machten.

Nun kamen auch welche mit Laternen. Ich schrie, wie ich keiner von den Dieben wäre. Einer davon habe sich an mir vergreifen wollen, weil ich geschrien. Wüßte aber nicht, wo er hingekommen. Ein andrer wäre nach der Hoftüre zu gerannt, der dritte aber, der ein Weibsen gewesen sein mußte, wäre in das Wohnhaus gegangen.

„Dummes Zeug,“ sagte der Gutthelf, indem er mir mit einer La-

terne, die er einem andern abgenommen haben mochte, in das Gesicht leuchtete. „Ein Dieb wird ins Bohnhaus laufen, wenn Lärmen ist. Seht einmal, Jüngens, es ist der halbseidne Musifikant, der den Leuten auf der Baßgeige zeigt, wo die Mohren wohnen. Er hat also geschrien, guter Freund? Und wo waren denn eigentlich Seine Diebe?“

Ich sagte, wie daß sie im Gärtlein gewesen wären. Worauf der Gutthelf abermals lachend sagte: „Na, Seine Diebe haben Herz genug. Eine Treppe hoch sind die Fenster von Rosemaries Stube. Bei der Rosemarie ist Licht, und gleich daneben schläft die Maremore, die die Rosemarie wartet. Guter Freund, wo die Diebe Licht sehen, da lassen sie ihr Handwerk sein.“

Nun kam auch der Beust und fragte mich aus. Der Gutthelf, der mir immer in die Rede fiel, mußte still sein, bis ich auserzählt hatte. Dann war der Beust eine Weile ganz still, sah sich einmal um und blieb mit seinen Augen auf dem Gutthelf haften. Dann fragte er den Gutthelf, wo er gewesen wäre, wie das Geschrei losgegangen. Der sagte: „Im Bette, wo wir alle gewesen sind.“ „Und die Maremore?“ fragte der Beust die Maremore, die unter einem Haufen Weiber stand. Die sagte: „Das war ja ein schrecklich Geschrei. Ich war nur eben von der Rosemarie weg. Die schlief, da dacht' ich, ich wollte auch einen Augenblick ausruhn, weil wir morgen bald wieder auf wären. Und legte mich nur eben ins Bett, wie der anfing zu schreien.“

Nun sagte der Beust einem Knecht, er sollte doch nach den Hunden sehen. Der kam wieder und sagte: „Die sind fort, Herr. Die Hoftüre steht offen. Die werden doch gerad' heute nicht davongelaufen sein?“

Der Beust war wieder einen Augenblick still, dann sagte er: „Ihr werdet mir zu vornehm, Gutthelf und Maremore. Der Gutthelf legt sich im Staat ins Bett, und die Maremore macht's nicht besser.“

Nun fiel's uns andern erst auf, daß unter allen denen, die die Diebe fassen zu helfen gekommen waren, nur Gutthelf mehr als das Allernorddürftigste am Leibe hatte. Unter den Knechten war einer sogar im bloßen Hemde, welcher auch nun erst an seinen Aufzug dachte und unter dem Lachen der andern davonlief.

Der Beußt aber sagte nur noch, daß er der Maredore den übrigen Theil der Nacht die Rosemarie warten helfen wollte, damit sie nicht zu viel an ihren Kleidern dabei verdürbe. Und sollten die Knechte das Thor zumachen. Er wußte die Diebe schon und wollte zu seiner Zeit schon mit ihnen reden. Für heute würden sie nicht wieder kommen. Und sollten wir uns alle nur zu Bette legen.

Damit ging er fort. Die andern verliefen sich auch. Und ich blieb nicht allein im Freien. Wie ich hineinkam, lagen meine Kollegen schlafend in der Kuchenstube auf dem Boden. Der Hannoveraner lallte einigemal noch: „Nun, Jungens, krehlt noch eins. Hurra!“ Dann schlief er wieder ein. Der Klarinetist aber, der mit dem Rücken am Kuchengerüst lehnte, hielt sein Instrument noch in den Händen, aber weit von seinem Munde, wiewohl er träumen mußte, wie daß er blase. Denn er fingerte mit beiden Händen an der Klarinette herum, blies auch seine dicken Backen auf und bewegte seine großen Lippen und sogar sein Haupt nach seiner Gewohnheit, welches er beim Blasen bald links bald rechts zu neigen pflegte.

Nun war ich, da ich die Nacht hindurch vor Gemütsbewegung und Hülfeleistung an meinen Kollegen nicht hatte schlafen können, herzlich froh, wie der erste Morgen endlich herandämmern wollte. Diese aber, die sich gestern toll und voll getrunken hatten, befanden sich mit Ausnahme des Hannoveraners, der noch immer schlief, herzlich schlecht. War denn eine Noth gewesen mit Wasserholen, daß ich den Born hätte ausschöpfen mögen. Desgleichen, wenn einer sich erpektorieren wollte, führte ich ihn hinaus in den Hof, damit die Kuchenstube nicht möchte auf eine dem Appetit nicht zusagende Art verunreinigt und unsers Namens Gedächtnis mit unangenehmen Anhängseln in Raundorf erhalten werden.

War mir deshalb, ohne daß ich mich in Speise oder Trank übernommen hätte, etwas übernünftig zumute. Da ich aber einmal nicht mehr ruhen sollte, war mir's sehr angenehm, wie ich, am Borne

stehend, die erste Morgenröthe über die Scheune herüber auf mein Glas fallen sah.

Ließ mir daher das Wasser über Kopf und Gesicht laufen, was ein prächtiges Mittel ist, die Folgen einer unruhig verlebten Nacht aus dem Körper herauszuwaschen. Ging dann hinein zu meinen Kollegen, für deren einen das Wasser geholt war. Es war nun hohe Zeit, sich aufzumachen wegen der Ständchen, die wir zu machen hatten. Das wollte meinen Kollegen freilich schwer eingehn. Wanden sich und dehnten sich auf ihrem harten Lager, daß es zum Erbarmen war. Ich mußte meine ganze Beredsamkeit aufbieten, um denselben an das Herz zu legen, wie es unklug und unverantwortlich wäre, wenn wir gleich zu der ersten Leistung so träge uns erzeigten. Auch daß schon alles lebendig im Hause und sich wundern möge, daß sich noch nichts von den Musikanten hören lassen. Währte aber gar nicht lang, so schiefen sie mir über meiner Rede ein.

Nun wusch ich ihnen einem nach dem andern das Gesicht, hob sie auf und führte sie in unser Logement. Und gelang mir's endlich doch mit den andern. Der Hannoveraner aber lag wie ein Klotz, und war kein Leben in ihn zu bringen.

Die andern sahen nun ein, daß ich recht hätte mit meinen Reden. Sie machten sich nun so schnell fertig, als sie konnten. Waren aber alle drei invalid. Der Herr Direktor band sich ein Tuch um den Kopf in der Weise, wie die Türken ihren Turban tragen. Darunter hatte er eine Zipfelmütze auf dem Kopfe, die gerade in die Höhe stand wie ein Obeliskus. Der Klarinettist, der keine Zipfelmütze mit sich führte, aber das ganze Jahr durch eine große Pelzmütze trug, schlug die Klappen, so weit es gehn wollte, über die Ohren herab. Der Hornist hatte ein Tuch um die Backen gebunden. Was sie aber alle drei überein hatten, das waren die von der Ablichtigkeit bleichen Gesichter. Da wir nun unsern Hannoveraner auch mit vereinigten Kräften nicht erheben konnten, ließen wir ihn einstweilen liegen. Ich nahm anstatt seiner die Posaune, und gingen wir solchergestalt nun endlich an unsre Pflicht. Mußten auch, wie wir hinausgingen, von mehreren Seiten räsonnieren hören, daß wir so spät anfangen. Mußte den Leu-

ten in meinem Herzen recht geben. Konnte aber die Sache nun nicht ändern.

Wie wir nun das erste Stücklein beim Brautvater durchbatten, so kam ein Knecht und sagte: der Beust hätte gesagt, wie die Musik aus dem Hofe nicht weit genug in das Dorf hineinschallte. Wir sollten doch eins vom Scheunendach herab machen.

Wogegen wir nun etwas protestierten; ich, weil ich es meiner Schulmeisterehre zuwider erachtete, wenn die Leute sagen könnten, wie ich von einem Scheunendach herab musiziert hätte, was, wie ich schätzte, auch noch gar nicht vorgekommen, auch nicht vom Hochzeitvater vorher bedungen worden war. Der Musikprinzipal schützte den Luftzug vor, den er bei seiner rheu- und asthmatischen Konstitution meiden mußte, der Klarinetist war als ein vollblütiger Mann mit dem Schwindel behaftet. Der Hornist aber half dem Knechte und zu reden.

„Was ist's denn nun weiter,“ sagte der Knecht, die paar Stückchen da oben wären nunmehr aus, und wir wären schon wieder unten, wenn wir nicht Mäuse gemacht hätten. Der Beust hätt' es einmal gesagt, und wir würden's gewiß nicht bereuen.

So ergaben wir uns denn drein. Ich aber nicht, ohne dem Knecht einzuschärfen, wie er niemanden sagen sollte, daß ich ein Schulmeister wäre, weil es mir sonst zur Schande gereichen könnte. Nun lehnt' er eine lange Leiter an das Scheunendach, und stiegen wir nun, der Herr Prinzipal mit der Trompete voran, hinauf, wobei er erzählte, wie er als junger Mensch in Straßburg am Münster noch drei Stufen höher gestiegen wäre, als da wären, und von da oben nach allen Seiten ein Kompliment gemacht, wodurch ein allgemeines Aufsehen entstanden wäre. Dann kam der Klarinetist, der seine Augen zumachte und bei jedem Schritt voll Angst fragte, ob wir noch nicht oben wären, und wir sollten ihn doch halten; er habe noch keinen Gevatter für sein Jüngstes und bei seinem ältesten Bruder, dem Fleischer, sechs Groschen gut für ein Zicklein. Das Bürger- und Meisterwerden habe ihn auch so viel gekostet, daß es schlecht von uns wäre, wenn wir ihn fallen ließen. Unser Hornist stieg die Leiter hinan wie ein vernünftiger

Mann, der da eine gegenwärtige Plage über dem Wohl vergißt, das daraus erwachsen will. Mir aber, der ich des Dings ungewohnt war und hinterm Tisch im Studieren fester zu sitzen als auf einer schmalen Leiter zu stehn wußte, war die Sache nicht einerlei, und die Scheune war nicht etwa niedrig; half mir aber mein fester Entschluß, meiner Schulmeister- und Mannesehre nicht durch furchtbares Zeigen etwas zu vergeben, glücklich hinauf. Und hatt' ich es überhaupt als der letzte, der hinaufflieg, insofern besser, daß ich nicht erst noch ein Stück vorzurutschen brauchte, um andern Platz zu machen, sondern gleich so rittlings auf dem Dachfirsten sitzen bleiben konnte, wie ich mich gesetzt.

Und huben wir nun unser in der Luft reitendes Ständchen mit dem Choral an: „Lob, Ehr und Preis dem höchsten Gut,“ als welcher von dem Knechte bestellt worden. Könnte aber nicht sagen, daß wir uns mit diesem Stücklein großes Lob verdient haben möchten. Maßen unser Klarinettist, der die Melodie zu halten hatte, allemal beim zweiten Ton sein Instrument aus dem Mund nahm und ein: „Ach du lieber Gott!“ ein „Was soll aus mir werden!“ „Ach meine arme Witwe und meine vier Waisen“, „Nun würde sie wohl nicht mehr Tag und Nacht zanken, wenn sie mich nur wieder hätte!“ „Daß sie nur die alte Weste nicht vergißt, die noch beim Schneider ist!“ „Ach du heiliger Gott!“ und andre dergleichen Stoßseufzer dazwischen hören ließ, worauf er sogleich mit der Klarinette, auf welche er sich mit Schrecken besonnen, wieder zwischen seine großen Lippen fuhr. Konnte sich auch hie und da, während er blies, des Schluchzens nicht enthalten, welches seltsame unwillkürliche Triller auf seinem Instrument hervorbrachte. Auf den Herrn Prinzipal dagegen wirkte die Traurigkeit, die einer durchschwärmten Nacht zu folgen pflegt, dazu die scharfe Luft, die da kurz vor dem ersten Advent früh vorm vollständigen Tagesanbruch etwa zwei Stockwerke über der Erde sich nicht als ein warmes Lüftlein erzeigen wollte, und erweckten ihm beide eine solche Neigung zum Schlaf, daß er vor sich hinnickend mehrmalen fast vom Dache herabpurzeln wollte. Und hatten wir, der Hornist und ich, mit Rufen genug zu tun, um ihn immer wieder aufzuwecken, und

mußt' ich einigemal bei vorzüglich hartnäckigen Fällen mein Instrument zu Hülfe nehmen, was mir, da ich um zwei Mann herumlangen mußte, nicht wenig Mühseligkeit zuwege brachte. War nicht gerechnet, wie dergleichen unvorteilhaft auf unser Blasen wirken mußte! Der Herr Prinzipal aber schwieg natürlich, so lange er mit dem Schlummer kämpfte; wenn er nun erweckt war, konnte er sich nicht gleich besinnen, was wir musizierten, weshalb er mitunter, indem er ein Tanzstücklein in Gedanken hatte, uns sehr der Quere kam und wir schon einigemal nicht weit davon waren, unsern Choral gänzlich umzuschütten. Nun traf ich unglücklicherweise einmal, mit meinem Instrument ausziehend, den Klarinettenisten etwas an seinen rechten Ellenbogen, welcher vermeinte, es wolle ihn jemand hinunterstoßen, und darüber entsetzlich zu schreien und jammern begann und der Klarinette so gänzlich vergaß, daß wir beiden, der Hornist und ich, ohne Melodie so gut als vergeblich weiterspielen mußten. Was aber auch ein Ende mit Schrecken nahm, da unser Prinzipal das Geschrei des Klarinettenisten, welches ihn wiederum aufweckte, in seiner Schlaftrunkenheit für eine Gesundheit hielt, die einer ausbringe, und alsbald in das Geschrei hinein einen herzhaften Tusch erklingen ließ.

War also das beste, wenn wir, anstatt die edle Kunst der Musik und uns selbst zu blamieren, wiederum hinunterstiegen und beim Musizieren gut bürgerlich und bescheiden unsre gute Mutter Erde mit Füßen traten. Wandte mich deshalb nach der Leiter um, die aber zu meinem und unser aller größtem Schrecken weggenommen war. Schrien nach der Leiter, aber es war niemand, der uns hörte. Der Brautführer, der unten stand, rief mir durch die Hände lautleise zu: ich sollte doch so schreien wie gestern nachts, wo ich der armen Rosemarie ihr ganzes Lebensglück entzwei geschrien und ihn selbst mit seinem Vaten über den Fuß gespannt hätte. Worauf er fortlief in das Haus und ich vergeblich mich besann, was er doch mit seiner Rede meinte.

Ein anderer Knecht aber sagte: der Heust hatte befohlen, es sollte die Leiter abgezogen bleiben, die der Gutthelf abgezogen hätte, um ihm einen Spaß zu machen. Und sie dürften nicht gegen ihren Herrn.

Wir sollten ein fein Lustiges blasen, so würd' er, wenn es ihm gefiele, uns wohl herablassen.

Wir stimmten darauf in der Angst und Not unsers Herzens das Stücklein an, was damals wohlgefiel: „Du bist der beste Bruder auch nicht“; konnten aber auch dies nicht durchsetzen, weil der Klarinetist vor Schwindel sich auf den Bauch legen mußte und ganz laut jammerte und weinte und in der Desperation seines Herzens mit seiner Witwe und seinen vier ungezogenen Waisen sprach und ihr ans Herz legte, in das Wochenblatt hinter die betrübte Todesanzeige drucken zu lassen, wie das Geschäft ihres Mannes ununterbrochen seinen Gang behalte.

War also nichts weiter zu machen, als ruhig sitzen zu bleiben und sich in der Geduld zu üben. Nun ist die Gesellschaft ein so schönes Ding, daß selbst die Uebel gern Gesellschaft halten. Und kam nun bei mir zu dem Frost und der Unbequemlichkeit wegen des harten Sitzes, auch dem Ärger und der Scham, von allen, die vorbeiging, ausgelacht zu werden, die ganze Erinnerung meines seit einem halben Jahre ausgestandenen Unglücks. Und will ich keinem Menschen sagen, was ich in diesen Stunden an Leib und Seele ausgestanden, da ich fünf volle Stunden mit meinen Kollegen auf dem scharfen Scheunendach als Reiter gefessen habe, innerlich aber noch weit schlimmere Schmerzen und Ungemach habe erfahren müssen. Nahm mir zuletzt vor, die Sache als eine Strafe Gottes anzusehen, was mich jederzeit außerordentlich beruhigt hat, weil in der Strafe eine Versicherung der Liebe enthalten ist und auch ein menschlich Kind unter den strafenden Händen des Vaters mit jedem Streiche seiner zurückkehrenden Freundlichkeit wiederum um eine Station sich näher gerückt vorstellen kann.

Nun kamen von allen Seiten die Gäste daher, und wir saßen noch auf dem Scheunendach und klapperten mit den Zähnen, daß es eine Traurigkeit war zu sehen. Da kamen die Alten, die Männer mit ihren kurzen gelben Lederhosen und großen Stiefeln, langen Röcken, denen die hintern Knöpfe auf dem Streife saßen, und Westen bis an die Beine und dreieckigen Hüten, die Frauen in ihren Karsetten mit

langen Schößen von Kalmank, Wallis, türkischem Kattun oder Berkan, darauf breite Kragen mit Fressur (möchte jetzt wohl heißen Garnitur); um den Hals eine breite Sammetkrause mit Spitzen besetzt, die Röcke kurz und weit, die Schürze bunt oder weiß, hinten übereinandergehend, länger als der Rock; auf dem Kopf schwarzsammetne oder seidne Hauben mit einer Schneppe fast bis auf die Nase und langendigen Schleifen, darüber aber die Bärenmütze von Ruffpelz, die da aussah wie eine Kosakenmütze. Die kamen zum Teil schon eines weiten Weges daher, und wir saßen noch auf unserm harten Pferde, von welchem das beste war, daß es keine Sprünge und Männlein machte, ansonst dieses Buch nicht möchte geschrieben worden sein. Da kamen die Burschen mit ihren Mädchen. Viele davon ließen sich Handsprigen nachtragen, davon ich nicht wußte, was denken.

Nun kam aber seinerseits auch der Huchzvoater auf den Hof heraus, um die Gäste zu empfangen, dabei der Lipp-Christjahnß, ein kurzweiliger Bursche voll lustiger Schwänke, als Huchzibitter seinen Adjutanten machte. Wurde aber niemand freundlicher empfangen denn die reiche, taube alte Witib vom Grobmannshofe.

Nun kam der alte Hofmann und sagte: was er denn, der Beust, für eine Art von Musikanten hätte? Ob sie nicht wüßten oder ihnen nicht gesagt worden wäre, wie bei einer ordentlichen Bauernhochzeit am ersten Tage früh nach des Brautvaters seinem auch im Dorfe bei den Gästen müßten Ständchen gemacht werden. Oder ob sie eine neue Mode aufbringen wollten?

Unser Tyrann aber lachte, was er konnte, und sagte: da auf das Scheunendach sollte er sehen; da saßen wir seit Tagesanbruch und machten mit unsern Zähnen Musik. Dann sagt' er noch, wie einer von uns betrunken im Hause läge, und habe er uns auf die Scheune gesetzt, damit wir uns nicht alle betränken und am Ende keiner übrig bliebe, um das Brautvolf in die Kirche zu blasen.

Ich hatte nun wieder mein Bedenken wegen der Handsprigen, was die bei der Hochzeit sollten. War mir schon vorgekommen, daß bei solcher Gelegenheit geschossen, aber noch nicht, daß gesprigt werden

volle. Daß aber nun, der Brautführer an der Spitze, die jungen Bursche ihre Spritzen in der Tauchengrube luden, war mir noch merkwürdiger, und bog ich mich so recht danach herunter, um doch zu sehen, was aus der Sache werden sollte.

Das geschah denn nur zu bald, und hätt' ich wünschen mögen, ich hätt' es nie erfahren. Merkte auch sogleich, sobald ich nun eine Spritze voll von dem kalten übelriechenden Zeug im Gesicht hatte, daß es damit auf uns abgesehen sein möchte.

Der einen Ladung folgten nun noch viele, und blieb keiner von uns verschont; der saubre Brautführer aber schien für sein Teil mich allein auserwählt zu haben. Und wurde also unsre Lage noch um vieles verschlimmert, ehe durch den Befehl unsers Tyrannen, die Leiter wiederum anzulehnen, die endliche Erlösung daraus herbeikam.

Ich war nun ein solches Scherzen nicht gewohnt, was ich auch hausbacken genug den Flegeln zu vernehmen gab, und wollte auf der Stelle davongehn und nicht wieder an ihre Hochzeit riechen. Unten aber faßten sie uns mit Gewalt, indem sie sagten, es sei nur ein Scherz gewesen, und solche müßten bei einer lustigen Hochzeit sein. Es wär' auch ganz gewiß nicht unser Schade, wenn wir vernünftig wären, und würden wir für einen Rock, wenn der ja vernüßtet sein sollte, drei und mehr verdienen.

Warteten aber gar nicht ab, was wir erwidern würden, sondern rissen uns die Röcke vom Leibe mit Gewalt. Und mußte mich also drein ergeben so gut wie meine Kollegen, da ich doch lieber nunmehr gute Miene zum bösen Spiele machen als ohne Rock wiederum nach Meissen und Garschbach zurückkehren wollte. Was wieder ein schönes Thema zu Lügen würde abgegeben haben.

Wer aber am meisten seine Schadenfreude über unser Erleidnis in lautem Lachen und Jubeln gezeigt hatte, das war der Hannoveraner gewesen, der da schon wieder halb bezechet unter den Hochzeitsgästen stand und vor Lust umkommen wollte, wie wir ohne Röcke so ganz lenden- und herzenslahm dahergeschlichen kamen. Bei meinen übrigen Kollegen wollte nun die Traurigkeit sehr bald entweichen, da sie den Zeller sahen, den der Huchztbitter für uns herumtrug, auf

dem die Zehn- und Zwanzigkreuzer, so damals sehr Mode waren, so hoch aufeinander lagen, daß er das Gleichgewicht wohl halten mußte, sollte nichts herabfallen. Ich konnte nun freilich in meinen damaligen Umständen jeden Groschen nur zu wohl brauchen, da ich mich wegen meiner armen Schulwürmlein für Bücher und Karten beim Buchbinder in Schulden gesteckt hatte. Dazu gingen auch an meinem Frack und Hosen die Fäden an durchzuscheinen, und mein Schuhwerk, dessen ich bei meinem jetzigen Beruf so sehr benötigte, wollte auch heute lieber als morgen Bankerott machen. Und wollte doch auch meinem Stande als Schulmeister nicht zur Schande so gar ärmlich und erbärmlich umherlaufen. Das gewöhnliche Lohn aber, welches ich als Musikant hatte, wollte kaum für Nahrung meines Leibes zureichen.

Wäre aber dennoch im Gefühl beleidigter Schulmeisterehre davon gelaufen, wenn mich der Prinzipal nicht so flehentlich gebeten hätte, daß ich endlich das Bedauern des Zornes Herr werden ließ. Und hätte er ohne mich, da er sich auf den Hannoveraner nicht verlassen konnte, auch eine schlechte Ernte halten mögen. Dazu versprach er mir auch für künftig das Doppelte von dem, was ich zeither als Lohn erhalten hatte. Wußte aber schon, wie das zu nehmen war. Da er dies Versprechen jederzeit gebracht hatte, wenn er mich nicht hatte entbehren können, was er nachgehends allezeit nicht allein vergessen, sondern mir auch noch abgezwickelt hatte, wo er sonst konnte. Hatte auch, wenn ich die Sache reiflicher überlegte, sonst auf der Welt keine Ressource weiter. Mußte mich also wohl nach der Decke strecken und fünfe gerad' sein lassen.

Nun kam die Zeit, daß wir den Brautzug sollten in die Kirche blasen.

Da stand schon der Huchzibitter voran; hinter ihm der Brautführer, der nun ganz galant und schwarz angetan war und eine Schleife von rosa Band im obersten Knopfloch hatte, und wartete der Braut, die er führen sollte. Hinter ihm der Bräutigam, ein langer, aber ungescheiter Bursche, den uns die Maredore sehr recht beschriebenen hatte, und riß ein Maul auf bis an die Ohren vor Gähnen und

stand bald auf dem linken, bald auf dem rechten Bein wie ein Gansfert, damit er einen Zeitvertreib hätte, bis die Braut vor ihn und die Züchtjungfer neben ihn getreten sei, um ihn zu führen. War auch schwarz angetan, hatte aber eine grüne Schleife. Dahinter kamen nun die jungen Paare, die das Brautvolk in die Kirche geleiten sollten. Die Mannsen gingen schwarz und galant und mit langen, breiten, bunten Bändern am Knopfloch. Die Weibsen hatten Kornetten mit goldgestickten Fleckchen auf den Köpfen und mit langendigen schwarzen oder weißen Schleifen; die sich mehr deuchten, hatten bunte Umgebunge (waren Bänder um den Kopf herum, deren Enden und Schleifen hinten bis in die Gegend herabhingen, darauf man sitzt). Dann kamen, auch paarweise, die Alten. Wir waren nun ebenfalls mit Bändern an Kleidern und Instrumenten gepuzt, und hatte ich ein rosa Band am Zopfe, das im Winde über mir in den Lüften spielte wie eine Wimpel über einem Schiff. Und standen wir noch vor dem Huchztbitter und waren also recht die Ersten im Zuge.

Nun währte es den Leuten im Zuge und den Zuschauern zu lang, wie die Braut immer nicht kommen wollte. Der Huchztbitter brachte zwar allerlei vor, was das Volk zu lachen machte, und sagte unter anderm, auf unsern großen und dicken Hannoveraner deutend, der schon wieder so stark geladen, daß er hin- und herschwankte: „Um Gottes willen, Leute, daß der mit der Baßgeige nicht umfällt, sonst schlägt er die ganze Musik tot.“ Und was des mehr war, worüber die jungen Leute sich totlachen wollten. Die Bursche waren nun sehr ungeduldig, die Mädels aber waren recht zufrieden damit, daß sie sich länger vor dem Volk in ihrem Staate zeigen konnten. Die Alten fingen schon an mit Kuchenwerfen, indem sie, wie bräuchlich, rechts und links über die Brust weg nicht zu große Stückchen Kuchen in das Volk warfen, welches sich begierig darum balgte. Dazwischen hörte man auch, wie ältere Leute aus den Zuschauern die Gäste angingen mit: „Kinnt mir o ä Stückerl Kuchen zuwarfen.“ Worauf jene replizierten: „Haalt euch nur racht ran.“ Wer sich aber recht sehen lassen wollte, ließ sich vier Groschen wechseln und warf sie unter die Leute.

Der Bräutigam aber schrie uns mit einer rauhen Stimme zu: wir wollten wohl für jedes Stücklein auch noch besonders bezahlt sein? So sollten wir denn eins machen; er wollte sechs Pfennige daran wenden.

Worauf ein allgemeines Gemurmeln unter den Zuschauern entstand, welchen das vom Bräutigam zu knickerig vorkam. Er schrie nun, da er das wohl bemerkte: er würde kein Narr sein und viel Geld ausgeben, um ihnen die Ohren voll musizieren zu lassen, die nichts dazu gäben und doch noch räsonnieren wollten. Er wäre nicht so ein Narr, und sie könnten — er wüßte schon was.

Hörte ihn noch mehr daher schrein, konnte ihn aber nicht mehr verstehen, weil wir nun angefangen hatten, eins loszulassen. Der Huchzt-bitter tanzte dazu den Kreuzsprung um den ganzen Zug herum. Ein Teil von dem Volke schrie: der Christjahn wäre der Primör, andre aber schriegen: „Ihr wißt den Teufel! der alte Kofsmann ist der Primör.“ Wieder andre aber schriegen: es wäre eine Schande, daß der Beuß-Gutthelf seine Kosemarie einem solchen Kniebohrer gegeben hätte, der als Bräutigam nicht einmal Geld auswürfe.

Niemand aber war ungeduldiger als der Beuß selbst, daß die Kosemarie und die Maredore nicht kommen wollten. Wie die Maredore nun aus dem Hause kam, schrie er: wo denn die Kosemarie bliebe? Ob sie ihm noch nicht glaubte Pöffen genug gespielt zu haben?

Worauf die Maredore sagte: die Kosemarie wäre längst beim Zug. Sie, die Maredore, hätte noch an ihrem Rock eine Falte angestochen, die losgegangen gewesen. Die Kosemarie hätte ihr einstweilen vorausgehen wollen, und wüßte sie nicht, wo die Kosemarie wäre, wenn nicht schon eine gute Weile beim Zuge.

Nun erhob sich ein Rufen, eine um die andre von den Dirnen ging hinein, sie zu suchen; fand sie aber keine.

Mittlerweile kam ein Junge daher mit einem Myrtenkränzlein, ganz klein von Umfang, aber hoch, oben enger wie unten, dem ähnlich, das die Maredore als Züchtungsfer im Haar hatte, nur daß

dieses bunt war und mit buntem Band geziert und das, was der Junge brachte, grün und mit grünem Band. Daneben hatte er auch noch ein grünseidnes Umgebenge in seinen Händen.

Den Jungen nun sah alles verwundert an. Der Beust aber wurde ganz rot im Gesicht, wie es schien vor Zorn, indem er sagte, wo er das her hätte?

Der Junge sagte, er hätte es an der Elbe liegen gefunden auf dem Gras, das Umgebenge aber hätte sein Vater aus dem Wasser herausgefischt. Nun hätte er gemeint, das Zeug müßte jemand von dem Huchzvolke gehören, und da wär' es nun.

Darauf stieß die Mare-dore einen durchdringenden Schrei aus und erzählte nun unter reichlichen Tränen und Schluchzen und wiederholtem Geschrei und Anrufungen Gottes: wie die Rosemarie gestern, nachdem der Linken-Friede dagewesen, mehrmal geschrien hätte: „Ach Mare-dore, morgen soll ich die Vogelscheuche heiraten, den abscheulichen Gepfert-Hansgärge, und ich kann ihn nicht leiden und kann ihn nicht soviel leiden wie einen Frosch oder eine Werle. Nein, Mare-dore, eh' ich den heirate, lauf' ich in die Elbe. Das sollst du sehn! Aber der Gepfert soll keine Nacht Ruhe haben vor mir. Zehnmal will ich ihm erscheinen jede Nacht, bis er sich zu Tode gefürchtet hat.“ Nun brach sie wiederum in ein Geheul aus, in das eine nach der andern von den Mädchen und Weibern einstimmte. Am lautesten aber schrie die alte taube Witib, die vor Schluchzen kaum die Frage herausbringen konnte, worüber doch eigentlich geweint würde? Nun mochte keine die Sache in Beusts Gegenwart mit dem rechten Namen nennen, mußte daher die gute Frau in Unwissenheit darüber bleiben, was aber ihrem Weinen und traurigem Bezeigen keinen Eintrag tat.

Der Gepfert-Hansgärge aber wurde immer bleicher und schnitt ein Gesicht, über welches man im größten Jammer hätte lachen mögen; der Beust aber wurde immer röter und begann am ganzen Leibe zu zittern.

Endlich raffte er sich auf und ging des nächsten Weges nach der Elbe zu. Worin nicht allein die Gäste, sondern auch die sämtlichen Zuschauer folgten. Und war es merkwürdig, mit welchem Schweigen

die Menge, die vorhin so bunt durcheinander geschrien hatte, zusah, was aus der Sache werden wollte. Muß aber selten etwas so schlecht zu einem andern Dinge gepaßt haben als die Kleider der Gäste zu ihren Gesichtern. Noch eh' wir aber an die Elbe selbst gelangt waren, kamen uns Leute ganz bleich und verwirrt entgegengeköpft: in der Elbe schwimme ein Leichnam. Von drüben seien sie daran, ihn herauszufischen, und hätten schon nach den Gerichten geschickt.

Und nun konnten wir auf einmal die Elbe ein gutes Stück weit vor uns sehen. Da schwamm denn drüben, wo das Wasser einen ganz kleinen Bogen machte, ein Weibsen in einem schwarzen Kleide mit Spitzen am Halsausschnitt besetzt und einem bunten Lag mit Goldtressen geschnürt. Von drüben waren sie in einer Schluppe herumgefahren an die Stelle, wo man des hohen Ufers wegen nicht zu der Leiche konnte. Sie nahmen sie nun in die Schluppe und brachten sie an die Stelle, von wo sie ausgefahren waren. Dasselbst standen schon einige Herren bereit, die Leiche zu besichtigen, worauf sie auf einen Wagen gepackt und fortgefahren wurde. Einer unter den Zuschauern auf unsrer Seite sagte: „Die wird nach Dresden gefahren auf die Akademie, wo sie die Leichnamer zerschneiden.“ War aber sogleich wieder still, da ihn jemand mochte angesprochen oder sonst aufmerksam gemacht haben, wie daß ja der alte Deuß nicht weit von ihm stünde.

Der aber, nämlich der Deuß, brachte nun zwischen seinen zitternden Lippen etwas hervor, was wie ein desperates Gelächter klang, und sagte: „Geht ihr recht dafür, daß sie ihren Leuten die Schande angetan hat. Soll mich umsonst haben ärgern wollen. Sollte heißen, der Deuß ist nun auch ein Neuer geworden und gilt nicht mehr, was er sagt: wer mir keine Tochter ist, dem bin ich auch kein Vater! Soll sich geirrt haben, wenn sie dachte: „Nun will ich ihm wenigstens seine Hochzeit verderben.“ Daß du selbst verderben sollst! Was der Deuß gesagt hat, das hat er gesagt. Man soll froh sein, wenn man ein böses Kind los ist. Kommt, ihr Gäste und Nachbarn! Das Vieh ist einmal geschlachtet und alles angeschafft. Der Deuß hat gesagt: Eher soll das Jubeln und Schwärmen nicht aufhören, bis der letzte Wissen

fort ist. Jetzt geht es ins Huchzthaus zum Kaffee und Essen, hernach in die Schenke, und der ist Beusts Freund gewesen, der ein finster Gesicht macht."

Wir wußten nun alle nicht, was wir dazu sagen sollten, und sah immer einer den andern darum an. Er ging voraus, und wir alle folgten ihm nach, und war keiner, der ein Wort hervorgebracht hätte vor Erstaunen, was das noch werden wollte.

Und ging's denn nun vorerst an den Kaffee. Da gab's Stolle, Bebe, Sternkuchen, Napfkuchen, Manschkuchen, Pappkuchen, Eierscheckkuchen, Grieskuchen. Die Gäste setzten sich, wie sich's gehört, die Männer zusammen, und die Weiber zusammen, die ältesten Paten voran, und der Huchztvater und der Huchztbitter schenkten ein und nöthigten, und es war gar nicht lang, so hätte keiner, der etwa der Sache unwissend hereingetreten wäre, vermeint, wie daß der Hochzeit die Hauptsache fehlte. Nur schäg' ich, daß gar manche von den Gästen sich ärgerten, daß der Beust, auf den sie alle einen Spieß hatten von wegen seines Hochmutes, sich nicht so sehr über die Sache ärgern wollte, als ihnen lieb gewesen wäre, der aber für sein Teil recht gut wissen mochte, warum er sich die Sache nicht allzusehr zu Herzen nahm. Viele mochten ohnehin nur aus Neugierde geblieben sein; einigen aber lachte die Lust unverhohlen aus dem Gesicht, daß sie sollten herrlich leben und nichts dafür schenken. Der Bräutigam aber vergaß seinen ganzen Unstern und tutschte solche Brocken in den Kaffee, daß er, wenn sie noch vollends im Getränke aufgequollen waren, sein Maul kaum weit genug aufreißen konnte und noch überdies die Hände als Reile zur Hülfe nehmen mußte. Dazwischen schrie er, was er auch leise hätte abmachen können, da der Brautführer neben ihm saß, diesem ins Ohr, daß es alle hören konnten: wie es ihm nun eigentlich lieb wäre, daß die Sache so gekommen wäre. Nicht etwa, weil die Rosemarie den verlaufenen Linken-Friede lieber gemollt; denn das wär' dummes Zeug, und er hätt' ihr's schon eintränken wollen. Aber er könnte den Beust nicht leiden, der wollte immer regieren, und er wär' selbst alt genug. Seine Verwandten hätten ihn dazu überredet, und er wär' nur deswegen nicht wieder

abgesprungen, weil er wußte, daß der Beußt ein desperater Kerl sei und schlimmer mit Kniffen wie ein Advokat. Nun machte sich aber die Sache von selbst. Er wußte aber auch recht gut, daß der Beußt selber froh wäre über die Geschichte, wenn er sich's auch nicht merken ließe. Die Rosemarie sei ihm immer ein Dorn im Auge gewesen, und sollte er, der Brautführer, nur glauben, der Beußt wär' imstande, nun gleich selbst Hochzeit mit der Witib zu machen, wenn er sich nicht vor dem Gerede fürchtete.

Der Brautführer fragte ihn, ob er sich nicht fürchtete, weil die Rosemarie ihm als Geist erscheinen wollte. Das schien nun mein Hansgärge ganz vergessen zu haben, und fiel ihm vor Schrecken der halbe Kuchen, den er eben in sein Maul schieben wollte, aus der Hand und wiederum in die Tasse. Nun weiß ich aber nicht, wie er sich von seinem Schrecken wiederum erholt haben mag, da es bei mir nun galt auf die Notizen sehen.

Darüber kam nun so allgemach Essenszeit heran.

Da wurde aufgetragen, daß die Tische sich biegen wollten. Da kam erstlich Biersuppe mit kleinen Rosinen; darauf Rindfleisch mit Reis und großen Rosinen; pro tertio Karpfen mit Krautsalat und auch mit Sauerkraut; dann alte Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Rinder-, Kalbs-, Schweine- und Schöpfenbraten; dazu rote und weiße Rüben, Stangennüßchen, Preiselbeeren, Kapuntila und Pflaumen, beides, eingelegte und Rus; zuletzt die Butterlämmchen mit rotseidnen Halsbändlein. Der Herr Schulmeister gab, wie sich's gehört, die Suppe herum und schnitt auch Fleisch und Braten vor, wobei er sich und dem Herrn Pfarrer, der neben ihm saß, nicht das Wenigste und Schlechteste behielt. Worüber unter den Gästen nicht wenig Murrens war und manche Alte laut über der Geistlichen Habgier (sollte heißen: Habsucht) räsionierten. Und tat sich darin namentlich die älteste Frau Pate hervor: sie hätte nun in sieben Jahren kein Gänseherzlein gegessen, weil ihr Eheherr dasselbe zu verzehren pflegte. Drum hätte sie sich so sehr auf die Hochzeit gefreut, aber nun fräßen der Pfarrer und der Schulmeister das Beste vornweg, und hätte sie nun, wie die andern Gäste auch, das Nachsehn. Ein Alter, der ein

gut Stück von ihr saß, schrie ihr zu: ob ihr das was Neues wäre? Das wäre bei keiner Hochzeit anders. Wenn man was Gutes wollte, mußte man warten, bis die Geistlichkeit satt wäre. Und auch dann, wenn sie selber auch nichts mehr essen könnten, rückten sie aus Reid nicht mit den guten Bissen heraus. Nun wußte der, nun der noch etwas dazu zu setzen; manche waren ganz erboßt, schlugen wohl auch auf den Tisch und schreien, damit die es hören sollten, die sie meinten, ganz laut. Andre wiederum lachten darüber. Der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeister aber schienen solcher Dinge ganz gewöhnt, und verdarb das Reden keinem davon den Appetit; der Herr Schulmeister, der da meinen mochte, nachholen zu müssen, was er beim Vorschneiden versäumt hatte, hieß desperate Bissen verschwinden und schwigte vor Eifer, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf seinen dicken Backen stand.

Nun kam die Zeit heran, wo das Weibsvolk eine schwarzseidne oder sammetne Haube, hinten rund, vorn mit langer Schneppe, dazu mit breiten Schleifen, heimlich von Hand zu Hand bis zu der ältesten Pate gehn zu lassen pflegt, die dann mit leiser Hand der Braut das Kränzlein von den Haaren nimmt und es eben so leise mit der Haube vertauscht, und der Bräutigam auf gleiche Weise von dem ältesten Paten mit einer Zipfelmütze gekrönt wird. Die Weibsen nun mußten, weil ihrer Komödie der Hanswurst fehlte, ihre Sache unterlassen. Gepfert-Hansgärge aber mußte die Zipfelmütze tragen. Und hatt' es der Pate so gut gemacht, daß der Hansgärge nichts eher davon merkte, bis ihn alle unter angestimmtem lauten Gelächter mit neckischen Gesichtern darauf ansahen. Der Gepfert aber verstand den Spaß schlecht. Und da er vorderhand das Maul zu voll hatte, um mit Redensarten anzüglich zu werden, riß er die Zipfelmütze herab und warf sie grimmig vor sich hin, so daß sie in das Sauerkraut fiel. Vorüber das Gelächter nur zunahm. Nun war es lächerlich zu sehen, wie er drückte, um das, was er im Munde hatte, hinunterzuschlingen, wobei ihm die Augen vor Wut und Anstrengung aus dem Kopfe heraustraten, damit er seinen Zorn in Worten herauslassen könnte, das aber, was er gern verschluckt hätte, nicht hinunter-

bringen konnte und vor Ungeduld auf seinem Stuhl herumhopschte wie ein kleiner Junge, der da für einen wirklichen Reiter gehalten sein will.

Und hätte die Sache noch einen übeln Ausgang gewinnen können, wenn nicht der Huchtbitter nun die Gäste nach ihrer Ordnung aufgezo- gen hätte, damit in die Schenke gezogen würde. Wir mußten nun wieder voran, und stand alles wieder so wie vorher, da es in die Kirche gehn sollte. Wurde auch unterwegs wieder Kuchen geworfen.

Nun hieß es: „Schwenkt euch!“ Wir spielten auf, einen um den andern. Die Alten wollten zwar ihr Bedenken haben, daß getanz- t würde, da die Rosemarie sich nur vor einigen Stunden ertränkt hatte. Die Jungen aber lehrten sich daran nicht, und war mir doch höchst verwunderlich, wie sie einander nach solchem Vorgang so lustig schwenken mochten, da mir, der die Rosemarie noch gar nicht gesehen, der Ton wollte in der Kehle stecken bleiben. Und trieben's gerade der Brautführer und seine Maredore am ärgsten. Da wurde ge- tanzt: Polisch, Menuett, Ländersch, Steierisch, Zweitritt, Schottisch, Großvalertanz, Klasschianz, Kosalentanz, Hupper, Kreuzsprung und immer dazwischen wieder ein Dreher. Der Gutthelf und die Mare- dore nun tanzten den Dreher, daß es eine Lust war. Und drehte der Gutthelf die Maredore einen ganzen Tanz über ohne Absetzen auf einem Fleckchen nicht größer als der Boden von einem Eimerfaß, ohne daß sie auch nur um eines Zolles Länge darüber hinausge- treten oder in der Länge des Tanzes von ihrem ersten Flecklein ab- gekommen wären.

Einmal kam er auch an mich heran und sagte: ich machte ein Ges- sicht, weil sie so fröhlich tanzten, hätte aber gar keine Ursache dazu, da ich ja doch und niemand sonst an der Rosemarie ihrem Tod schuld wäre. Worüber ich mich entsetzte und ihn fragte, wie er etwas so aus der Luft greifen könnte. Er aber fragte mich nun wieder, was mir doch das Spionieren vergangne Nacht eingetragen hätte? Was ich noch weniger verstand, aber nichtsdestoweniger mich ängstigen mußte. Er aber fuhr fort, wie sie wohl wußten, daß ich vom Deußt ge-

wonnen worden wäre, sie zu belauern. Und sollte mich doch ja nicht stellen, als hätt' ich den Linken-Friede, ihn und die Mare-dore in Wahrheit für Diebe angesehen, wie ich so schrecklich geschrieen hätte, daß der Linken-Friede, der die Rosemarie davon führen wollen und die Leiter schon angelehnt gehabt, unverrichteter Dinge fortgemußt hätte. Und sie auch ferner nicht zustande hätten kommen können, weil der Beust hernach selber bei der Rosemarie gewacht. Ich sollte aber ja nicht denken, daß man so etwas umsonst tun könnte. Es würde mir schon noch nach Verdienst gelohnt werden. Ich sollte dabei nicht so dumm aussehen; er wüßte recht gut, daß ich's hinter den Ohren hätte. Und was des mehr war.

Ich war nun aber so erschrocken über das, was er mir gesagt hatte, daß ich ganz kraftlos auf meinen Stuhl zurückfiel und nicht daran dachte, mich zu verteidigen, sondern währenden Blasens schwere Seufzer ausstieß darüber, daß ich so ohne Wissen und Willen so schweres Unglück hätte verursachen müssen. Und war mir wie einem Mörder zumute, der mit Scherzen und Spielen ein seiner Meinung nach ungeladen Gewehr auf einen lieben Freund und Geschwister abgedrückt. Sah auch keinen Trost von keiner Seite. Und duckte mich voll Herzensangst hinter meinem Pulte zusammen, weil ich dachte, jeden Augenblick müßte aus irgendeiner Ecke eine Hand nach mir reichen und ich die Worte hören: „Das ist er, dort! Der mit der Schiffmütze ist der Mörder. Der in dem grünen Frack ist schuld an Rosemariens Tod.“ Blies dabei meine lustigen Melodiceen wie in wahnsinniger Desperation in den Tanzboden hinein, ohne zu wissen, was ich tat.

Sah nur immer auf den Brautführer, und wenn er mit jemand redete, fuhr mir's allemal heiß vom Herzen nach dem Kopf herauf und hinten am Genick eiskalt hinab. Wie nun der Abend herankam, ging er mit seiner Mare-dore und noch einigen hinaus.

Ich hätte mir nun denken können, da ich wußte, wie's auf Bauernhochzeiten bräuchlich ist, daß sie hinausgingen, um verkleidet wieder hereinzukommen; war aber meines Verstandes so wenig Herr, daß ich voll Angsten nachsann, was sie wohl tun wollten und ob

das nicht auf mich ginge. Dazu fiel mir auch mein eigen Unglück ein, kam mir aber vor wie gar nichts neben dem, was ich auf dem Gewissen hatte.

Nun wollte es schon dämmerig werden, als auf einmal die Thüre weit aufging und etliche hereinkamen, die Soldaten oder Polizeidiener sein mochten, worüber mir abermals mein ganzes Blut zu Kopfe stieg. Hinter ihnen kam ein Jude mit einem großen Bart, der sich mit einem speckbäuchigen Mönch führte. Darauf kam einer, der ein Löpschen anhängen und ein Holz und eine Bürste in der Hand hatte. Dieser nun kam, während die Vorhergekommenen, dazu auch einige Tirolerinnen und wendische Bauernmädchen auf dem Tanzboden herumgingen, herauf zu uns und wollte mir meine Schuhe schmieren. Worüber ich in die größte Verlegenheit geriet, aber alles Deprezieren ohne Frucht blieb, auch daß ich ihm sagte, ich wäre in schwerer Traurigkeit und nicht zum Spaßmachen aufgelegt.

Nun entstand aber auf dem Tanzboden plötzlich ein solches Geschrei, daß ich, meinen Schubsmierer vergessend, mich hinunterbog. Und Wunderdinge sah, dergleichen ich mir nicht geträumt hatte. Hatte nämlich der Jude den Mönch vor den Bräutigam geführt und dieser, nämlich der Mönch, seine Kutte fallen lassen. Der Bräutigam nun schrie wie besessen, indem er, was hast du, was kannst du, aus der Thüre und davon lief.

Die andern waren nicht weniger erschrocken, und merkte ich nun, daß es Verkleidete waren, und zwar an dem Ruf: „Rosemarie!“, daß der Mönch niemand anders denn die Braut war, die wir alle tot und weit fort meinten von hier. Sie war nun sehr blaß und angezogen, wie wir sie hatten schwimmen sehen, weshalb sie der Bräutigam für ihren Geist genommen haben mochte. Um den Kopf aber hatte sie dasselbe Umgebenge, das der Junge heut hatte wollen gefunden haben, und auf den Zöpfen dasselbe Krönlein mit Glutern. Da war denn Freude in allen Ecken. Nur der Beust, auf den nun der Jude die Rosemarie zuführte, schien sich wenig oder gar nicht über seiner totgeglaubten Tochter lebendige Wiederkehr zu freuen. Wenigstens mochte er haben wollen, daß es also schiene. Und schätz' ich, daß er

nicht so gleichgültig im Herzen gewesen, als er zu sein vorgab. Denn obwohl er keinen Zug in seinem Gesichte veränderte, wurde er doch einmal ganz blaß, dann wiederum ganz rot.

Der Jude aber warf den Bart von sich, der also ein falscher gewesen war, und sah ich nun, daß es kein anderer war als der Friede, den ich gestern mit dem Beust reden und alsdann wie einen Desperaten vorbeireiten gesehen hatte. Einer, der sich ebenso über seine unverhoffte Wiederkunft wundern mochte als ich, schrie: „Und bist nicht in die weite Welt geritten, Friede, wie du gestern vorbeifamst?“

Worauf der Friede replizierte: „Nicht in die weite Welt, aber nach Meissen, um den Trauschein und Aufgebotserlassung zu holen. Und mußte doch noch ein Krönlein und Umgebunge da sein, wenn das andre ertrinken sollte.“

„Aber,“ schrie wieder ein anderer, „wie ist denn nur die Rosemarie wieder lebendig worden? Haben sie doch alle mit leiblichen Augen ertrunken gesehen?“

Darauf sagte der Friede wiederum: „Einen Haubenstock ertrinken lassen, das ist kein Totschlag, und nasse Kleider werden wohl wieder trocken. Die aber den Haubenstock aufhoben, waren Schulkameraden von mir, wie ihr wißt; von den Gerichtsleuten war ich aber selber einer.“

Man sah nun, was der Friede sich auf seine List zu gute tat. Den Beust aber, schätz' ich, mochte das zumeist kränken, da er immer der Klügste sein und in seinem Leben niemals geleimt sein wollen. Wie die beiden nun an den Beust gekommen waren, sagte der mit etwas zitternder Stimme, und hätte, schätz' ich, viel darum geben mögen, wenn niemand das Zittern gehört oder er es hätte verbergen können: „Linken-Friede, du bist schon wieder zurück aus der weiten Welt?“

„Das bin ich,“ sagte der Linken-Friede, „und komme zurück, weil ich denke, Ihr werdet vernünftig sein und werdet denken: ‚Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist,‘ wie's im Liebe heißt. Und werdet froh sein, daß Ihr den Gepsert so mit guter Manier los-

geworden seid und Eure Rosemarie besser angebracht habt als an jenen. Ihr seid doch einmal ihr Vater, und Ihr werdet's ihr nicht nachtragen, wenn Ihr gescheit seid."

„So?“ replizierte der Beust, indem seine Nase ganz spitzig und bis an die Spitze schneeweiß wurde. „So? Muß ich also gescheit sein, wie Ihr meint, Linken-Friede? Meint, weil Ihr so gut wegkommt mit Eurer Gescheitigkeit? Wenn ich nun aber nicht so gescheit wäre, wie Ihr meint?“

Der Friede war ein wenig überrascht und sagte: „Was? Beust? Ihr wollt Euer Wort nicht halten? Hier hab' ich mehr als zehn Zeugen, was Ihr gesagt habt. Wenn morgen um die Zeit, habt Ihr gesagt, die Rosemarie noch lebendig ist, habt Ihr gesagt, dann, habt Ihr gesagt, sollst du sie kriegen, Linken-Friede. Sag' ich mehr, ihr Männer, als wahr ist?“

„Nein, nein,“ klang es da aus allen Ecken, „das habt Ihr gesagt, Beust, und dürft Euer Wort nicht leugnen.“

Nun wurde der Beust blutrot und tat einen Schritt, um nicht zu sagen einen Sprung, nach dem zu, der zuletzt gesprochen hatte, und schrie: „Wer erinnert den Beust an sein Wort? Ist der Beust so schwach im Kopfe, daß er nicht mehr weiß, was er spricht? Wo ist die Rede da von meinem Wort? Deshalb, daß ein Betrüger ein gesprochen Wort mißbraucht hat, soll das Wort sein Gelten nicht verlieren. Vom Wort ist jegund nicht die Rede. Was der Beust gesagt hat, das hat er gesagt. Aber daß er so gescheit sein will, wie der da meint, das hat er nicht gesagt, der Beust. Wer kann auftreten und sagen: ‚Die mich in meiner Ehre gekränkt hat vor aller Welt, soll mein liebes Kind bleiben; das hat der Beust gesagt?‘ Der Beust aber sagt: Mein Kind ist ertrunken. Denn es ist besser so, als wenn sie lebt als eine solche, die sich und ihren Freunden zur Schande werden konnte, um zu ihrem Willen zu kommen. Hab' ich gesagt: Der Linken-Friede und sein Weib sollen meine Erben sein? Was sollt' ich um fremde Leute sorgen, Nachbarn?“

Bei dieser Rede nun fiel ihm seine Tochter laut weinend um den Hals; er sollte ihr doch verzeihn. Sie wollten ihn gewiß gut halten,

und er sollte es nicht bereuen, wenn er von seiner Härte lassen wollte. Worauf er sich ihren Armen entzog und fast etwas höhnisch replizierte, daß man nicht beides haben und behalten könnte, das Geld und die dafür gekaufte Ware. Und wollte sie nun auch die Ware, die sie um das Geld gekauft, wieder hingeben und ihr Geld wieder nehmen, der Handel wäre geschlossen. Sollte gehn, wohin sie wollte; bei ihm stünde kein Stuhl mehr für sie. Und sollte niemand sagen, daß er ihr Vater wäre, damit er sich nicht auch noch schämen müßte.

Der Friede war etwas verdußt und sagte nun trozig: „Ihr habt gesagt, Eure Hochzeit soll nicht eher aus sein, als bis der letzte Bissen verzehrt ist. Wollt Ihr das leugnen? Ihr könnt es nicht. Fortgespielt, Musikanten! Morgen geht die Hochzeit erst recht los. Wir tanzen nun den Brautreihn, Rosemarie; ob er vor der Trauung oder nach der Trauung getanz't wird, das ist einerlei. Heda! einen aufgespielt. Der Friede läßt sich nicht lumpen. Ein Schuft meines Namens, wenn ich euch ein ander Stück aufwerfe als harte Taler.“

Unsern Prinzipal begeisterte das mit den harten Talern, und sollte die Musik eben losgehn, als der Beußt mit lauter Stimme rief: „Huchztbitter, Ihr wißt, wen Ihr geladen habt. Habt Ihr den Linken-Friede hier geladen? Nun gut. Wißt Ihr, Linken-Friede, was man mit ungebetnen Gästen tut? Ein ungebetner Gast gehört vor die Thür! Geht gutwillig, eh' ich meine Knechte rufe!“

„Wollt Ihr Hochzeit machen ohne Bräutigam?“ schrie dagegen der Linken-Friede. „Denkt Ihr, Ihr habt den Hochmut und den Troß allein gefressen? Ihr müßt es Euch für eine Ehre schätzen; Ihr seid ein Gärtner gegen mich, ich bin ein großer Mann gegen Euch. Und Ihr habt gesagt, die Hochzeit soll dauern bis zum letzten Bissen.“

„Das soll sie auch!“ schrie der Beußt. „Ich und meine Gäste bleiben zusammen, bis der letzte Bissen fort ist. Ihr aber seid kein Gast. Seid Ihr ein Vagabund, oder was Ihr wollt, Ihr sollt hinaus!“

„Ihr wollt die Hochzeit dauern lassen ohne Bräutigam?“ schrie der andre wieder. „Seht Ihr nicht, daß Ihr gelogen habt? Ihr sagtet: die Hochzeit sollte so lang dauern. Ist das eine Hochzeit, wo kein

Brautreihen getanz't wird und nicht Glück gewünscht und geschenkt? Ihr seid kein wahrhaftiger Mann, Beußt. Ihr seid ein Maulmacher, Beußt! Ein Lügner! Wißt Ihr's? Ihr müßt Euer Wort halten, und ich tanze jetzt mit der Rosemarie den Brautreihn, und wenn Ihr zehn Teufel im Leibe hättet. Heda! Aufgepielt! Der Linken-Friede legt nicht unter einem Dukaten auf."

Unserm Prinzipal lief das Maul voll Wasser, und steckte er aus Eifer das Unschlittlicht, das er eben in der Hand hielt, anstatt seiner Trompete hinein, um nur recht schnell los zu blasen. Konnte nun des Bergreifens halber den Beußt nicht hindern, daß er wieder hörbar wurde. Und sagte der Beußt nun, indem seine Nase abermals freide=weiß wurde, noch höhnischer denn vorher:

„Nun gut, Linken-Friede, so will ich denn gescheit sein, weil Ihr es wollt. Und will mein Wort halten und tun, als wenn einem ehrlichen Mann ein bergelaufner Betrüger befehlen müßte, ehrlich zu sein. Ihr wißt wohl, ihr Nachbarn, daß so einer daherkommen muß, um den Beußt an sein Wort zu erinnern. Der Beußt ist der nicht, der unersinnert Wort hält. Heda, Musikanten! Eins für Bräutigam und Braut! Nicht zu schnell, im Schritt! Was ein andrer geben will, das hat der Beußt schon gegeben."

Damit nun faßte er das Weibsen, welches fast taub, aber eine reiche Witib war, mit der er, wie ich wohl gemerkt, nach seiner Art zum öftern scharmiert hatte, unter den Armen und schwang sie herum, daß sie lachte, wiewohl sie nun so wenig wußte, was Ursache sie zu Lachen hatte als vordem mit Weinen. Und wie er sie wieder an ihren Platz gestellt hatte, so sagte er nun zu den andern, von denen niemand verwunderter war als Linken-Friede, wie sie sähen, die Hochzeit ginge fort, ohne daß etwas fehlte, und er sollte unwahr gesprochen haben. Und sei er selbst der Bräutigam und die reiche Witib die Braut.

Nun erhob sich ein Gratulieren und Knicksen unter den Gästen, und war es kurzweilig, wie nun die Taube wiederum währenden Lachens und Gegenknicksens bald rechts bald links fragte, warum sie doch so lachten und gratulierten und die vielen Knicks'e machten.

Linken=Friede aber ersah zur Genüge, daß er nun in der That möchte überzählig sein. Schickte sich daher zum Gehen. Rief aber vorher noch laut in den Tanzboden hinein, wie seine Hochzeit sollte auf Rossmanns Hofe gefeiert werden. Und seien alle Gegenwärtigen geladen, ihn morgen in die Kirche zu geleiten und seine Gäste zu sein beim Kaffee, Essen und Tanz. Worauf er sich, ohne den Beust weiter zu beachten, absentirte und fast alle die Jungen, auch einige Alte, darunter der alte Rossmann, ihm folgten.

So war ich nun doch meiner Armesfünderangst ledig geworden und fühlte mich trotz meines übrigen Unglückes so frei, daß ich aus Erfahrung sagen kann, wie daß es kein wahres und unheilbares und unvergeßliches Unglück weiter gibt als ein böses Gewissen. Wollte es nun gerne geduldig tragen, daß der als Schuhschmierer Verkleidete mir, wie ich nun sah, vorhin meine ganzen weißen Strümpfe beschmiert hatte, als wenn es Stiefel wären, und kein Wörtlein darüber sagen oder auch nur denken.

Nun waren denn zwei Hochzeiten zugleich im Dorfe, von denen jede die andre überbieten wollte. Die Höfe lagen auch so nah, daß es zwischen den beiderseitigen Gästen gar nicht selten zum Wortwechsel kam. Gesah auch mitunter, daß die von der einen Hochzeit welche von der andern zur Desertion beredeten.

Nun hatte zwar der Beust die Klugheit gebraucht, sich zuerst zur Trauung anzumelden; der Linke aber war noch klüger gewesen und hatte von einem Teil der Seinigen das Wirtshaus schon besetzen lassen, so daß der Beust nicht mehr hineinkonnte, und ihm schon zuvor= gekommen war. Versuchte zwar einen Sturm, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Worauf er, so gut es ging, eine Scheune in einen Tanzboden verwandelte, und allda getanzt und gesprungen und allda und auf seinem Hofe gegessen und getrunken wurde, bis der letzte Bissen verzehrt und er seines Wortes quitt und ledig war.

Dämon Geld

Eine Alterweibergeschichte

Aus den fünfziger Jahren

THE HISTORY OF

THE

REIGN OF

THE

Erstes Kapitel

Es hat noch keinen Begriff

„Aber Wase Annemarth, du hätt'st lieber deinen grünen Rock sollen anziehen. In dem grünen Rock hab' ich dich lieb, in dem schwarzen da mag ich dich nicht, gar nicht; gar nicht, Wase Annemarth, daß du's nur weißt. Und hätt'st mir auch mein schönrot Kleid können anziehen. Das da sieht so schwarz aus; ich mag es gar nicht gern, das kannst du mir glauben, Wase Annemarth.“

„Ei wohl, Lieble, glaub's gern. Aber wo's paßt; wo die Sach' grün ist, da gehört sich ein grün Kleid; wenn die Sach' anders ist, muß auch der Rock anders sein.“

„Ja, so ist die Sach' wohl schwarz, Wase Annemarth?“

Die Wase nickte, und das Gesicht, in das sie sah, nickte wie sie. Es war ein braves ehrliches Gesicht, in das sie sah, etwas nüchtern, nicht eben schön, aber häßlich gewiß auch nicht. Ein Frühlings- sonnenstrahl, der zu einem der zwei kleinen Fenster hereinfiel, streifte die rosigen Spitzen von zwei kleinen Fingern einer fragend ausgestreckten kleinen Hand, ragte dann wie ein goldener Balken oder wie eine lange Röhre von durchsichtigem Gold, in welcher unzählige vergoldete Mehlstaubatome um die durchbrochenen Schatten vom Geranium im Fenster sich im zitternden Tanze drehten, durch das dunkle Zimmer und verschwand in einem Haufen von Kränzen, Sträußen und einzelnen Blumen und Blätterzweigen auf dem weißen Sand der Diele nahe der Thür.

Das Kind nickte auch und sah so ernsthaft aus wie die Wase. „Das ist doch recht dumm“, sagte es. Es wußte weiter nichts von

der Sache, als daß sie schwarz war. Aber sie brauchte weiter nichts, um ihm zu mißfallen.

„Aber was fliegen denn da drauß die roten und gelben Schmetterlinge herum, wenn die Sach' schwarz ist? Das kann sich doch gewiß nicht schicken.“

„Ei, Liesle, das hat zwei gute Gründ'. Erstlich geht die Sach' die nicht an, hernach sind's arme unvernünftige Kreaturen; die brauchen nicht zu fragen, was sich schickt. Denn dazu hat der liebe Gott den Menschen die Vernunft gegeben, damit sie wissen, was sich schickt, und ihr Leben danach einrichten können.“

„Und was schickt sich denn eigentlich, Base Annemarth?“

„Was recht ist.“

„Und was ist denn recht?“

„Ei, dummes Kind, eben, was sich schickt.“

So sagte die Base; wer aber meint, ihre Stimme hätte Ungeduld verraten, als sie so sprach, der tut ihr schreiendes Unrecht. Das Gesicht, in das sie unverwandt dabei blickte — und beiläufig gesagt, es war das leibhafte Abbild ihres eigenen, denn sie stand vor dem kleinen Spiegel zwischen den zwei kleinen Fenstern —, zeigte nicht eine Spur von Ungeduld. Es war aber auch keine Stelle darin, wo sie hingepaßt hätte. Das Gesicht schien keiner Aufwallung zugänglich, wie sie auch heißen möchte, aber es wies ebensowenig von jenem Phlegma, das die Dinge gehen läßt, wie sie wollen. Es war ein verständig-zusammengerafftes Gesicht, an dem kein Knopf unzugeknöpft, kein Band unzugebunden herabhing oder herumflatterte, die Strümpfe nicht Falten schlugen oder gar schlappig auf die Füße herunterfielen; nein, kein Fältchen darin, nichts der Quere gestellt; alles reingekehrt, keine Spur von einem Stäubchen auf oder unter den Möbeln und kein unnützes Möbel darin und auch kein Platz für ein unnützes.

„Ei, eben, was sich schickt,“ sagte sie.

Dabei setzte sie sich und dem Gesichte vor ihr eine mit schwarzem Krepp verzierte, silbergraue, hohe Bänderhaube auf und band die Bänder in zierlicher Schleife so fest unter dem Kinn, daß das Fleisch davor und dahinter heraustrat wie die Ufer über den Spiegel eines

Baches. Wie zur Erklärung dieses Tuns, in dem das Schickliche so sichtlich über das Behagliche triumphierte, fuhr sie fort, indem sie eine Frage beantwortete, die das Kind nicht tat, aber hätte tun können:

„Ei, dummes Liesle, wenn jemand fragen dürfte warum, oder wenn jemand sagen könnte warum, da handelte sich's eben nicht um das Sich-schicken. Nun, unsre Eltern machten's so, weil sie's von ihren Eltern sahen, und die hatten's ihren Eltern nachgetan und die wieder den ihren; und so tun wir's nun auch, und so werden's unsre Kinder und Kindesfinder tun, so lang die Welt steht, denn, siehst du, Liesle, es schickt sich einmal so.“

So sagte die Base, und in ihrem Gesichte und dem Gesichte vor ihr war zu lesen, daß sie keinen Einwand annehme, wer auch ihn versuchen möchte, und durchaus nicht zugeben würde, daß irgendeine ihrer Ahnmütter die erste gewesen sein müsse, die ein Haubenband zum Marterwerkzeug ihres Fleisches bestellt, daß also irgendeine irgend einmal einen andern Grund gehabt haben, noch daß irgendeine irgend einmal einen andern Grund haben könnte zu solcher Selbstquälerei, als den die Base angegeben: denn es schickt sich einmal so. Noch weniger, daß einmal eine Zeit kommen könnte, die die Haubenbänder bequemer [zu knüpfen erlaube].

Und da nun ihr Anzug beendet und sie wusste, daß ihre Gegenwart andern Orten notwendiger war als der alten braunen Stube, und ihr Wichtigeres oblag, als mit einem Kinde zu plaudern, sah sie noch einmal prüfend auf das Gesicht vor ihr, dann an ihrer eigenen stattlichen Gestalt herab und setzte dann diese nach der Türe zu in Bewegung. In der Türe wandte sie sich und sagte: „Daß du nicht eher aus der Stube gehst, Liesle, bis ich dich hole, und dein Kleidchen nicht schmutzig machst und den neuwaschenen Kragen! Folg', Liesle, und du bekommst auch ein Stück Kuchen.“

Die Base ging hinaus, und durch die geöffnete Türe strömte ein angenehmes Allerlei von Kuchen- und Bratenduft und dem Dufte frischgebrannten Kaffees, welches alsobald mit den Ausströmungen der Blumen und Blätter auf der Diele eine festliche Vereinigung einging. Zugleich aber drangen Töne von Stimmen herein, die dem

Kinde so fremd waren, obendrein so eigen gedämpft, so zwischen Klage und Salbung, die zu dem Zischen der Braten und dem geschäftigen Hin- und Hereilen der Mägde nicht stimmen wollten. Dazu der goldene Balken quer durch die dunkle braungetäfelte Stube. Ein traumhafter Hintergrund zu den traumhaften Gedanken und Gefühlen eines Kindes.

Erst folgte es noch den draußen herumflatternden Schmetterlingen. Hätte es seine dämmernden Gedanken in einen Schluß zusammenfassen können, so wäre es der gewesen: die Base hat unrecht, wenn sie die lustigen Flatterer arme Kreaturen nennt. Die mußten nicht stillsitzen abends auf dem Stühlchen in der Ecke, wie es das kleine Liesle mußte, wenn der Mann, der sein Papa hieß, hinter dem Ofen hervor zankte und hustete, der nie freundlich mit dem Kinde gesprochen, der es nicht leiden wollte, daß der Eduard, der freundliche Gesell, dem Mädchen von Prinzen und Prinzessinnen erzählte, die Bären und Schlangen waren, ehe sie sich gegenseitig erlösten, immer eine Geschichte schöner und leichter zu vergessen als die andere. Die ging es nichts an, wenn die Schwarzwälder Uhr neben der großen Kommode acht schlug und nach jedem Glockenschlag der bunte Vogel oben über dem Zifferblatt taktmäßig mit seinen hölzernen Flügeln schlug und ein „Guckguck!“ über die Stühle und Tische hinrief. Dann gefiel es dem Kinde gewöhnlich erst; dann hatte es den Kopf an das braune Getäfel zurückgelehnt und die Augen halb geschlossen. So sah sie die Base an ihrem Spinnrade, dahinter die Mutter und drüben den freundlichen Gesellen wie im Traume. Dann kam's ihr vor, als hätte die Mutter keine Hände; aber sie hatte welche, man sah sie nur nicht, weil sie sie vom Morgen bis zum Abend in die Schürze gewickelt trug, während ihr Kinn auf den Knien ruhte, was leicht anging, da sie die Füße auf einem hohen Schemel hatte. Zuweilen sagte der Geselle etwas von der Zeitung oder von dem Lande, wo er zu Hause war, die Base erwiderte darauf, die Mutter aber schwieg, bis sie angerebet wurde, dann geriet sie in Verlegenheit und schämte sich, und wäre sie nur gefragt worden, wieviel Uhr es sei. Dazu spann die Kage auf dem großen ledernen Sessel, und der Papa hinter

dem Ofen hustete und zankte mit sich selbst, denn es hörte sonst niemand auf ihn. Das Mädchen wußte kaum, wie der Papa aussah, denn die Ofenhölle, in welcher er auf einem ledernen Sofa lag, war ganz mit Lüchern verhängt. Mit dem Gedanken an ihn vergesellschaftete sich in des Mädchens Vorstellung weder ein Gesicht noch eine Gestalt; eine bloße Stimme, die bald zankte, bald hustete oder beides zugleich tat, war der Papa. Dafür die Mama ein bloßes Gesicht, mit dem Kinn auf Knien ruhend, denn nur selten sah man sie anders oder hörte man sie reden. Es war, als ginge sie nichts an, nicht das Hauswesen, ja nicht einmal sie selbst; es war, als hielte sie sich für unsichtbar und verwunderte sich, wenn jemand tat, als wäre sie vorhanden, und wurde dann verlegen darüber, wie sie es anfangen sollte, sich zu benehmen, als wäre sie wirklich vorhanden. Das war alles so eigen, und als träumte man schon, wenn man es nur ansah. Und eben, wenn es dem Mädchen anfang, auf seinem Stühlchen zu gefallen, da schlug und guckguckte die Uhr achtmal, und die Wase stand auf hinter ihrem Rocken und sagte: „Wie die Zeit hinget.“ „Ja, mit Ihnen vergehen die Stunden schneller, Jungfrau Zipferin,“ entgegnete der Gefelle. Er hatte jederzeit ein Stottern zu verwinden, um nicht „Mamsell“ zu sagen, welchen Titel die Wase nicht leiden konnte. Die Mutter sah vor sich hin, nicht ohne ängstliche Verlegenheit, man könne auf den Gedanken kommen, sie sei vorhanden. „Kiesle, du mußt zu Bett!“, fuhr dann die Wase fort. Das Kiesle zögerte; der Gefelle bat vor, es gefalle dem Kinde noch so sehr in seinem Stühlchen; die Mutter sah aus, als würde sie dem freundlichen Gefellen um seiner Freundlichkeit gegen das Kind willen bitten helfen, wenn sie vorhanden wäre; aber die Wase schob aller Fürsprache den Kiesel vor: „Um acht müssen Kinder zu Bett, denn es schickt sich so.“

Ja, die Schmetterlinge waren zu beneiden, daß sie arme Kreaturen sein durften, die nicht zu fragen brauchten, was sich schickt.

Unterdes hatte der Blumenduft eine große Hummel zum offenen Fenster hereingeführt; sie war wie auf dem Boden der goldenen Röhre hinuntergeglitten und wälzte sich nun, schwarz und gelb, summend

und brummend auf dem bunten Haufen herum. Das Kind folgte ihr und setzte sich neben den Blumen auf die Diele. Den Vorwurf, den es darüber fühlte, wälzte sie von sich auf ihre Puppe, indem sie zu dieser sagte, was die Base, war sie zugegen, zu ihr gesagt hätte: „Da auf der Diele liegen bei den Blumen? Du garstig Kind! Pfui, weißt du nicht, was sich schickt?“

Da schlug eine neue Woge Braten-, Kuchen- und Kaffeeegeruch vor und neben dem freundlichen Gesellen durch die geöffnete Thür in die Stube.

„Ei, du denkst wohl gelehrte Dinge, Liesle?“ sagte der Geselle. „Das greift an, wenn man nicht tüchtig ist dabei. Daran hab' ich gedacht, und da ist das prächtigste Stückchen vom ganzen Kuchen.“

Das Mädchen nahm das Gebotene ihm aus der Hand. „Du gehst auch ganz schwarz,“ sagte es, „nun ich weiß wohl, es schickt sich einmal so. Aber was der Papa sagen wird? Er kann Blumen nicht leiden.“

„Der sagt nichts mehr,“ entgegnete der Geselle.

„Ja, sie legen ihn in einen Kasten, das Gretle hat mir's gesagt.“

„Wenn sie mich nun in den Kasten legten?“ fragte der Geselle.

„Nein, dich dürfen sie nicht in den Kasten tun, und die Base Anne-Marth auch nicht!“ rief das Mädchen, indem ihm Tränen aus den braunen Augen stürzten. „Und mich auch nicht!“

„Nein, uns alle nicht“, begütigte der Geselle. „Aber ich muß wieder hinaus, denn eben kommt der Herr Pastor. Nun aber! heute abend erzähl' ich dir wieder eine Geschichte, aber eine so schöne, wie du noch keine gehört hast.“

Der Geselle ging wieder hinaus, und das Kind dachte sich den Papa im Kasten liegen, das heißt: es sah in seinen Gedanken der Base Flachskasten, mit Tüchern verhängt und bedeckt, und drin war das Husten und Zanken, das sie den Papa zu nennen gewohnt war. Aber es vergaß bald diese schwere Anstrengung seiner Denkkraft über dem, was der leibliche Sinn ihr zeigte, und als der Pastor, von der Base genötigt und von Küster und Leichenbitter gefolgt, hereintrat, stak das Kind so tief in den Blumen, daß keiner von den Eintretenden es gewahrte.

Der Pastor war ein großer starker Mann mit mächtiger Stimme. Er scharrte noch complimentierend mit den Füßen, während er den Oberleib nach der Mutter des Kindes wandte, die auch mit hereingekommen war, aber er schloß den schon geöffneten Mund, ohne gesprochen zu haben, entweder weil ihre Verlegenheit ihn ansteckte oder Mitleid ihn abhielt, diese Verlegenheit noch zu mehren. Sie mühte sich, ihre Arme noch zweimal so tief in ihre Schürze zu wickeln, als möglich war, um dann mit den übrigen Theilen ihres Leibes den Armen nachzukriechen; und wie der Pastor ihr stumm und mit weit geöffneten Augen dabei zusah, hatte es den Anschein, als beobachte er mit gespannter Aufmerksamkeit und wie halb noch zweifelnd, halb schon überzeugt, ob es ihr gelingen werde, ein so wunderwürdiges Vorhaben ins Werk zu setzen.

Da aber die Nothwendigkeit einer Anrede von seiner Seite sich als unabweisbar aufdrängte, suchte er nach einem Gegenstande, der stark genug wäre, ihre Gewalt zu ertragen, und seine Augen fanden einen solchen bald in der stattlichen Gestalt der Base Annemarth.

„Ein schöner Tag heute, allerseits Wertgeschätzteste!“

Der Küster und der Leichenbitter sprachen mit stummer Gebärde, der Gedanke des Herrn Pastors sei so wahr als bewundernswürdig; die Base knickte, und der Redner fand auf ihrem wohlgeordneten Gesicht die nötige Wendung vom Allgemeinen zum Besonderen.

„Ein schöner Tag heute, der, der die Bewohner, der die Bewohner dieses schwer heimgesuchten Hauses mahnt, daß kein Herz, kein Herz die Wolken des Kummers so dicht um sich wölben dürfe, daß es dem Troste, dem Troste, der von oben kommt, wie der Schein der Sonne, hm, der Sonne, als ein Vot, von einem und demselben Herrn gesandt, den Eingang, hm, den Eingang zu ihm verwehre.“

Der Pastor sprach diese Worte zu der Base gewandt, wußte aber mit einer würdevollen Bewegung seiner Rechten eine so große Portion davon, als er der mindern Kraft der Schwester angemessen hielt, dieser zuzuschieben. Dann verdünnte er die schwere Gabe seiner amtlichen Beredsamkeit rücksichtsvoll durch das Wohlmeinen der persönlichen Frage: „Und woran ist denn unser Seliger gestorben?“

Die Wase erklärte dem geistlichen Herrn, was ihr selbst nicht klar war. Nachdem sie von Husten und Reissen in den Beinen gesprochen und einiges hinzugefügt hatte, woraus zu entnehmen war, der Selige sei zunächst an Krankheit und endlich am Sterben selber gestorben, deutete sie an, daß sie trotzdem den Tod eines Menschen eigentlich weniger als Folge einer Krankheit denn als eine Art Herkommen und Schickslichkeit ansehe und daraus ihren Trost geschöpft habe.

Der Pastor zeigte sich im allgemeinen mit dieser Ansicht einverstanden, nur daß er bat, anstatt Herkommen und Schickslichkeit den Ausdruck „Christenpflicht“ zu brauchen, und da er die Wase getröstet sah, fügte er mit strömender Beredsamkeit noch sieben oder acht andere Gründe hinzu, die die Wase hätten trösten müssen, wäre sie nicht schon getröstet gewesen; für welche Bemühung dann die Wase dankbar wiederum ihre Erkenntlichkeit aussprach.

Währenddes stak das kleine Liesle mäuschenstill in seinen Blumen, froh, daß man es nicht bemerkte, und bemüht, nichts vorzunehmen, was sie bemerkbar machen konnte, und ihre Mutter hatte den Mut gefunden, sich abseits auf einen Sessel niederzulassen. Da saß sie mit verwickelten Armen, und man konnte den Kampf sehen, den es sie kostete, die Beine nicht heraufzuziehen und das Kinn auf den Knien ruhen zu lassen. So oft sie ihr Kinn auf dem Wege dahin betraf, erschrak sie und suchte aus der Bewegung ein andächtiges Nicken zu machen, als drückte sie damit ihre gläubige Einstimmung in die Gründe des Pastors aus.

Jetzt trat der Leichenbesteller, der hinausgegangen war, wieder herein und sagte: „Wenn es dem Herrn Pastor und den werten Leidtragenden gefällig, so wäre nun wohl Zeit.“ Wozu, erklärte er nicht. Einer Frau gegenüber, die sich auf das Herkommen verstand wie die Wase, war das auch unnötig. Zunächst machte sie eine versteckte Bewegung, als wickelte sie etwas aus einem Zipfel ihres weißen Taschentuches, dann eine andere, in der ein Uneingeweihter erstaunt einen durch nichts vorbereiteten Händedruck gesehen hätte. Der Leichenbesteller dagegen führte mit der Linken eine abweisende Gebärde aus und schien die Rechte dem Drucke der Wase nur ungern zu überlassen.

Der Pastor wandte sein Angesicht nach dem geöffneten Fenster, wie um nicht zu sehen, was da vorging, und sagte: „Schwül, außerordentlich schwül, allerseits Wertgeschätzteste.“ Der Leichenbesteller duldete indes, doch nur unter abgebrochenen Seufzern wie: „Ei, ei — gar nicht nötig — solche große Umstände!“ den Händedruck der Waise, dann folgte er dem Herrn Pastor ehrerbietig mit den Augen und entgegenete: „Wär' ein Wunder, Herr Pastor, wenn heute kein Gewitter käm'. Und so wollen wir denn dazu schreiten mit des Herrn Pastors Hohehrwürden Erlaubnis und Vergunst der hochachtbaren Frau und höchstehrfamen Jungfrau Zipserin.“

Während dieser Rede im Amtstons hatte der würdige Mann Zeit gefunden, die Hand, welche die Waise gedrückt, in unauffälliger Weise aus dem Bereiche beobachtender Augen und hinter seinem Rücken in Sicherheit zu bringen. Es schien, als hätte ihm die Waise die Bürger- und Christentugend des Entschlafenen in diese Hand gedrückt, um sie als Kenner zu taxieren. Er wog zuerst die geschlossene Hand und sagte mit Fassung: „Er war ein lieber Mann, der Selige!“ Darauf fühlte er mit der Daumenspitze: das Verdienst des Seligen hatte den Umfang eines preussischen Talers, und setzte mit zitternder Stimme hinzu: „Er war mehr, er war ein braver Mann!“ Und als ein Reiben des Daumens gegen die Finger ergab, daß das Verdienst nicht in einem einzelnen Stücke bestand, befestete der würdige Mann seine schwimmenden Augen an die Decke und brach in ein Schluchzen aus, vor dessen Plöpflichkeit und Heftigkeit das Liesle erschrak und die Kaze durch das offene Fenster flüchtete: „Er war nicht allein ein lieber braver Mann, er war auch Christ! Er hatte beides, die Tugenden eines Menschen und eines Christen.“

Er sah durch seine nassen Augen alle Anwesenden ihm Beifall nicken, und die sichtbare Zufriedenheit der Waise mit seiner Anerkennung der Verdienste, die sie ihm zu würdigen übergeben, gab ihm seine ganze amtliche Fassung wieder. Er versenkte zunächst die geschlossene Hand in die weite Westentasche, aus welcher sie geöffnet wieder herauskam, und sagte wieder im Amtston: „Woher der Mensch gekommen ist, dahin muß er wieder gehen. Der Herr Pastor verzeihen, daß

ich, der ich nur Leichenbitter bin, dieses sage; aber es wird nun hohe Zeit sein, der Erde zu übergeben, was ihr gehört.“

Es war in der That hohe Zeit: die Nase des Mannes hatte genug Erfahrung, ihm zu sagen, wenn man länger zögere, würde es auf Kosten der Güte des Leichenbratens geschehen.

Aber es gab noch einen Aufenthalt. Die Mägde kamen herein, den Schmuck des Sarges abzuholen, und nun konnte man das Liesle nicht mehr übersehen. Es hatte einen Kranz auf dem braunen Köpfchen, auf jeder Schulter einen oder zwei. „Wenn das nur nichts bedeutet!“, schrie eine Magd. „Ei, das bedeutet, daß Kinder gern mit Blumen spielen“, entgegnete die Base, aber sie war nicht so unbesorgt, als sie sich stellte. Der Pastor betrachtete das Kind mit Rührung und sagte: „Das liebe arme Kind hat noch keinen Begriff davon, was es verloren hat!“ Das Liesle schämte sich, wie die fremden Männer sie umstanden, und das Mitleid, das aus allen Augen auf sie sah, brachte sie fast zum Weinen. „Keinen Begriff! Keinen Begriff!“, wiederholte der Küster. Der Leichenbitter wußte, was ihm zukam; obgleich die nahende Reife des Bratens zur Eile mahnte, schloß er als zweites und vollständigeres Echo seines Vorgesetzten die Szene ab: „Ganz wie Ihro Hohehrwürden bemerkten, das arme liebe Kind hat noch keinen Begriff, noch keinen Begriff!“

Alles wandte sich nun nach der Türe, und die Base faßte die Hände der Kleinen und der Schwester und schloß sich den übrigen an. Draußen in dem engen dunkeln Gange mußten sie stehen bleiben; von der andern Seite her wurde etwas vorbeigetragen, was mit dumpfem Getöse einigemal an die Wände stieß. Nun wurde Platz, und bald standen sie an einem langen schwarzen Kasten, der oben breiter war als unten. Darin lag mit gekreuzten Armen ein Mann, lang und hager, mit eingefallenen wachsblassen Wangen und weißer spitzer Nase. Dem Kinde war der Mann fremd. Hätte er gehustet und gezankt oder nur eins von beidem getan, hätte er nur gesagt: „Von den Kindern kann man nicht leben,“ oder: „Kinder sind nur auf der Welt, um die Alten zu ärgern“, so hätte es gewußt, es war der Papa; aber der Mann war still. Dem Kinde wurde es angst, es wußte

nicht warum; und wenn es auffah und wohin es sah, traf es auf Gesichter, die den Mund nicht bewegten, aber das Kind mit denselben Augen ansahen wie vorhin die Männer in der Stube, es wußte, sie meinten: „Das arme liebe Kind; es hat noch keinen Begriff.“

Nun wurde ein schwarzer Deckel auf den schwarzen Kasten genagelt, dann wurde dieser aufgehoben, hinausgetragen und vor der Haustüre auf eine Bahre gestellt.

Die Wase folgte dem Sarge, an ihrer Linken das kleine Mädchen, an ihrer Rechten die Schwester führend. An der Haustür reichte ihr eine Magd drei Zitronen und drei Rosmarinzweige; eine Zitrone und einen Rosmarinzweig gab sie der Schwester, eine dem Kinde, und eine behielt sie selbst.

„Du mußt dem Liesle sagen,“ sprach sie zu der Schwester, „wie es die Sachen halten soll. Siehst du, Liesle, so.“ Die Schwester sagte nichts; aber die Wase hatte mit ihrer Aufforderung auch nur die Absicht gehabt, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen für die Belehrung, die sie selbst nun gab und die der Schwester so notwendig war als dem kleinen Liesle. Denn die erste Bewegung, als sie das notwendige äußere Zubehör der Trauer in den Händen hielt, konnte die Wase fürchten machen, sie werde es in ihre Schürze wickeln, und wer weiß, was geschah, hätte die kluge Wase nicht in Voraussicht solchen Gebarens die Schürze mit weiten Stichen an den Rock angenäht.

Unterdes hatten draußen zwei Reihen schwarzer Männer den Sarg auf ihre Schultern gehoben, über den nun ein großes schwarzes Tuch hergebreitet lag, mit einem großen weißen Kreuze und wohl hundert kleinen weißen Sternen gestickt. Die Wase warf noch einen prüfenden Blick über Schwester und Nichte; ihr Gesicht hielt unverändert genau den Grad von Abstufung des feierlichen Ausdrucks fest, wie sie ihn für den Augenblick schicklich hielt, aber in ihrem Auge schwamm etwas, das jedem Maßstabe Hohn sprach, eine Unbedingtheit von Hingebung in liebender Sorge. Es war derselbe Ausdruck, der auf das Kind und der auf die Mutter fiel; und in der That schien keines von diesen beiden weniger unmündig, weniger hilflos und fremder Leitung bedürftig als das andere. Aber die Träger hatten sich schon in Bewegung

gesetzt. „Nun geh', Mädele, geh' da hinüber,“ sagte die Base zu der Schwester, „wir nehmen das Kind zwischen uns. Und lauf' nicht in das Gras hinein, Mädele; es ist noch Tau darin vom Morgen. Nicht zu langsam, sonst kommen wir zu weit von den Trägern ab. Ja, aber auch nicht so geschwind, sonst — so ist's recht, und gebt hübsch Achtung, daß ihr nichts Unschickliches macht!“

So sagte die Base und hob ihre Augen einen Augenblick andächtig zum Himmel, damit die Umstehenden meinen müßten, sie spreche Worte des Trostes. Die Weisungen erschienen übrigens keineswegs überflüssig, denn die kleine schwache Gestalt der Schwester bewegte sich so schwankend und wider den Haarstrich des Larkes, als wäre sie noch eine Anfängerin in der edeln Kunst des Gehens. Man sah, sie war nicht gewohnt, ihre eigenen Füße zu sehen, so wenig als ihre Hände; es kam ihr immer vor, als lägen ihre Hände und Füße ihr im Wege und sie müßte darüber straucheln.

Falsch und tren

Eine Novelle

1854





Treu und doch falsch, falsch und doch treu

Im Jahre des Heils 1436 regten zwei Gerüchte alle Einwohner Münchens auf, denen im Wohle des Staates auch ihr einzelnes am Herzen lag. Das eine betraf den Bruder des Herzogs Ernst von Baiern-München, der seit manchem Jahr in seltener Eintracht mit jenem vereint das Land regiert hatte. Herzog Wilhelm, hieß es, sei auf seinem Schlosse, wohin er vor einigen Tagen, um sich in den dortigen Wäldern der Jagd zu erfreuen, von München aufgebrochen, plötzlich und schwer erkrankt. Er war ein leutseliger, milder und weiser Herr; man liebte ihn allgemein. Das andere Gerücht erzählte, Herzog Albrecht, Herzog Ernsts Sohn und Wilhelms Neffe, der eigentliche Liebling der Münchener, gehe damit um, in den geistlichen Stand zu treten. Diese beiden Neuigkeiten hatten zur Folge, daß ein Teil der Residenzbewohner, der eine Zeitlang die Köpfe sinken lassen, diese wieder hoffnungsvoll emportrug, der andere dagegen nun an jener Stelle in tiefen Sorgen umherging.

Damit der freundliche Leser begreife, wie das kam, sei uns erlaubt, etwas weiter auszuholen.

Herzog Ernsts Vater, Herzog Johann, und dessen Bruder Stephan, der Knäusel genannt, hatten sich in das Herzogtum Oberbaiern vor langen Jahren so geteilt, daß München an Johann kam. Stephan erklor sich damals den Weiler Ingolstadt zur Residenz, aber bald reute es ihn, daß er, dem als dem Älteren ein Vorrecht wohl zukommen wäre, dem jüngern die schönste und ansehnlichste Stadt Oberbaierns überlassen. Als er später auf einige Zeit zu seiner Tochter der damaligen Königin Isabelle von Frankreich, Gemahlin Karls VI., gegangen war, fing sein Sohn Ludwig, der Bärtige zu benannt, der seinen Vettern den Besitz von München noch weniger gönnte als sein

Vater, ein junger tatenlustiger Herr, mit jenen Handel an. Es kam zu manchem Treffen, bis der Herzog von Burgund, der den rückkehrenden Stephan begleitet, Friede machte und die Landesteilung, die Ursache des Zwistes, wieder aufhob. Nun, da die Brüder wiederum zusammen das Land beherrschten, kamen Stephan und sein Sohn Ludwig oft nach München. Da saßen sie herablassend mit den Bürgern beim Weine und führten deren Frauen und Töchter zum Tanz und taten, was sie erdenken konnten, um die Herzen der Stadt dem Herzog Johann und dessen Söhnen Ernst und Wilhelm abzugewinnen. Bald auch zeigte sich nur zu deutlich, wie gut ihnen ihre Absicht gelungen war.

An Gelegenheit, einen neuen Handel anzuspinnen, konnte es Stephan und seinem Sohne nicht fehlen. Die Gesamtregierung gab zu manchem Mißverständnis Anlaß, und die Gereiztheit der Gemüther hinderte die Verständigung. Die nächste so entstandene Zerrwürfnis benutzte Stephan, die Ansprüche seines Alterrechtes geltend zu machen. Er und sein Sohn Ludwig drohten, die Bettern Ernst und Wilhelm, deren Vater, Herzog Johann, unterdes gestorben war, so lang von der Regierung auszuschließen, bis von diesen München ihnen zur Residenz eingeräumt sei. Da aber die Ritter und Städte des Oberlandes, um Kriegeeseld dem Lande fernzuhalten, zwischen die Bettern traten, vereinigten diese sich, ihre Ansprüche an ein Schiedsgericht zu bringen. Der Spruch desselben fiel dahin, daß Ernst und Wilhelm in ihr väterlich Erbe mit Recht wieder einzusetzen seien. Ludwig stellte sich mit dem Urtheil zufrieden, gab aber die Erreichung seiner Wünsche keinesweges auf.

Bald kam ihm eine Gelegenheit, die Liebe der Bürger Münchens, die er, wie wir erzählt, auf einen solchen Fall denkend, sich klugerweise erworben hatte, dafür zu benutzen: Ernst und Wilhelm zögerten, die alten Freiheiten ihrer Residenzstadt zu bestätigen, vielleicht um eben jener Vorliebe willen, die die Münchener zu unverhohlen oft gezeigt. Er wußte durch Zusicherung seines Schutzes seine Partei in München zur offenen Widerspenstigkeit zu ermutigen. Diese, meist dem Mittel- und niederen Stande angehörig, vertrieben die Anhänger

Ernsts und Wilhelms gewaltsam aus den Ämtern und aus der Stadt.

Inzwischen war aber die alte Teilung wiederhergestellt worden, und Herzog Stephan selbst hatte in offenen Briefen dieselbe anerkannt und dadurch seinen Ansprüchen auf München entsagt. Ludwigs Partei in der Stadt blieb nun nur die Wahl, entweder die Ämter wieder an die Verbannten zurückzugeben oder sich gewaltsam in dem gewaltsam Erworbenen zu behaupten. Da sie ohnedies die Rache der Beraubten zu fürchten hatten, entschlossen sie sich zu dem letzteren. Darin bekräftigte sie eine Botschaft vom bärtigen Ludwig, der nochmals versprach, seine Anhänger unter keiner Bedingung zu verlassen. Sie wiegelten das Volk der Stadt von neuem auf, versagten Ernst und Wilhelm die Huldigung, und als die gesamte Landschaft Oberbayerns feierlich erklärte, die Teilung mit Gewalt aufrechtzuerhalten zu wollen, besetzten sie die Stadt und griffen zu den Waffen. Schon lagerten Ernst und Wilhelm, von der Landschaft und den Verbannten verstärkt, am Gasteigberge und bei Pasing, als der Burggraf Friedrich von Nürnberg, dem alle Parteien die Sache vertraut, als Schiedsrichter den Spruch tat: München soll die herzoglichen Brüder aufnehmen und ihnen huldigen, diese der Stadt ihre Rechte ungeschmälert bestätigen und alles Vergangene vergessen sein.

So traten Ernst und Wilhelm und auch die Verbannten wieder in ihre Rechte; die Partei Ludwigs, die unterdes mit dem Gemeindesgut übel gehaust, fand ihre Bestrafung. Ludwig wagte noch manchen Versuch, sich in den Besitz von München zu setzen, aber keiner gelang. Einmal, kurz vor der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, war er mordend und sengend bis nach Ulling vorgeedrungen, aber, von den Brüdern Ernst und Wilhelm in einer entscheidenden Schlacht besiegt, wiederum nach Ingolstadt zurückgejagt worden.

Bei dieser Gelegenheit hatte sich auch der junge Albrecht, Herzog Ernsts Sohn, die Erstlinge seines kriegerischen Vorbeers geholt. Das Treffen stand übel für die Münchener, Herzog Ernst verbot schon dem tatendurstigen Sohne, seine Person, da doch alles verloren, unnütz weiter auszusetzen, und untersagte, da Albrecht in der Hitze des

Augenblickes nicht gehorchen wollte, seinem noch übrigen Kriegsvolk, ihm zu folgen. Aber auch dies verfehlte die beabsichtigte Wirkung. Herzog Albrecht stürzte sich allein, den Fliehenden seines Heeres entgegen, in den dicksten Feind. Da rief Hanns Zenger, Albrechts täglicher Begleiter, das Verbot des alten Herzogs vergessend oder absichtlich nicht achtend: „Ich will den sehn, der mehr Leben wegzuverwerfen hat als Hanns Zenger!“ und folgte dem jungen Fürsten mit geschwungenem Schwert. Aber trotz seiner gewaltigen Stärke und seiner übermenschlichen Anstrengung gelang es ihm nicht, sich zu Albrecht durchzuarbeiten. Und dieser hätte, von Feinden dicht umgeben, unterliegen müssen, wär' nicht Herzog Ernst, der Alte, selber an der Spitze seiner noch übrigen Kämpfer, die er für eine andere Entscheidung aufzusparen gedacht, durch die feindlichen Reihen gebrochen. Halb vor Zorn, halb vor Freude weinend führte der Vater den geretteten Sohn mit Gewalt aus dem Gemetzel, während Hanns Zenger und der Bizedom von Straubing an der Spitze der Münchener die Überraschung benutzten, die der unerwartete Einfall Ernsts auf den schon siegesgewissen Feind gewirkt. Es gelang den Münchern, das Kriegesglück zu wenden. Die schon im Fliehen begriffen gewesen, wandten sich, von neuer Hoffnung beseelt und von Beschämung gestachelt, wiederum gegen den Feind und jagten ihn bald, der sie nur erst noch vor sich hergetrieben. Die Brüder verfolgten den fliehenden Vetter bis in sein Land und kehrten frohlockend nach München zurück.

Die milde Regierung Ernsts und Wilhelms hatte seit Friedrichs von Nürnberg Schiedssprüche manches ihnen entfremdete Herz neu gewonnen und die ihnen von Anfang Zugetanen in ihrer Lieb' und Treue befestigt. Noch gab es aber gar manche, besonders in München, die sich noch immer den bärtigen Ludwig zum Fürsten wünschten. Manche lüstete es, das Amt und die Vortheile wiederzugewinnen, die sie oder ihre Väter damals an die zurückgekehrten Verbannten hatten zurückgeben müssen, und nach einer Gelegenheit, diesen ihre genomme Rache mit Wucher zu vergelten. Dazu ließ es der bärtige Ludwig von seinem Ingolstadt herauf nicht an Versprechungen fehlen,

und seine erkaufte Helfershelfer waren es vor allen, die die beiden Gerüchte, deren wir am Anfang unserer Erzählung gedacht, unter dem Volke von München verbreiteten und zu verstehen gaben: wenn der noch kinderlose Herzog Wilhelm, wie zu erwarten, sterbe und Albrecht in den geistlichen Stand trete, werde, da Herzog Ernst verwitwet, und seines hohen Alters halber kein neuer Erbe aus seinem Blut zu erwarten sei, das Land doch einmal an den bärtigen Ludwig fallen und dieser dann die Gewalt haben und brauchen, wer ihm wohlgevollet, zu belohnen, und, wer an seinen Vettern gehalten, zu bestrafen. Wo sie es angebracht vermeinten, gingen sie wohl noch weiter und stellten dar, es sei am besten, das, was doch nicht ausbleiben könne, zu beschleunigen, um dem bärtigen Ludwig zu zeigen, wer seine Gunst verdiene und wer nicht.

Die Anhänger Ludwigs waren's denn, die nun, das Unglück bei Alling vergessend, aufgerichteteren Hauptes durch die Straßen schritten; Ernsts Getreue dagegen wurden immer sorgenvoller, je bedenklicher Wilhelm erkrankte und je deutlicher die Schwermut auf Herzog Albrechts jugendlichem Antlitz ihre Züge schrieb.

Wenn jene doch noch zu öffentlichen Kundgebungen sich zu schwach fühlten und Wilhelms Tod, Albrechts wirklichen Übertritt in den geistlichen Stand und die Erfolge ihrer heimlichen Werbungen abzuwarten nötig fanden, so ergaben sich auch diese noch keinesweges völliger Hoffnungslosigkeit.

Sie gedachten der kräftigen Natur des Herzogs Wilhelm und daß er, der in den besten Mannesjahren stand, wohl noch Söhne von seiner jungen Gemahlin erwarten dürfe. Sie schöpften aus Herzog Albrechts Vergangenheit Hoffnung für seine Zukunft. Sie erinnerten sich: schon öfter hatte er Anfälle von Schwermut gehabt und sie überwunden. Als Knabe von zwölf Jahren in eine Krankheit verfallen, die ihn den Übungen ritterlicher Söhne eine Zeitlang entzog, hatte er sich unter Anleitung seiner Mutter Elisabeth von Mailand, die allen schönen Künsten hold und aller mächtig war, mit der ganzen Gewalt seiner weichen Seele auf Poesie und Musik geworfen. Mit genesenem Körper war er zu den ritterlichen Übungen mit neuer Lust

zurückgekehrt und zu einem lebenskräftigen Jüngling herangeblüht, aber der Anhauch jener Zeit, wo er unter dem ungemischten Einfluß seiner Mutter gestanden, von allem mannhaften Treiben nicht zu verwischen gewesen. Die volle frische Latkraft des Vaters hatte sich in ihm mit der ganzen melancholischen Zartheit der Mutter vereinigt; aber beide traten oft aus der innigen Vereinigung heraus, so daß zeitweilig das eine das andere völlig aufzehrte. Mondenz, ja jahrelang konnte er mit äußerster Beharrlichkeit alles abweisen, was seinem Streben, alle seine Altersgenossen in ritterlichem Tun zu über treffen, entgegenstand; dann, wiederum mondelang, schien er völlig ohne Sinn dafür. Dann suchte er die Einsamkeit wie vorher die Gesellschaft, und niemand durfte sie mit ihm teilen als die geschriebenen Träume der Dichter, die auf Pergament oder Holz gezauberten der Maler und seine eigenen, die er den melancholischen Klängen seines Saitenspiels vertraute. Meist aber beherrschte ihn der Augenblick, der äußere Anlaß, und dann vereinigten sich die beiden Menschen in ihm; dann ergriff und umfaßte er auch das minder Wichtige mit der ganzen Fülle der Empfindung seiner Mutter und dem vollen Nachdrucke der Latkraft seines Vaters, zugleich bis zur Weichheit hingegeben und bis zu Troß und tollkühnem Wagen angespannt. Dieser Gegensatz in seinem Innern erhöhte, indem er sich sichtbar in des Jünglings Äußerem ausdrückte, die Wirkung seiner schönen Gestalt auf wunderbare Weise. Es überraschte und riß hin, ein schönes Apolloantlig wie eine Venus lächeln und beim leichtesten Anlasse jetzt die Augen männlich glühn, jetzt die Wangen von mädchenhafter Schamröte überflogen und die ritterliche Kraft und Freiheit jeder Bewegung von jungfräulich zarter Scheu gemeistert zu sehn.

Worin er sich gleichblieb, das war der Widerwillen gegen höfisches Treiben und ein mächtiger Zug zum Volke. Von feinem Verstande, durchdrang er jenes, ohne eben ein Geschäft aus seiner Beobachtung zu machen. Wohl auch, daß die Sorglosigkeit der Hofleute, die den Schwärmer zu übersehen und seine Aufmerksamkeit auf ganz anderes gerichtet meinten, es ihm erleichterte. In der Ungebuldigkeit und dem innerlichen Ungeßüm seines Wesens ging er zu weit. Weil

er die Absicht kalt sah, suchte er in aller Kälte Absicht und dem heißen Jüngling schien alles kalt, was nicht glühte wie er selbst. Der Unwille tobte sich bei seiner Innerlichkeit und der Verstocktheit, die Schwermütigen eigen ist, nicht im Zorne aus und ließ solchergestalt im zu raschen Urtheile der fremden Handlungsweise weder den Anlaß noch den Raum, sich zu rechtfertigen, sondern setzte sich im Grunde seiner Seele als Verachtung fest, die gleichwohl in seinem ganzen Benehmen zu lesen war. Es ist begreiflich, daß diese die Hofleute und Räte seines Vaters ihm nicht gewann, ja die stolzeren und anspruchsvolleren darunter zu seinen Feinden machte, ebenso aber auch, daß dem Volke dieselbe ein Quell der Liebe und der Hoffnung wurde.

Je mehr er auf diese Weise dem Argwohn sich hingab, desto glühender wuchs sein Bedürfnis zu vertrauen; je mehr er sich am Hofe vereinsamte, desto größer wurde seine Sehnsucht nach einem gleichbesaiteten Herzen. Daß er dies nicht finden konnte, gab wiederum seiner Neigung zur Schwermut, die seiner Mutter Tod noch vertieft, tägliche Nahrung. Seinem Vater, dem Herzog Ernst, seinem Oheim Wilhelm und dem (Fürst und Lande mit tätigster Treue zugehört) Kanzler Luchsenhauser schien alles gewonnen, als Hanns Zenger an den Hof kam. Hanns Zenger war einem reichen aliedelen Geschlecht entsprossen, den Jahren nach eben nicht viel älter als Albrecht. Meister in allen ritterlichen Künsten, von außerordentlicher Kraft und Kühnheit, regte er Albrechts Ehrgeiz zum fruchtbarsten Wettstreit an; sein heiteres offenes Wesen, das sich auf ihn übertrug, gewann des Fürstensohns Neigung, und bald schien er das unbeschränkte Vertrauen desselben zu besitzen. So frisch als damals hatte man Albrecht nie vorher gesehen. Der Beginn seiner letzten und bedeutendsten Schwermutsanwandlung fiel in die Zeit, da Hanns Zenger, von Ernst in Staatsgeschäften verabschiedet, den Hof verlassen. Es lag nicht fern, die Ursache in der Trennung von Hanns zu suchen. Der alte Herzog selbst trat dieser Meinung bei und rief, indem er einen andern mit dem Geschäft betraute, den Zenger nach München zurück. Auf die Wiederkunft desselben war denn auch die versprechendste

Hoffnung der den Herzögen Ernst und Wilhelm ergebenen Bürger gebaut.

Wenn Albrecht früher die Laune der Mutter angewandelt, hatte er sich nach dem Schlosse zu Straubing, welches er aus dem Erbe dieser Mutter besaß, gewendet oder nach einem andern seiner Schlösser, nach Bohnburg zurückgezogen. Dies lag fern von München, im dicksten Walde, wie ausdrücklich zur Einsiedelei für einen fürstlichen Herrn gebaut. Dort hatte er, seinesgleichen meidend, höchstens die Gesellschaft von Jägern, Köhlern, Holzschlägern und andern dergleichen Leuten aus dem Volke aufgesucht. Es war dies die Zeit, wo die höfische Dichtung der Minnesänger ganz in die verwässernde Nachahmung der älteren Muster und das Immerwieder-Aufwärmen ihrer poetischen Stoffe verfallen, die den neuen, der Reformation vorausgehenden und auf sie bereitenden Regungen der Gegenwart nichts mehr entgegenbringen konnten. Dafür entstand in den untern Schichten des Volkes eine neue Dichtung, in deren Hervorbringungen, wenn auch stammelnd, die neu werdende Welt sich aussprach. Ihre Frische, der die Unbehüllichkeit des Gedankens und der Zunge nur einen eigentümlichen Reiz mehr hinzugab, hatte Albrecht gefangen. Indem er davon, was von fahrenden Leuten aller Art nur irgend aufzugreifen war, zusammentrug, wurde er dem höfischen Wesen immer abgeneigter.

Es befremdete, daß er diesmal in München anwesend blieb und, wie er sonst die einsame Natur gesucht, nun die Abgeschlossenheit kirchlicher Räume zu seinem Lieblingsaufenthalt erwählte. Man brachte seine Abneigung vom Hofleben damit in Verbindung und schloß, das erdrückende Gefühl von der Verderbnis der Welt sei es, was ihn nach den heiligen Stätten treibe. Manche fanden in einer traurigen Erfahrung Albrechts einen besonderen Grund. Er war nämlich in letzter Zeit mit Elisabeth von Württemberg verlobt worden, die Heirat aber zurückgegangen, da seine Verlobte ihre Eltern verließ und von einem sichern Zufluchtsort aus das Geständnis tat, sie sei schon seit längerer Zeit mit einem Grafen von Werdenberg heimlich vermählt. Andere meinten, Albrecht habe seine Braut nicht persönlich

gekannt und ihre Untreue deshalb ihn nicht so tief berühren können. Dagegen suchten viele und besonders die Frömmern den Grund seines Benehmens in einer besondern, übernatürlichen Mahnung.

Man wußte, er war eines Tages, um einem Hagelwetter auszuweichen, in eine Kapelle der Frauenkirche eingetreten und, trotzdem daß das Wetter zeitig nachgelassen, bis zum späten Abend darin geblieben. Seit der Zeit hatte er täglich die Kapelle besucht. Von dem Zudrang Neugieriger, die anfangs unter dem Vorwande der Andacht ihn hier beobachten wollten, gescheucht, hatte er auch die andern Kirchen besucht; wenigstens gab es Leute, die behaupten wollten, er komme in die andern Kirchen nur, um die allgemeine Aufmerksamkeit irre zu führen, nach der einzigen Kapelle der Frauenkirche aber zieh' es ihn. Was ihn ziehe, das war ihnen freilich ein Räthsel. Denn ein Page, der, so lang der Herzog sich in der Kapelle befand, am Eingang Wache hielt, gab dem Herrn, sobald jemand nahte, mit leisem Husten ein warnend Zeichen.

Solch ein Räthsel zwingt jeden Verstand, die Auflösung zu versuchen. Es konnte nicht fehlen, daß die wunderlichsten Sagen die Runde machten und jede ihre Gläubigen fand. Das Volk glaubt gern an Wunder. Das Natürliche und Wahrscheinliche ist ihm zu farblos und findet dann etwa nur Anklang, wenn es durch Einkleidung in hochtrabende, ungewöhnlich klingende Worte dem Ohr zum Wunder gemacht wird. Eine dieser Sagen erzählte von einer übernatürlichen unbeschreiblichen Erscheinung, die dem jungen Herzog damals in der Kapelle entgegengetreten und ihn gemahnt, dem Irdischen abzusagen. Die Unbeschreiblichkeit der Erscheinung hinderte nicht, sie auf das Einläßlichste zu beschreiben; es reizt nichts mehr, es auszusprechen, als eben das Unausprechliche. Eine andere, minder fromme Auslegung wußte: eine vor langer Zeit an dem Schmerz über eines Bräutigams Untreu' gestorbene und unter der Kapelle begrabene Prinzessin seines Hauses komme herauf, um Albrecht in seinem ähnlichen Falle zu trösten; eine ganz weltlich gesinnte endlich ließ ihn dort der Buhlschaft mit einer Nonne pflegen, die aus ihrem nicht weit entfernten Kloster durch einen geheimen Gang in die Kapelle

kam. Den meisten Glauben fand die erste Lösung, und auf sie gründete sich die Meinung, Herzog Albrecht gehe damit um, in den geistlichen Stand zu treten, der, wie wir im Anfang schon erwähnt, selbst der alte Herzog Ernst, sein Vater, beigegeben.

Man kann sich Hanns Zengers Erstaunen vorstellen, als er bei seiner Ankunft in München all die Gerüchte vernahm, die von seinem jungen fürstlichen Freunde umherliefen. Wenn seine derbe verständige Natur auch allen Wundern den Eingang in seinen Glauben verwehrte, so blieb außer diesen noch immer genug übrig, ihn zu überraschen und in Sorge zu versetzen. Da er zu den Leuten gehörte, die überall gern selber sehn, stellte er sich sofort dem alten Herzoge dar, um nach Erfüllung dieser Pflicht desto früher den Sohn desselben, seinen fürstlichen Freund, aufsuchen zu können. Der alte Herzog theilte ihm seine Besorgnisse mit und seine Zuversicht auf Hannsens Einfluß. Dieser versprach zu thun, was er vermöge, und machte sich auf den Weg zu Albrecht. Aber dieser war nicht zu Hause oder wollte für ihn nicht zu Hause sein. An den Orten, wo man Hanns hinwies, war er auch nicht zu finden. Endlich traf Hanns statt Albrechts den Kanzler auf seinem Wege.

„Da begegnet Ihr mir eben recht,“ sagte Luchsenhauser, nachdem Hanns ihm erzählt, wen er so angelegentlich suche und doch nicht finden könne. „Ich bin darüber, nach der Frauenkirche zu gehn. Herzog Albrechts Page hat mich gebeten, um diese Zeit dahin zu kommen. Dort soll ich, wie er sich ausdrückt, selber sehn, was ich nicht glauben würde, wenn er mir es sagte.“ Hanns schloß sich dem Kanzler an. Auf dem Reste ihres Weges überhäufte er den alten Herrn mit seinen Fragen, auf welche dieser nichts entgegnete als von Zeit zu Zeit einmal: „Ich habe meine Gedanken.“ Das war in allen ähnlichen Fällen seine Redensart. Hanns erwartete deshalb nicht etwa bedeutende Aufklärungen. Dem alten Kanzler war das bedenkliche geheimnisvolle Wesen zur Gewohnheit geworden, und Hanns Zenger hatte ihn im Verdacht, er zeige sich eben da, wo er am wenigsten wisse, am geheimnisvollsten, dagegen am unbefangenen, wo er wirklich eine Sache durchdrungen. Besonders war es des bürgerlichen

Herrn Lust, die ritterlichen Räte seines Herzogs mit unbestimmten Worten hinzuhalten. Die Bedenklichkeit, um derentwillen die Männer von der Faust ihn gern verispotteten, übertrieb er, um sie quälend für ihren Hohn zu strafen. Jedenfalls war er, trotz seiner unansehnlichen Erscheinung, ganz der Mann, den Ritterhäuften die Bedeutung eines Bürgerkopfes nachdrücklich in guter Erinnerung zu halten. Dabei aber tat ihm Herzog Albrecht ohne Zweifel zu viel, wenn er in ihm nur einen kalten Rechner und Absichtler sah. Kalt war nur des Kanzlers Kopf; sein Herz war warm genug für sein Land und dessen Herrn.

Der Page, der den Kanzler bestellt, freute sich, als er diesen eintreten sah; nicht so über Hannsens Mirsein, dessen Tollheit ihm bekannt und in dieser Sache bedenklich war. Doch stellte er auf des Kanzlers beruhigenden Blick, weil Albrecht bald kommen sollte, beide so, daß sie Albrecht beobachten konnten, ohne von ihm gewahrt zu werden, wenn sie sich nicht selber verrieten. Er selbst nahm seinen Platz am Eingang der Kapelle. So konnte er mit den beiden Versteckten reden und doch zugleich die Gegend im Gesicht behalten, aus der Albrecht sich nähern mußte.

Der Kanzler fragte ihn, da er bei seinem Ausspruche blieb, die Herren sollten mit eigenen Augen sehn, was sie seinem Munde nicht glauben würden, ob Albrecht ihm nicht seine Gesinnungen über die Verlobung und seine Gefühle über die Nachricht von der Untreue der Braut mitgeteilt? „Was ich davon weiß,“ entgegnete der Page, „das hab' ich ihm ablauschen müssen. Ihr wißt selber, mein Herr ist wie das Kräutchen Verführmichnicht. Seine Reden hab' ich mir deuten müssen. Hätt' ich meine Aufmerksamkeit verraten, so hätt' er sich mir gänzlich verschlossen. Wenn ich mich verstellt habe, so ist er selber daran schuld; verstecktes Wesen zwingt die mit ihm Lebenden wider Willen zu derselben Verstecktheit. Wollt Ihr diese falsch heißen, so weiß ich doch, daß ich nur aus Treue falsch war. Denn vom Anfang seiner Schwermut dacht' ich an Euch, Herr Kanzler, und beobach-

tete den Kranken nur, um seine Krankheit Euch, seinem Arzte, beschreiben zu können. Die Verlobung schien ihm zuerst zu mißfallen; er grübelte damals viel über Fürstenpflicht und Fürstenschicksal. Dann ergab er sich. Ich sagte ihm, daß seine Braut von allen, die sie gesehen, sehr schön genannt werde und auch der schönen Künste Freundin und Meisterin heiße. Damals ging er damit um, sie unerkannt, als fahrender Sängers verkleidet, zu sehn. Ich mußte heimlich Kleider dazu schaffen. Aus halben Worten gegen mich und unbelauscht gemeinten Selbstgesprächen setzte ich mir zusammen, er hoffte als armer Fahrender ihre Liebe zu gewinnen.

„Ja,“ schaltete Hanns Zenger in des Pagen Rede ein, „und das Halbsieken der Konvenienzheirat mit dem Samt gestohlener Neigung zu füttern.“

„Aber eh' er sein Vorhaben ausführen konnte,“ fuhr der Page fort, „kam die Nachricht von ihrer Untreu'. War er vorher wie ein schon wirklich glücklich Liebender gewesen, so überließ er sich nun dem tiefsten Grame, der endlich einem melancholischen Grübeln wich.“

„Ist's denn möglich,“ rief Hanns Zenger fast zornig, „daß ein Mensch so lang absichtlich von aller Wirklichkeit sich lostrennen kann? Denn diese Liebe wie dieser Schmerz gaukeln wurzellos in der Luft.“

„Der Mensch“, entgegnete der Kanzler, „wächst nur ganz allmählich in das Verständnis der Wirklichkeit hinein. Erst wenn er die derbe Kost der Wahrheit vertragen kann, wird er der Muttermilch der Täuschung entwöhnt.“

„Ja,“ sagte Zenger, „und diese verwünschten sogenannten schönen Künste lassen den, der sich ihnen hingibt, nie für die derbe Kost der Wahrheit, wie Ihr sie nennt, völlig erstarken. Er sieht das Leben dann immer lieber aus der Ferne, wo es ihm zu einem Bilde wird, als daß er sich hineinstürzt, wo er hingehört, und verliert den Mut, die Dinge in der Nähe zu besehn und mit Händen zu greifen und wohl von ihnen sich stoßen zu lassen, um nur zu fassen, wie sie eigentlich sind. So ist's mit der unvernünftigen Verehrung der Frauen. Ich kann mir

so einen denken, der seiner Geliebten aus dem Wege geht, um von ihrer greiflichen Wirklichkeit nicht in seinen Träumen von ihr gestört zu werden.“

Der Kanzler sagte: „Die Natur gibt jedem starken Triebe ein Gegengewicht mit, wie zum Beispiel dem sinnlicheren Geschlechte die stärkere Schamhaftigkeit. Und wie gewiß würde der Trieb der Geschlechter in seiner ersten erwachenden Kraft den Jüngling zum Selbstzerstörer machen, begleitete ihn nicht die wunderbar vergeistigende Erhebung seines ganzen Wesens, eine Schamhaftigkeit und Scheu, oft größer als die der Jungfrau, die dämmerige Lust vorausnehmend, mit dem Schmerze zu spielen, dessen wirkliches Angesicht man noch nicht kennt, sich in erträumtem Liebesleid zu genießen; während die wachsende Freude am Heiteren und Behaglichen erst zu den reifenden Jahren sich gesellt.“

„Alles gut,“ sagte der Ritter, „aber man soll den Knaben nicht in den Jüngling hineinschleppen und den Jüngling nicht in den Mann. Am Manne laß ich mir lieber ein wildes Genußleben gefallen als jenes träumerische Versteckenspielen mit dem Endzweck des Triebes. Der Mann ist da, um zu kämpfen und, wenn er das nicht haben kann, zu jagen und zu turnieren, aber nicht um zu liebeln. Und wenn Ihr nicht der Meinung seid, die richtige Kur sei, ihn durch Genuß zu heilen, denn das beste Mittel gegen die Frauenverehrung, weiß ich selber, ist die Frauenkenntnis — soweit hättet ihr ihn nicht sich hineinspinnen lassen sollen in das, was ein rechter Mann verabscheuen muß, wie sonst nichts, in das Verliegen. Ihr hättet ihn von seiner Laute und aus seinen Kirchen wegspotten sollen in die Rüstung und auf das Pferd. Gibt's keine Wälder mehr mit Hirsch, Bär und Schwein? Keine Turniere mehr?“

„Mir deucht,“ entgegnete der Kanzler, „als nähmt Ihr auch beim Denken die Faust zu Hülfe aus zu großer Furcht vor dem Verliegen. Tretet seiner Welt offen entgegen, und Ihr habt sein Vertrauen verschert und damit allen Einfluß. Und im gereizten Troß wickelt er sich tiefer in seine Träume. Alle Schwermut hat ein Überlegenheitsgefühl zu ihrem Schützer. Die Vornehmheit, womit der Melancho-

liker aus dem schwarzen Feierprunk seiner Gedanken auf die bunten Farben der Heiterkeit wie auf eine Hanswurstjacke herabsieht —“

„Ja,“ unterbrach Hanns Zenger den Kanzler nach einem Augenblick des Überlegens; länger hatte man ihn nie über etwas sinnend gesehen, „Ihr habt nicht unrecht, Herr Luchsenhauser, und ich treffe mich in meiner Erinnerung auf dem Fehler, vor dem Ihr mich warnt. Er war nah daran, mir sein ganzes Vertrauen zuzuwenden; durch einen Scherz hab’ ich das selbst und vielleicht für immer verhindert. Es war zur Zeit des Turniers in Augsburg. Er hatte von einigen Augsburgerinnen — war ja doch das ganze Augsburg in ihn verliebt, nur nicht die Jünglinge, die Bräute, und die Männer, die junge Weiber besaßen; einige Augsburgerinnen, will ich sagen, hatten ihn in namenlosen Briefen ihrer Liebe versichert und zu geheimnisvollen Stelldichens im Rücken ihrer Eltern und Männer eingeladen. Ich fand ihn außer sich darüber. Denn in die Frauen hatte er die vollkommene Welt, die er nicht entbehren wollte, hineingerettet. Er hielt sie alle ohne Ausnahme für Engel, und nun sollten Teufel darunter sein! Denn seine Naturgeschichte weiß von nichts als von unbedingten Engeln und Teufeln ohne allen Abzug; seine Welt besteht aus Himmel und Hölle; nichts dazwischen. Daß es zweibeinige Dinge gibt, die ebensoweit zu laufen haben zum Himmel wie zur Hölle, gemischt aus ziemlich gleichviel Gut und Böß, kann oder vielmehr mag er nicht fassen. Damals scherzt’ ich nach meiner Weise, ich weiß nicht mehr wie, aber eben nicht besonders derb —“

„Das heißt,“ schaltete der Kanzler ein, „nicht, was Ihr besonders derb nennt.“

„Ich weiß nur, daß ich ihm riet,“ fuhr Zenger fort, „den Einladungen zu folgen. Es war der beste Rat, den ich ihm geben konnte. Er mußte kuriert werden, wenn er mir gehorchte. Er schwieg und wurde rot bis unter die Haare hinauf. Und seitdem, merkt’ ich, verschloß er sich mir täglich mehr. Ich glaube wohl, er mag von seiner Traumeshöhe auf mich heruntersehn als auf eine gemeine Seele, die wohl, wie sie gezeigt, ihr Leben für ihn hingeben, aber sich nicht aufschwingen kann zu seiner himmlischen Verfliegenheit. Ich will die

Verachtung ihm nicht wettmachen. Aber er wird mir immer mehr zu einem lieben, verwöhnten, kleinen Jungen, den man gegen seinen Willen zu seinem eigenen Besten bestimmt."

„Und dann," fügte der Kanzler hinzu, indem er mit den Augen zwinkerte, was bei ihm für ein Lächeln galt, „und dann möcht' es Euch nützen, wenn Ihr Euch denkt, er sei einer von jenen zarten, aber ebenso trostigen Jungen, die man nur lenken kann, wenn sie nicht merken, daß man sie lenken will."

Hanns Jenger lachte. „Schicksal zu spielen", sagt' er, „ist einmal Eure Lust. Die Regel, die Ihr mir da gebt, trägt ebensoviel von ihrem Vater, von Euch, an sich als von ihrer Mutter, der Wahrheit. Es hat noch kein Gesetzgeber ein anderes Gesetz gegeben als sich selbst. Und am Ende ist's Herrschsucht, was allem Anteil, aller Liebe und Freundschaft zugrunde liegt. Ja das ganze Leben ist ein Verschlingen und Umschmelzen der Dinge in unser eigenes Metall. Und —"

In dem Augenblicke führte der Page warnend den Finger an den Mund. Die beiden Herren vergruben sich wieder in das Versteck, welches sie im Gespräche fast verlassen. Ein Schritt hallte einsam durch die Räume der Kapelle, die ihn wie einen erwarteten Besannten mit ihrem Wiederhall begrüßten. Es war der junge Herzog Albrecht, den er verkündete.

„Bringt ihn auf die Verlobung," flüsterte der Kanzler noch dem Pagen nach, als dieser, seinem Herrn entgegeneilend, die Kapelle verließ.



Lesarten und Entwürfe

（一）作印金片（即：金印）（或：金印）

Bei der Herstellung dieses Bandes wurden die Herausgeber von seiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch *M a r H e f f e r* unterstützt.

I.

Zwischen Himmel und Erde.

(S. 1 – 204.)

1. Handschriften

nicht erhalten.

2. Drucke.

E: Zwischen / Himmel und Erde. / Erzählung / von / Otto Ludwig / aus
Eisfeld. / Frankfurt a. M. / Verlag von Meidinger Sohn und Comp. / 1856.
[Auf dem folgenden Blatt:] Seinem Freunde / Berthold Auerbach / der
Verfasser.

A: Zwischen / Himmel und Erde. / Erzählung / von / Otto Ludwig / aus
Eisfeld. / Zweite Auflage. / Frankfurt a. M. / Verlag von Meidinger Sohn
und Comp. / 1858. [Auf dem folgenden Blatt dieselbe Widmung.]

B: Zwischen Himmel und Erde. / Erzählung / von Otto Ludwig / aus
Eisfeld. / Dritte Auflage. / Berlin / 1862. / Verlag von Otto Janke.

3. Entwürfe

nicht erhalten.

4. Lesarten.

Unserem Abdruck zugrunde gelegt ist *A*, von dem den Prinzipien der Ausgabe gemäß nur in Fragen der Orthographie und Interpunktion abgegangen wurde. Auch Formen wie *Dachhaden*, *erschrad* wurden in *Dachhafen*, *erschral* geändert, da ein lautlicher Unterschied kaum anzunehmen ist. Dagegen wurde die Form *Lndr* gegenüber der heute üblichen Form und Schreibweise *Zufr* beibehalten. Die als textliche Grundlage dienende zweite verbesserte Auflage weist *E* gegenüber zahlreiche und nicht unwesentliche Abweichungen auf. Neben stilistischen Verbesserungen ist vor allem die durchgehende, freilich nicht streng durchgeführte Tendenz zu beobachten, anstelle

verkürzter und zusammengezogener Formen die schriftgemässen volleren Formen einzusetzen und den Anfang und das Ende von direkten Reden durch neue Absätze zu charakterisieren. Aus einer Reihe gleichlautender Druckfehler (33,22 den statt dem Ankömmling, 73,16 Jhren statt ihren, 82,25 Brettkanten statt Bettkanten u. a.) geht hervor, dass Ludwig ein von ihm durchkorrigiertes Exemplar von *E* der neuen Auflage zugrunde legte. *B* ist in allen Punkten mit *A* übereinstimmend.

3,3 man es] man's *E* 12 in vornehmer Abgeschlossenheit] vornehm abgeschlossen *E* 22 sich unmittelbar an die Häuserreihe, deren Beginn oder Ende es bildet] sich an die Häuserreihe, deren Beginn oder Ende es bildet, unmittelbar an *E* 4,4 und wenn] dann, ist *E* 11 Lichtöffnungen] lichteinlassende Läden *E* 12 Bereiche angebracht erscheinen, den — beherrscht] Bereiche, den — beherrscht, angebracht erscheinen *E* 22 Ansehen] Ansehn *E* 5,3 wie] wenn *E* 7 die Natur] sie *E* 33 Hand] folgt bis zur Höhe von ihres Besitzers seitwärts geneigtem Antlitz *E* 6,10 in das] ins *E* 17 man zur] die *E* zu einer umfassenderen] eine umfassendere *E* 18 alten] folgt der Hülfe *E* 23 widermet] beweist *E* 26 beweist er] fehlt *E* 7,1 sicherem Instinkte] sicherem Instinkt *E* 3 Es] davor kein Absatz *E* 5 Die] davor kein Absatz *E* 13 dessen Kinder] der Kinder desselben *E* 17 sie es] sie's *E* 21 bitterer] bitter *E* 33 jener] der *E* und] folgt er *E* 8,3 Was] Alles, was *E* 7 gehen] gehn *E* 12 das] folgt über die Pflanzen des Nachbargartens sich erhebt und *E* 13 Heute] Heut *E* sind es] sind's *E* 26 und] fehlt *E* 27 erlittenen] getragenen *E* 9,1 jur] an der *E* 11 Schämte] Schämt' *E* 12 hätte] hatt' *E* 13 und nun, da er erwacht, könne er sich] und könne sich, nun er erwacht *E* 14 hätte] hatt' *E* 15 sei es] sei's *E* 18 wie] daß *E* 20 daß] vorher und *E* 23 ehe] eh' *E* 10,3 es] das *E* 5 Turmes] Turms *E* 6 und] folgt sie *E* 11 Aussteigetüre] Aussteigtüre *E* 24 sich mit festen Herzensfäden an die Gegenstände anzuspinnen, mit denen — sollte] sich an die Gegenstände, mit denen — sollte, mit festen Herzensfäden anzuspinnen *E* 16 so] fehlt *E* 23 stehen] stehn *E* 24 nicht weit] nicht zu weit *E* 27 heute] heut *E* 34 sein Kommen ungern] ungern sein Kommen *E* 11,7 dem schönsten, meinte er,] ihm war er der schönste erschienen, *E* gewesen] fehlt *E* 12 hätte] hatt' *E* 13 hatte] hatt' *E* wußte er es] wußt' er's *E* 20 sie wehte sich] diese wehte sie sich *E* 21 gesehen] gesehn *E* 23 färbte ihr die Wangen röter] war es, was ihr die Wangen röter färbte *E* 23 trieb — sie wieder hinein] war es, was — sie wieder hineintrieb *E* 27 gesehen] gesehn *E* 12,3 wird — gemacht, muß ich mich austoben] muß mich austoben, wird — gemacht *E* 14 sehen] sehn *E* 19 Da] Das *E* 20 die] eine *E* 29 wäre] wär' *E* 34 wär'] wäre *E* 13,7 es ihn] er dieses *E* 18 umzugehen] umzugehn *E* 20 Apollonius mit dem vollen] Apollonius derselben mit dem vollen Angesichte *E* Angesichte derselben] fehlt *E* 29 sehen]

sehn *E* 30 gesehen] gesehn *E* 14,4 Tür] Türe *E* 13 wiederum]
 fehlt *E* gefangen] fehlt *E* 15 war] folgt wiederum gefangen *E* 19
 Sein] Und sein *E* 29 um] fehlt *E* 34 zugestehen] zugestehn *E* 15,8
 ihr] zu ihr *E* 10 hätte] hätt' *E* 11 hätte] hätt' *E* 14 er es]
 er's *E* 23 ansehen] anschn *E* 25 heute] heut' *E* 29 umzugehen] um-
 zugehn *E* 16,5 hättest] hätst *E* 6 wollst] wollst *E* 8 machte] mach' *E*
 17,4 gehen] gehn *E* 6 unserm] unserm *E* in das] ins *E* 7 stehen]
 stehn *E* 10 Mit] davor kein Absatz *E* 17 Morgen] davor kein Absatz *E*
 32 kann] davor so *E* 18,16 daheim] davor das *E* 22 Geschäfte] Geschäft *E*
 ging es] ging's *E* 25 Ausprechen] davor das *E* 19,2 denen — mußten]
 die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten, denen er manches überlassen
 konnte *E* 9 hatten selbst] selbst hatten *E* 14 erkannte] folgt sehr *E* 17 der]
 dieser *E* 30 Apollonius] unsern Helden *E* 20,5 hatte] fehlt *E* 7 Apol-
 lonius] unser Held *E* 27 Apollonius] unser Held *E* 29 Apollonius'] des
 Helden *E* 30 Apollonius] des Helden *E* 31 Die] davor kein Absatz 21,9
 überlassen] folgt müssen *E* 12 es sich] sich's *E* 16 geschehen] geschehn *E*
 19 einsehen] einsehn *E* 20 Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet] Es war
 Geld, Zeit und Arbeitskraft vergeudet *E* 26 der] vorher nur *E* 28 neue]
 welche *E* 30 abgefordert] entgegengebracht *E* 33 an] fehlt *E* wo]
 und *E* 22,1 mächtigeren] mächtigeren *E* 7 allen] all' *E* 15 Apol-
 lonius] unsern Helden *E* 16 Apollonius] unser Held *E* 21 sehr] seh' *E*
 22 Apollonius] unsern Helden *E* 23 alles] all' *E* 30 in das] ins *E* 23,4
 Haltung,] folgt und *E* 6 der] seiner *E* 25 nur] allein *E* 26 Erlaubnis]
 vorher eine *E* Befehl] vorher ein *E* 30 es sich] sich's *E* dehnt sich]
 dehnt sich's *E* 24,17 schä] vier *E* 29 heut] fehlt *E* hineinsehen] hinein-
 sehn *E* 25,4 che] ch' *E* 11 aller] all *E* 20 sehen] sehn 22 er es]
 er's *E* 23 ist es] ist's *E* 26 sich sorgenvoll] sorgenvoll sich *E* 28 Schritt]
 Tritt *E* 30 die sie, vom Klange des Tritts gewedt, nach ihm hin aufschlagen
 kann] die sie nach ihm hin aufschlagen kann vom Klange des Tritts gewedt *E*
 32 Herrn] Herren *A*, Herrn *E* aber nach Analogie der weitaus überwiegen-
 den Fälle ohne *e* zu ändern 26,5 besäße] besäß' *E* Auge] Aug' *E* 22
 heute] heut' *E* 27,1 sehen] sehn *E* 6 ziehen] ziehn *E* 17 sind es] sind's *E*
 32 ihn] diesen *E* 28,3 in dem Spiegel] fehlt *E* 7 hielt] folgt in dem
 Spiegel *E* er] fehlt *E* 16 er es] er's *E* 25 sehen] sehn *E* 26 wäre]
 wär' *E* 27 er es] er's *E* eingesehen] eingesehn *E* 29,3 unter dem]
 unterm *E* 7 bloß] allein *E* 11 abziehen] abziehn *E* 12 sehen] sehn *E*
 34 ihn] jenen *E* 30,1 nahe] nah' *E* 2 lange] lang *E* ruhen] ruhn *E*
 4 sehen] sehn *E* lassen] thun *E* 15 durchzugehen] durchzugehn *E* 17 ihm
 das Geschäft] das Geschäft ihm *E* ihn auch] auch ihn *E* 18 sah]
 folgt von dem andern *E* Apollonius' Kinn und Fußspitzen] Kinn
 und Fußspitzen desselben *E* 21 gesehen] gesehn *E* 31,9 Bemühen]

Bemühen *E* 12 *In*] davor kein Absatz *E* 30 gesehen] gesehn *E* 32 nicht]
 davor sich *E* 32,3 er es] er's *E* 5 mit jemand von dem] von dem mit je-
 mand *E* 27 hätte — gemacht] machte *E* 33,3 Valentin] davor kein Ab-
 satz *E* 26 wäre] wär' *E* 34,2 gehen] gehn *E* 2 stehen] stehn *E*
 12 kümmern] folgt sich *E* 16 mit dem Ankömmling] fehlt *E* 25 draußen]
 fehlt *E* 26 die] vorher und *E* 32 Kirchendachs] Kirchbachs *E* 35,5
 wäre] wär' *E* 23 Stiefel] Stiefeln *E* 24 ehe es] eh's *E* 34 Und] davor
 kein Absatz 36,13 in das] ins *E* 20 Saale] Saal *E* 29 gehen] gehn *E*
 30 Frig] davor kein Absatz *E* 32 nun, die Weigerung nicht achtend, Apol-
 lonius] ihm, auf dessen Weigerung er nicht geachtet, *E* 37,2 als] den *E*
 8 verziehen] verziehn *E* 9 alle] all *E* 12 Frig] Er *E* 38,5 wäre] wär' *E*
 6 Apollonius] dieser *E* 19 Licht] davor ein *E* 29 Gedanken] davor Die *E*
 39,8 auf das] auf's *E* 19 Und] davor kein Absatz *E* 41,7 Verhandlung]
 Debatte *E* 11 Er sah in dessen Zügen] In dessen Zügen sah er *E* 16 Apol-
 lonius] davor kein Absatz *E* 17 Ich] davor kein Absatz *E* 19 Apollonius]
 davor kein Absatz *E* 24 Apollonius] davor kein Absatz *E* vorhin ange-
 stellen] vorhinigen *E* 33 nahe] nah *E* 42,13 von dem] vom *E* 14 Das]
 davor kein Absatz *E* 15 Gespräch] Gespräche *E* 24 Ich] davor kein Absatz *E*
 43,1 Ich] davor kein Absatz *E* 7 in sein] ins *E* 19 Ja] davor kein Ab-
 satz *E* 23 Der] davor kein Absatz *E* 33 Der] davor kein Absatz *E*
 44,8 So] davor kein Absatz *E* 10 Wer] davor kein Absatz *E* 14 ver-
 legte] vorher er *E* suchte] vorher er *E* 16 Kein] vorher Er übersah darum
 17 übersah er] fehlt *E* 19 es] das *E* 21 Augenblick] folgt lang *E* 30 er]
 vorher Er empfand *E* 34 Er hätte keiner solchen Erweckung bedurft] Er
 wußte nicht, daß kein Bewußtsein einer solchen dazu nötig war *E* 45,1 ver-
 mochte] vermocht *E* 5 überwinden] beseitigen *E* 15 und] Er *E* 18 Frig]
 davor kein Absatz *E* 28 Wie] davor kein Absatz *E* 46,3 der Gatte] er *E*
 18 gemahnt es] gemahnt's *E* 20 sehen] sehn *E* 25 hören es] hören's *E*
 27 verstummt es] verstummt's *E* 33 Die] und die *E* ist] fehlt *E* 47,10
 ehe] eh' *E* 17 Die] davor kein Absatz *E* 18 der Steiger] er *E* 31 Der]
 Und der *E* 48,8 darauf] auf dem *E* 17 Bald] Und bald *E* 23 neiden]
 neideten *E* 29 Eines] Und eines *E* 34 ist es] ist's *E* 49,2 gehen] gehn *E*
 12 Fahrzeug] Fahrzeuge *E* 19 tue] tu' *E* 22 so] daher *E* 27 Ansehen]
 Ansehn *E* 31 abzusehen] abzusehn *E* 50,1 Er wußte es, er lud sich eine
 schwere Last auf] Er lud sich eine schwere Last auf, er wußte es *E* 15 Mühen]
 Mühn 24 Wäre] wär' davor kein Absatz *E* hätte] hätt' *E* 25 wäre]
 wär' *E* 27 Kirchendach] Kirchdach *E* Seilhafen] Seilhaden *E* A, eben-
 so 51,1 Hackenspiße 51,9 Kirchendach] Kirchdach *E* A aber vgl. 49,23, 50,27,
 55,4 u. ö. 14 er willige ein] fehlt *E* 15 Frig] und *E* 20 heimgehen]
 hineingehn *E* 22 war der] einer *E* 28 und] folgt er *E* 52,6 Taglohn]
 Tagelohn *E* 13 aller] all' *E* 18 Frig] Rettenmair] Er davor kein Absatz *E*

20 Herrn] Herren *A* vgl. 25,32 u. ö. 33 wäre] wär' *E* 58,2 übersehen] über-
sehn *E* 4 Apollonius] davor kein Absatz *E* 22 abspenstig] abspänstig *EA*
23 hatte keine Ahnung] wußte nichts *E* 54,9 in dem] im *E* 11 Der] davor
kein Absatz 12 Bemühen] Bemühn *E* 13 Friß Nettemmair] er *E* 14 sie
es] sie's *E* 55,1 Herrn] *E* Herren *A* vgl. 25,32 11 Daß sah er] fehlt *E* che]
ch' *E* 12 und] fehlt *E* 23 Man] davor kein Absatz 24 der Steuer-
mann beim Erbliden des drohenden Risses] folgt erst nach gilt *E* 25 Risses]
Risse *E* 26 Vorsehen] Vorsehn *E* 27 Von] davor kein Absatz *E* 28 ent-
flohen] entfloh'n *E* 56,4 die Wange] diese *E* 22 Wie konnte er wissen] Er
wußte nicht *E* 26 sie es] sie's *E* 30 Ansehen] Ansehn *E* 33 Und] fehlt *E*
57,15 stehen] stehn *E* 16 ziehen] ziehn *E* 58,2 denn] wie *E* 3 mußte,
niederreißen] niederreißen mußte *E* 5 denn] wie *E* 6 denn dieselbe Nacht –
riß ihn im Handeln darüber hinaus] wie dieselbe Nacht – ihn im Handeln
darüber hinausriß *E* 8 mit hinein] fehlt *E* 9 Zerstreuung] folgt mit hin-
ein *E* 11 geschah es] geschah's 14 sie] fehlt *E* 17 anderem] andern *E*
22 sah es] sah's *E* 29 Er] davor kein Absatz *E* 34 Turmbache] Turm-
bach *E* 59,4 wäre] wär' *E* 9 gewesen] folgt und 12 Daß] davor kein
Absatz *E* 28 wäre] wär' *E* 60,1 wäre] wär' *E* 7 war es] war's *E*
13 Mir] davor kein Absatz *E* hätte] hätt' *E* 27 wäre] wär' *E* 61,2
dachte] dacht' *E* 10 Tone] Ton *E* 13 magst] magst *E* 14 Apollonius]
davor kein Absatz *E* in das] ins *E* 15 wollt] wollt' *E* 18 Mir] da-
vor kein Absatz *E* 21 Ich] davor kein Absatz *E* lange] lang *E* 25 Frei-
lich] davor kein Absatz *E* 27 Apollonius] davor kein Absatz *E* 30 hät-
test] hätst *E* 6 lange] lang *E* 14 als] fehlt *E* solcher] einer solchen *E*
15 und] eines *E* 18 nur] davor und *E* anjusehen] anjusehn *E* 63,3
daß] davor kein Absatz *E* 4 sehen] sehn *E* 16 in] folgt die *E* 28 ist
es] ist's *E* 30 er es] beidemale er's *E* 32 Birnbäume] Birnbaum *E*
64,11 sie es] sie's *E* 13 heute] heut *E* 23 So] Und so *E* gält' es] gält's *E*
27 allen] all *E* 30 Wenn] davor kein Absatz 65,1 Und] davor kein Ab-
satz *E* 5 Apollonius] davor kein Absatz *E* 11 Ich] davor kein Absatz *E*
19 Apollonius] davor kein Absatz *E* 66,5 Friß] davor kein Absatz *E* 9 gehen]
gehn *E* 11 fortgehen] fortgehn *E* 17 sahen] sahn *E* 18 verstehen] verstehn *E*
20 durften] folgt sich *E* gegenüberstehen] gegenüberstehn *E* 21 sehen] sehn *E*
25 Freilich] davor kein Absatz *E* 67,2 treuen] freun *EA* 3 Früher] davor kein
Absatz *E* 6 Der] davor kein Absatz *E* 8 anderem] andern *E* 9 Deine] davor
kein Absatz *E* 11 Sie] davor kein Absatz *E* 13 würde] wüß' *E* 15 kann es]
kann's *E* 17 wußte] wüß' *E* 19 er es] er's *E* 20 che] ch' *E* 22 Apol-
lonius] davor kein Absatz *E* 26 Dein] davor kein Absatz *E* 33 Friß]
davor kein Absatz *E* 68,2 konnte] konnt' *E* 9 Apollonius] davor kein Ab-
satz *E* 14 als] wie *E* bereits] schon *E* 15 Kirchbach] Kirchbach *E*
16 Ebenso] davor kein Absatz *E* 31 hingesehen] hingesehn *E* 69,6 heute]

heut] *E* 11 Jetzt] Und jetzt davor kein Absatz *E* 33 hätte] hatt' *E* 70,4
 tieferen] tiefern *E* 11 Vertrauen] Vertraun *E* 31 Der] davor kein Absatz *E*
 33 Mit] davor kein Absatz *E* 71,3 nie] nicht *E* 5 Zu] davor kein Absatz *E*
 8 Friß] davor kein Absatz *E* 10 nahe] nah *E* 11 Pah] davor kein Ab-
 satz 13 Daß] davor kein Absatz *E* 15 Ja] davor kein Absatz *E* 17
 Wußt'] davor kein Absatz *E* 20 fiel eß] fiel's *E* 33 Füße] Schritte *E*
 34 durch daß] durch's *E* 72,1 aufbauen] aufbaun *E* che] eh' *E* 13 war
 eß] war's *E* 17 habe] hab' *E* 19 So] davor kein Absatz *E* 73,1 Auf]
 davor kein Absatz *E* 6 Friß] davor kein Absatz *E* 11 gehen] gehn *E*
 12 Alles] davor kein Absatz *E* 15 Friß] davor kein Absatz *E* 22 sehen]
 sehn *E* 25 Er] davor kein Absatz *E* 26 verstehen] verstehn 30 hätte]
 hatt' *E* 31 daß ihre] ihr's *E* 34 Der] davor kein Absatz *E* 74,7 Sag's]
 davor kein Absatz *E* 9 Friß] davor kein Absatz *E* 12 stehen] stehn *E* 14
 gehen] gehn *E* 15 sehen] sehn *E* 17 Apollonius] davor kein Absatz *E*
 20 Eß] davor kein Absatz *E* 27 fliehen] fliehn *E* 75,5 käme] kam' *E*
 6 Weißt] davor kein Absatz *E* 7 wäre er eß] wär' er's *E* 12 Hatte] hatt' *E*
 13 gesehen] gesehn *E* 18 brennende] davor die *E* 23 früh] folgt an *E*
 26 zerstreuen] zerstreun *E* 32 Im] davor kein Absatz *E* Geselle] Gesell *E*
 76,3 Geselle] Gesell *E* ebenso Z. 5 und 14 7 Vertrauen] Vertraun *E* 11 ver-
 trauen] vertraun *E* 14 und] Er *E* 20 erkannte] wußte *E* 21 movon]
 was *E* 22 Kunde hatte] wußte *E* Kunde haben] wissen *E* 26 Der] da-
 vor kein Absatz *E* 33 sehen] sehn *E* er eilte] und war — geist *E* 34
 Apollonius] ihm *E* 77,3 in daß] in's *E* 9 Daß] davor kein Absatz *E*
 16 Du] davor kein Absatz *E* 18 Sie] davor kein Absatz *E* 20 Er] da-
 vor kein Absatz *E* 25 Gefühleß] Gefühl's *E* 28 Und] davor kein Absatz *E*
 29 Wer] davor kein Absatz *E* 30 sähe] sah' *E* 78,1 Friß] davor kein Ab-
 satz *E* 4 verstehen] verstehn *E* 5 bemerkte] sah *E* 6 Kniee] Knie *E* A
 13 Ich] davor kein Absatz *E* 15 hineinschauen] hineinschun *E* 17 habe] hab' *E*
 ebenso Z. 20, 21, 22, 23, 24 25 habe] hab' *E* A aber nach Analogie der
 vorhergehenden Fälle die volle Form 27 fürchte] fürcht' *E* 28 wehre]
 wehr' *E* 79,3 wußte] wußt' *E* 5 che] eh' *E* 8 Hatte] hatt' *E* 13 Er]
 Und er *E* 16 Vertrauen] Vertraun *E* 19 gehen] gehn *E* 23 in daß]
 in's *E* Hand] folgt noch *E* 26 Könnte] Könnt' davor kein Absatz *E*
 30 hilft eß] hilft's *E* sie eß] sie's *E* Alle] All' *E* 32 freuen] freun *E*
 33 ist eß] ist's *E* 80,5 che] eh' *E* 7 wäre] wär' *E* 14 War eß] War's *E*
 15 Schreibpult] *E* Schreibepult *A* abziehen] abziiehn *E* ebenso Z. 19 26
 trauen] traun *E* 28 viele] viel *E* alle] davor und *E* 33 Briefeß] Brief's *E*
 81,4 che] eh' *E* 9 eines] ein's *E* 14 ihr eß] ihr's *E* 18 stehen] stehn *E* 19 war
 eß] war's *E* 22 Wehen] Wehn *E* 24 Höhen] Höhn *E* 82,5 wäre] wär' *E*
 6 wäre eß] wär's *E* 15 drohen] drohn *E* 16 nahe] nah *E* 25 Brettanten]
 Brettkanten *E* A doch liegt augenscheinlich ein Druckfehler von *E* vor, den *A*

versehentlich beibehielt 27 Vom] davor kein Absatz E 30 Wehen] Wehn E
32 frieg es] frieg's E 88,1 aufstehen] aufstehn E 6 als] folgt eine E
8 Nachgedrohen] Nachgedrohn E 9 in das] ins E wäre] wär' E 23 an
das Heimgehen] ans Heimgehn E 34 kälteren] kälttern E 84,3 sehen] sehn E
16 Apollonius] davor kein Absatz E 19 selber] selbst E 85,5 in dem] im E
6 sehen] sehn E 11 Stiefel] Stiefeln E ebenso Z. 12 17 verzeihen] ver-
zeihn E 21 daß er es schon bei dem im blauen Rod durchsetzen wollte] er
wolle es schon durchsetzen bei dem im blauen Rod E 33 nämlich] fehlt E
86,1 war es] war's E 8 Apollonius] davor Aber E gehen] gehn E 9
Freilich wird er die Schuld] Aber er wird sie E 20 Geschäft] davor das E
Haus] davor das E 21 bestehen] bestehn E 24 in letzter] in der letzten E
87,4 Der] davor kein Absatz E 5 es hatte ihn bestreundet, daß sie sich nicht
schon früher gezeigt] die vermessen zu müssen ihn bestreundet hatte E 7 habe]
fehlt E 9 sehen, wie es] sehn, wie's E 10 wenn er — nahm] nahm er E
13 wenn — zu erhalten wag] war — zu erhalten E 16 und] folgt mußte ihm E
verzeihen] verzeihn E Schon das war] Es war schon E 20 hätte] hatt' E
29 waren] fehlt E 32 drohen] drohn E 88,2 Rühren] Rühn E 7 Bru-
ders] folgt einß E 8 einß] fehlt E 12 sehen] sehn E Vertrauen] Ver-
traun E 15 finsen] folgt bis E Tilgung] folgt durch jährliche Abjah-
lungen E stehen] stehn E 16 anvertrauen] anvertraum E 18 Vertrauen]
Vertraun E A, aber nach Analogie von Z. 12 zu ändern 25 sehen] sehn E
27 Daß] Und das E 30 Das Verkaufsgeschäft mußte vor allen Dingen] Vor
allen Dingen mußte das Verkaufsgeschäft E 32 Ware] Waren E 89,6
dessen] seine E 7 machte ihm den Antrag, da — sei] machte, da — sei, ihm
den Antrag E 9 aber solange er noch] aber noch, wo er E 14 entließ]
danke — ab E 18 sich mancher Veruntreuung] mancher Veruntreu-
ung sich E 23 genügen] E begnügen A die Lesart von E scheint
den Vorzug zu verdienen 24 ihm das Haus] das Haus ihm E 30 Der]
davor kein Absatz E wäre] wär' E 33 gehen] gehn E 34 wollte]
wollt' E ebenso 90,2 90,3 andern, damit er mich einschüchtern könnte, daß
ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zusammenzukommen ohne mich]
andern, um mit ihr zusammen zu kommen ohne mich. Damit er mich einschüch-
tern konnte, daß ich's leiden müßte, was er will E 7 wäre] wär' E 8 wenn
er nicht falsch wäre] wär' er nicht falsch E 12 Was auch Apollonius ihm
zeigen mochte, Strenge und Milde bekräftigte ihn; So bekräftigte ihn, was Apol-
lonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde E 13 der ihn um so weniger
lieblich, je länger er ihn hegte, und um so durstiger wurde, sein Herzblut zu trinken,
je länger er ihn damit fütterte] der ihn, je länger er ihn hegte und mit seinem
Herzblut fütterte, um so weniger lieblich und um so durstiger wurde, sein Herz-
blut zu trinken E 16 die verbrecherische Absicht des Bruders] des Bruders ver-
brecherische Absicht E 17 Wen] davor kein Absatz E 28 sie] und E 91,3

Während] davor kein Absatz *E* 4 auf seinem gefährlichen Schiff hämmert]
 hämmerte auf seinem gefährlichen Schiff *E* 5 sich den wohlverdienten Bissen
 abdarbt] den wohlverdienten Bissen sich abdarbt *E* 6 mit liebendem Eifer
 gutzumachen] gutzumachen mit liebendem Eifer *E* 12 Läge] Läg' *E* 21 Aus-
 gehen] Ausgehn *E* 28 entstehen] entstehn *E* 92,12 Vertrauen] Vertraun *E*
 15 Könnte man nur dasfelbe – sagen] Daß man dasfelbe – sagen könnte *E*
 17 Es] davor kein Absatz *E* 19 Auge] Augen *E* sehen] sehn *E* 22 An-
 gehörige] Angehörigen *E* A 24 Es] davor kein Absatz *E* 33 Zulezt] Und
 zulezt *E* 93,6 um sie und ihre Kinder noch mehr] mehr um sie und ihre Kin-
 der *E* 12 Sonst] davor kein Absatz *E* 15 sehen] sehn *E* ebenso *Z.* 18 18 Ihr]
 davor Absatz *E* 24 Auge] Aug' *E* 31 Waren] davor kein Absatz *E* 94,2
 Er fürchtete] Ohne ihr es zu gestehn, fürchtete er *E* 10 möge] mög' *E* 11 Auge]
 Aug' *E* 13 wirft es] wirft's *E* Und] davor kein Absatz *E* 20 Er] davor
 kein Absatz *E* weil] daß *E* 24 verkleinert es] verkleinert's *E* 26 hat es]
 hat's *E* 29 Und] davor kein Absatz *E* lachte] lacht *E* 31 freilich]
 fehlt *E* 32 zutrauen] zutraun *E* 95,5 habe] hab' *E* 6 hätte] hätt' *E*
 13 geschehen] geschehn *E* 23 verstehen] verstehn *E* weit] folgt gekommen *E*
 hatte] hatt' *E* 96,2 hätte] hätt' *E* 7 war es] war's *E* 14 wußte] wußt' *E*
 16 hatte] davor und *E* 17 gehen] gehn *E* 18 sehe] seh' *E* 20 anzusehen]
 anzusehn *E* 26 Kehre] davor kein Absatz *E* 29 kehre] keh'r' *E* 97,9 in
 das] ins *E* ebenso *Z.* 14 11 Ich] davor kein Absatz *E* 14 habe] hab' *E*
 26 dulde] duld' *E* 98,6 auch sie] sie auch *E* 20 war es] war's *E* so war
 noch] war noch *E* 99,8 von der Hausflur die Stimme des Bauherrn] die
 Stimme des Bauherrn in der Hausflur *E* 9 er] und *E* 10 Auftritts]
 Auftritts *E* 12 hatte – gekämpft] kämpfte *E* 21 er es] er's *E* 22 heute]
 heut' *E* 23 Die wüste Gewohnheit – zog ihn] Es zog ihn die wüste Ge-
 wohnheit *E* 100,5 hat] fehlt *E* erst als] und *E* 7 ziehen] ziehn *E*
 101,5 in das] ins *E* 17 sehen] sehn *E* 102,3 judte] judt' *E* 7 Schot-
 tischer] Rutscher *E* 17 stehen] stehn *E* A 21 eine] die *E* 25 er es] er's *E*
 27 ehe] eh' *E* Ist es] Ist's *E* 31 heute] heut *E* 103,3 In das] Ins *E*
 ebenso *Z.* 5 21 Der Schimmer] Er *E* 24 Christiane] davor kein Absatz *E*
 28 trübe] trüb *E* kann – wiederkommen] kommt – wieder *E* 30 sähe es] säh's *E*
 31 ist es] ist's *E* gehen] gehn *E* 32 Gehen] Gehn *E* 104,4 Der alte Gesell hatte
 – probiert] Daß der alte Gesell – probiert *E* 6 stand es] stand's *E* 10 dann]
 und sodann *E* 12 angesehen] angefehn *E* 20 wäre] wär' *E* 32 er es]
 er's *E* seien] wären *E* 105,2 wenn er – dawar] war er – da *E* 8 sehen]
 sehn *E* 13 Da] davor kein Absatz *E* 19 Ihre] davor kein Absatz *E*
 24 Und] davor kein Absatz *E* 25 ein] fehlt *A* 28 Sie] davor kein Ab-
 satz *E* 32 Der] davor kein Absatz *E* 106,3 Valentin] davor kein Ab-
 satz *E* 4 Die] davor kein Absatz *E* 5 Händen] Händchen *E* 10 wäre
 es] wär's *E* 11 wäre] wär' *E* 12 stürbe es] stürb' es *E* 13 Wäre]

Wār' E 16 sehen] sehn E 26 Sie] davor kein Absatz E 28 sie es] sie's E
 34 Er] davor kein Absatz E fragt] fragte E 107,1 er es] er's E 2 Seine]
 Und seine E 4 sie sieht ihn an mit einem Blicke] Sie sieht ihn mit einem
 Blicke an E 6 er es] er's E 8 Ein] davor kein Absatz E 11 Er] davor
 kein Absatz E 12 auf das] auf's E 14 gehen] gehn E 20 Aus] davor
 kein Absatz E 21 er] der E 26 gehen] gehn E 28 ungeheurerer] unge-
 heurer E wäre] wār' E 29 Gehen] Gehn E 31 Das] davor kein Ab-
 satz E 108,3 Friß] davor kein Absatz E 4 In das] Ins E 6 Zum]
 davor kein Absatz E 7 sollte] sollt' E 8 Schottischer Walzer] Rutscher E
 klingt es] klingt's E 10 Das] davor kein Absatz E Leisegehen] Leisegehn E
 20 Apollonius] folgt dagegen E 25 gesehen] gesehn E 30 anders als mit
 den Augen] mit andern als den Augen E 31 ansehen] ansehn E 32 Friß]
 der Bruder E 100,2 gesehen] gesehn E 14 wie] und E 15 die sonst]
 wie sie sonst E 18 Aus] davor kein Absatz E 21 solch ein] ein solch E
 28 Ist es] Ist's E 29 einsehen] einsehn E 31 will] will's E 34 der-
 selben] der letzten E diese Stimmung] sie E 110,16 er es] er's E ebenso
 Z. 17, 18, 19, 22 23 entziehen] entziehen E 25 Sterbebeine] Sterbebett E
 28 wäre] wār' E war es] war's E 111,2 er] und er E 3 gesehen] ge-
 sehn E 6 er es] er's E 14 stehen] stehn E 17 solle] soll E A, aber nach
 Analogie von Z. 16 zu ändern 18 da es] da's E 20 nahen] nah'n E
 22 eh] eh' E 33 war es] war's E Augenbrauen] E Augenbraunen A
 112,8 hatte] hāt' E 10 Gib] davor kein Absatz E 18 Das] davor kein
 Absatz E 15 Laß] davor kein Absatz E 19 Das] davor kein Absatz E
 24 Christiane] davor kein Absatz E 32 Das] davor kein Absatz E 113,9
 verwischen] verwischen E 14 verschloß] panyerte E 20 bevor] eh' E 22 Friß]
 der Bruder E 23 unterziehen] unterziehen E 114,2 Gefühles] Gefühl's E
 8 ihnen das [schuldensfreie Geschäft] das [schuldensfreie Geschäft ihnen E 13 sie
 es] sie's E 15 war es] war's E 19 Was] Und was E 26 gesehen] ge-
 sehn E 27 es sich] sich's E ebenso Z. 28 28 sehen] sehn E 29 gleich-
 gültige] E gleichgültige A 31 dessen] des E 33 sehen] sehn E 115,1 Im-
 mer dunkler, immer schwüler wurde das Leben] Es wurde immer dunkler, immer
 schwüler, das Leben E 5 das Bild des toten Annahens] des toten Annahens
 Bild E 8 ihm] davor sie hatte E 9 gesehen] gesehn E 12 sie es] sie's E
 27 vor ihr hatte er gelegen] Und hatte vor ihr gelegen E 116,1 Mit neuigem
 Entsetzen sollte sie sehen] Sie sollte mit neuigem Entsetzen sehen E 4 beisammen
 in dem Gefühl] in dem Gefühl beisammen E 12 ein Edel wurde dem Vuhlen]
 dem Vuhlen ein Edel wurde E der] und dieser E 18 sein Traum -
 wurde] Dann wurde sein Traum E 19 stundenlang stand er] Dann stand er
 stundenlang 23 die Leute, die - aufschreien vor Schreden] die Leute auf-
 schreien vor Schreden, die 24 sehen] sehn E gehen] gehn E 27 schriern]
 schrien E A 117,2 in das] ins E 11 er es] er's E 13 sie es] sie's

er es] er's 14 ansehen] ansehn *E* 15 Den] davor kein Absatz *E* 17 kann
 es] kann's *E* 18 vor] Und vor *E* 23 an ein] an's *E* 26 erfahren und
 meinen kann] erfahren kann und meinen *E* 33 Turmdach's] Turmdach's *E*
 118,1 heraufzusehen] heraufzusehn *E* 8 in das] ins *E* 10 ehe] eh' *E* 14
 Wenn] davor kein Absatz *E* 18 Lücke] Lücke *E* 26 dieses Zögern
 hinderte ihn] das ihn hinderte *E* 30 wie] Er fühlt, wie *E* 119,1 hätte]
 hätt' *E* 7 er] und *E* 16 kam es] kam's *E* stehen] sehn *E* 20 hat es]
 hat's *E* 23 er es] er's *E* wenn es] wenn's *E* 25 dunkelglühender] dunkelglühn-
 der *E* 28 absichtslos ist er] er ist absichtslos *E* 120,3 sehen] sehn *E* 8 Das]
 Und das *E* 14 Meint es] Meint's *E* 15 nimmt es] nimmt's *E* 16 Al]
 davor kein Absatz *E* 28 gesehen] gesehn *E* 31 sehen] sehn *E* 11 Nun]
 Dann davor kein Absatz *E* 19 Zudem] Dazu *E* 121,21 Immer dunkler,
 immer schwüler wurde] Es wurde immer dunkler, es wurde immer schwüler *E*
 27 stummes] davor ein *E* aufschrak, wenn er sich beobachtet sah] sah er sich
 beobachtet, aufschrad *E* 28 Dann war er] Er war dann *E* 17 Stücke]
 Stücken *E* 20 sich überall] überall sich *E* 30 Die] Und die *E* 123,3
 Apollonius] davor kein Absatz *E* 4 sehen] sehn *E* 16 Etwas — machte
 ihn] Es machte ihn etwas — *E* 17 daß er meinte, er müsse ein Herein in Ge-
 danken überhört haben; er legte das Ohr —] daß, als er vergebens auf ein Herein
 gewartet, er meinte, er müsse es in Gedanken überhört haben, und das Ohr —
 legte *E* 19 sehe] seh' *E* 22 er] folgt sich *E* 30 ihn nicht etwas] nicht
 etwas ihn *E* 124,1 Herr] davor kein Absatz *E* 3 Und] davor kein Absatz *E*
 gesehen] gesehn *E* 5 Bewahre] davor kein Absatz *E* 14 gesehen] gesehn *E*
 17 Herr] davor der *E* 22 Apollonius] davor kein Absatz *E* 26 gesehen]
 gesehn *E* 27 sehen] sehn *E* 125,7 hineinschleicht] hereinschleicht *E* 10
 hineingestochen] hereingestochen *E* 18 Er] davor kein Absatz *E* 19 Den]
 davor kein Absatz *E* 22 angesehen] angesehn *E* 25 Valentin] davor kein
 Absatz *E* 29 Das] davor kein Absatz *E* 31 Und] davor kein Absatz *E*
 33 Ich] davor kein Absatz *E* 126,1 Wenn] davor kein Absatz *E* 5 Wer]
 davor kein Absatz *E* 6 Die] davor kein Absatz *E* 10 Sie] Und *E* 16 Er
 habe] Daß er — habe *E* 17 Wär' er verunglückt, man müßte es nunmehr
 wissen] Daß man, wär' er verunglückt, es nunmehr wissen müßte *E* 18 Zehn-
 mal mußte er ihr das] Er mußte ihr das zehnmal *E* 127,19 wenn nicht —
 schlug] schlug nicht *E* 20 ihn — herausriß] riß ihn — heraus *E* 22 Heute
 geschah ihm diese Gewalt] Diese Gewalt geschah ihm heute *E* Eben saß er]
 Er saß eben *E* 128,21 Zeit] davor die *E* 22 verlassen] verlassen müssen *E*
 28 Valentin] davor kein Absatz *E* 33 auf seine — Frage die Antwort er-
 wartete] die Antwort erwartete auf seine — Frage *E* 129,8 Waren] folgt
 auch *E* 10 bei dem wirklichen Falle die Übung zustatten, die er bei seiner Ein-
 bildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte] die an seinen Einbildungen ge-
 wonnene Übung, sich alle Möglichkeiten vorzustellen, bei dem wirklichen Falle

zuflatten *E* 18 nächste] davor die *E* 19 niemandem] niemanden *E A*
 181, 11 Seine eingebildeten Beilstriche sind] es sind Seine eingebildeten Beilstriche *E*
 13 gesehen] gesehn *E* 19 gesehen] gesehn *E* ebenso *Z.* 20 34 sehen]
 sehn *E* 182, 1 Der] davor kein Absatz *E* 3 Und] davor kein Absatz *E*
 5 Auf] davor kein Absatz *E* 6 Gut] davor kein Absatz *E* 10 darüber
 ängsteten] ängsteten darüber *E* 18 Blechschmiedgeseß] Blechschmiedgeseße *E*
 21 entziehen] entziehn *E A* 183, 1 Valentin] davor kein Absatz *E* 3 ver-
 dankte] verdankt *E* 4 aber] fehlt *E* 7 habe] hab' *E* 19 Daß] davor
 kein Absatz *E* 22 anderes] folgt Etwas *E* 24 stehen] stehn *E* 26 sahen]
 sahn *E* 31 wie er] daß er's *E* 32 man wollte nicht allein] nicht allein
 wollte man *E* 184, 14 Kopfe] Kopf *E* 22 Es] davor kein Absatz *E* 27 ge-
 flohen vor den Augen der Menschen] vor den Augen der Menschen geflohen *E*
 31 hier herauf hatte er sich geküßet] fehlt *E* 185, 7 müßte] müßt' *E A*
 10 stehen] stehn *E* 13 herunter] hinunter *E* 24 heute] heut *E* 186, 5
 Schönes] davor kein Absatz *E* 13 Der] davor kein Absatz *E* 13 sagt] sagt *E*,
 sagte *A* aber nach Analogie der umgebenden Präsensformen verdient *E* den
 Vorzug 15 Ja] kein Absatz *E* 17 Er] davor kein Absatz *E* 21 Keine]
 davor kein Absatz *E* ebenso *Z.* 22, 23, 24, 25 187, 16 Ruhe] Ruh' *E* 23
 Ich] davor kein Absatz *E* 25 Du] davor kein Absatz *E* 33 Friß] davor
 kein Absatz *E* 34 Gerüstes] Gerüste *E* 188, 3 Höhe] Höh' *E* 5 ruhen]
 ruhn *E* 20 sich von ihnen ab] von ihnen sich ab *E* Vertrauen] Vertraun *E*
 24 gehen] gehn *E* 21 Immer brennender glühte die Nöte] Die Nöte glühte
 immer brennender *E* 34 und] Er *E* 189, 5 Ich] davor kein Absatz *E*
 9 stehen] stehn *E* sie] sie's *E* 23 wendest] wendst *E* 24 gehen] gehn *E*
 140, 4 gehört] angehört *E* 10 eingehen] eingehn *E* 20 stehen] stehn *E* 21 ent-
 fliehen] entfliehn *E* 28 verzeihen] verzeihn *E* 141, 5 läme] läm' *E* 8 hin-
 weggeflohen] hinweggeflohn *E* 19 entstehen] entsiehn *E* 22 entgegengehen]
 entgegengehn *E* 26 entziehen] entziehn *E* 29 daß] fehlt *E* 150, 1 Wen]
 davor kein Absatz *E* 3 so] fehlt *E* 5 Nun] davor kein Absatz 17 habe]
 hab' *E* 19 seine] die *E* 29 schwebt] schwebte *E* 30 befindet] befand *E*
 31 vorgesehen] vorgesehn *E* 143, 3 aufzustehen] aufzustehn *E* 7 du machst]
 und machst *E* 10 Friß] davor kein Absatz *E* 11 gesehen] gesehn *E* 15
 Anschauen] Anblick *E* 16 mischen] mischn *E* 18 ihn stündlich alles] alles
 stündlich ihn *E* 21 wäre] wär' *E* 23 Apollonius] davor kein Absatz *E*
 144, 3 Der] davor kein Absatz *E* 8 Ihr's] ihr's *E A*, aber Majuskel, da nur
 von zwei sich Unterhaltenden die Rede ist 13 bewahren] folgt *E* woran
 dieser sonst anschlagend sich verletzt hätte 23 sehen] sehn *E* 31 es ihr] ihr
 es *E* 145, 7 gesehen] gesehn *E* 11 Vorgefühl] Vorausgefühl *E* ebenso
Z. 16 13 Umhergehen] Umhergehn *E* 21 wenn sie das Weinen nicht fin-
 den könne] könne sie das Weinen nicht finden *E* 146, 1 dir] jede *E* 5 ein-
 ziehen sehen] einziehn sehn *E* 11 da vor seinen Augen] vor seinen Augen da *E*

17 Anshauen] Anschau *E* 147,4 Ausgehen] Ausgehn *E* 10 Ich] davor kein Absatz *E* 12 Herren] Herrn *E* 16 Valentin] davor kein Absatz *E* durfte] *E* dürfte *A* 21 Sie] davor kein Absatz *E* 22 Mein] davor kein Absatz *E* 33 Die] davor kein Absatz *E* 148,1 Den] davor kein Absatz *E* sehen] sehn *E* ebenso *Z.* 33 149,14 hinzugeeilt] herzugeeilt *E* 32 sehen] sehn *E* 150,5 sehen] sehn *E* 8 milben] wilden *E* 10 entfliehn] entfliehn *E* 19 ruhen] ruhn *E* 151,8 gesehen] gesehn *E* 11 hättest] hättest *E A* 24 gesehen] gesehn *E* 27 sehen] sehn *E* 152,6 vergeßend] vergessen *E A* 30 und er ist] und ist *E* 32 er läßt sich] läßt er sich *E* 34 bewege] bewegt *E* könne] könn' *E* 153,2 alledem] all' dem *E* 5 bevor] eh' *E* 9 einstehen] einstehn *E* Die Klarheit] Sie *E* 11 Vertrauen] Vertraun *E* 15 das war, worüber] um was *E* 18 angstvoll sich nach einem Helfer] angstvoll nach einem Helfer sich *E* 31 Die] davor kein Absatz *E* 34 umfaßt und mit ihm gesprochen hatte] umfaßt hatte und mit ihm gesprochen *E* 154,3 fliehen] flehn *E* 4 vollziehen] vollziehn *E* 7 in seinem Innern war der Kampf selbst] der Kampf selbst in seinem Innern war *E* 11 aufzusehen] aufzusehn *E* 13 unvertilgbare] unvernichthare *E* 15 sie konnt'] Und sie konnt' *E* 17 auf starken Armen] auf seinen starken, vorsehenden Armen *E* 25 Von alledem — stand nichts] Nichts von alledem — stand *E* 155,4 abgereißt] abgerisset *E A* 17 Herrn] Herren *E A* vgl. 25,32 23 Haus, aber nicht in die Seele der Menschen hätte hereinschauen können] Haus hätte hereinschauen können, aber nicht in die Seelen der Menschen darin *E* 32 sehen] sehn *E* sahen] sahn *E* 156,10 ihm die Gefahr des Hauses] die Gefahr des Hauses ihm 12 sehen] sehn *E* 17 wenn er — abziehe] zieh' er — ab *E* 29 Karren] Karrn *E* 31 verliehen] verliehn *E* 157,2 Herrn] Herren *E A* 5 auf wiederholte Fragen mußte Apollonius] Apollonius mußte, gefragt *E* 9 sehen] sehn *E* 17 Befitzer] folgt als ihm entwendet *E* 23 Der] davor kein Absatz *E* 25 Art] folgt so *E* 30 das Gepäck des Reisenden] des Reisenden Gepäck *E* 158,1 wiedersehen] wiedersehn *E* 12 und sank wiederum] so oft sank sie *E* 14 gehen] gehn *E* 20 Friß Nettenmair bewegte] Dann bewegte Friß Nettenmair *E* 159,1 den er in der Verblendung seiner Leidenschaft nicht beachtet] den er nicht beachtet in der Verblendung seiner Leidenschaft *E* 19 sehen und gehen. Gehen] sehn und gehn. Gehn *E* 26 Mutter] folgt schützend *E* 30 Friß] davor kein Absatz *E* 33 Ich] davor kein Absatz *E* 160,1 Haft] davor kein Absatz *E* 3 Der] davor kein Absatz *E* 13 gehen] gehn *E* 24 gehen] gehn *E* 25 gesehen] gesehn *E* 33 gehen] gehn *E* 161,1 Gehen] Gehn *E* 4 sehen] sehn *E* 6 so] fehlt *E* 19 Unruhe] Unruh' *E* angesehen] ange-sehn *E* 22 Apollonius] folgt hatte ein Sofa in seinem Zimmer. Er *E* vom] von dem *E* 162,1 heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid] heute war es Meineid: heute durfte er es nicht mehr *E* 24 ausziehen] aus- ziehn *E* 25 das in seinem Zimmer stand] fehlt *E* 26 zu] zur *E* 27 Be-

dürfnis] folgt gewesen *E* 163,26 mit hineingearbeitet in seine Arbeit] in seine Arbeit mit hineingearbeitet *E* 30 Der] davor kein Absatz *E* heute] heut *E* 34 an diesen Haken seine Leiter hängt] seine Leiter an den Haken hängt und sie bestiegt *E* 164,1 einzusehen] einzusehn *E* 2 Versehen] Versehn *E* 5 Hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traums, drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmerte in seiner Zerstreuung ein künftiges Unheil fertig] Die Ahnung, er hämmerte in seiner Zerstreuung ein künftiges Unheil fertig, drohte als dunkle Wolke hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traums *E* 10 Ring, Flaschenzug, Fahrzeug und Leiter] Auch der Ring, der Flaschenzug, das Fahrzeug und die Leiter *E* 20 herauf] heran *E* 21 zurückgebliebene Bleiplatte] Bleiplatte zurückgeblieben *E* 25 gesehen] gesehn *E* 32 Eilende] eilende Fuß, dem sie gehörten *E* 165,6 sagt] sagte *E* A aber nach Analogie der umgebenden Präsensformen zu ändern 12 Was] davor kein Absatz *E* 15 Fort] davor kein Absatz *E* 19 freist] davor kein Absatz *E* 19 höhnt] *E* höhnte A 23 Apollonius] davor kein Absatz *E* 25 mit seiner ganzen Kraft an den Armen fassen] an den Armen fassen mit seiner ganzen Kraft *E* 28 Gut] davor kein Absatz *E* 166,12 Seiten] folgt Ein Zusammenrücken, ein Händereineinanderschlagen geschieht *E* sehen] sehn *E* A 14 Aufschreien] Aufschrein *E* 17 gehen] gehn *E* 25 gesehen] gesehn *E* 167,1 nicht] folgt dazu *E* 4 ihm auf dem Rückweg] auf dem Rückweg ihm *E* 12 gesehen] gesehn *E* davon] fehlt *E* 13 waren] folgt daß er jene Eigenschaft besaß *E* 33 absehen] absehn *E* 168,7 Fensterladen] folgt (sehn *E* 8 Frauen] *E* Frau A 17 Endlich] Und endlich *E* 23 übergibt] zu übergeben geht *E* 26 soll] folgt ein *E* 27 gefährlich, das Schieferbederhandwerk] ein gefährlich Handwerk, das Schieferbederhandwerk *E* 169,6 verzeihen] verzeihen *E* 9 sehen] sehn *E* 15 gegenständig] fehlt *E* 33 wenn ihm einer sagte] sagte ihm einer *E* 33 wiedersehen] wiedersehn *E* 170,3 jener] folgt ihm *E* 172,2 vom Handeln des Sohnes] von des Sohnes Handeln *E* 3 Seit jener Nacht — war Herr Nettemmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten, Apollonius berichtete ihm täglich] Seit, in der Nacht — Herr Nettemmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten war, berichtete ihm Apollonius täglich *E* 11 das sicherste und gewinnvollste] das am sichersten und gewinnvollsten zum Ziele führende *E* 16 anvertrauen] anvertrauen *E* 20 neben Wunsch und Vorteil] neben dem Wunsche und dem Vorteil *E* 22 Überblick] folgt der sich nichts entgehen läßt *E* 25 sie] folgt ihm *E* 29 er] dieser *E* 173,5 dann] fehlt *E* Ansehen] Ansehn *E* 6 vollziehen] vollziehen *E* 22 Vorschlags] Vorschlags *E* 174,14 Schieferbauers] Schieferbaues *E* 19 seinen Kräften doch] doch seinen Kräften *E* 28 größer geworden] gewachsen *E* 29 gesehen] gesehn *E* 31 Entgegengesetzt] folgt von dem auf ihn *E* 175,3 Sichzurückziehen] folgt vor ihr *E* 5 die Wahrhaftigkeit, die ihr die erste von allen war] die ihr die erste von allen

war, die Wahrhaftigkeit *E* 8 wenn er — sah] sah er *E* 176,8 hatte] folgt
 das *E* 10 Ursache] Ursach *E* 29 tüdtischster] tüdtischer *E* 177,2 nachzu-
 sehen] nachzusehn *E* 6 schaukelte] und schaukelte *E* 17 kein] und kein *E*
 27 wohnte] *E* wohnt *A* 28 Seit] davor kein Absatz *E* 30 Büchern] folgt
 auf *E* 34 Seine Seele] Sie *E* 178,1 kämpfte] davor Sie *E* 6 wenn er dachte]
 dachte er *E* 16 wenn sein Herz und Kopf nicht voll gewesen wäre] war sein
 Herz und Kopf nicht voll *E* 18 hätte] fehlt *E* 22 bereuen] bereun *E*
 179,7 vorübergehen] vorübergehn *E* 181,30 inneren und äußeren] innern und
 äußern *E* 182,6 Vertrauen] Vertraun *E* 183,1 Ansehen] Ansehn *E* 8
 wo — zu übersehen war] die — zu übersehn erlaubten *E* 20 vorübergehen]
 vorübergehn *E* 25 zerstreuen] zerstreun *E* 184,25 sehen] sehn *E* 185,27
 Durch] folgt seine *E* 186,4 Wiedersehen] Wiedersehn *E* 8 sehe] seh' *E*
 9 wiedersehe] wiederseh' *E* 15 Vertrauen] Vertraun *E* Mitbürger] folgt
 auf ihn *E* 27 schwimmende] erbleichende *E* 187,14 wieder] folgt un-
 unterscheidbar *E* 16 Kleiderzipfeln] *A* Kleiderzipfeln *E* 17 ihnen] folgt
 als wollte — stieß, dann erst und warf — herniederstäubte *E* 24 Da] davor
 kein Absatz *E* 32 welches] welch *E* 188,5 wäre] wär' *E* 18 ihnen]
 folgt als 32 fliehen] fliehn *E* 189,10 benahm ihm den Atem] stidte ihn *E*
 14 stehen] stehn *E* 21 möglich] folgt war *E* 25 In] davor kein Absatz *E*
 190,5 raschen] fliegenden *E* 14 wollte der Mutigste] da war der Mutigste im
 Begriff *E* abziehen] abzugiehn *E* 18 hinaufzusehen] hinaufzusehn *E* 20
 verstehen] verstehn *E* 33 Dennoch fühlte er] Aber er fühlte *E* 191,2 vertrauen]
 vertraun *E* 11 geschehen] geschehn *E* 13 tapferes] waderes *E* 16 das Wasser]
 nur das Wasser *E* 17 und] fehlt *E* 18 ließ die Flamme nicht so schnell
 überhandnehmen] war es allein, was die Flamme nicht so schnell überhand-
 nehmen ließ *E* 19 wäre] sein würde *E* 22 ehe] eh' *E* 30 Wenn] Und
 wenn *E* Dachbalken] *A* Dachbaken *E* 192,2 Sein] folgt und der Leiter *E*
 3 mit der Leiter] fehlt *E* 14 glühen] glühn *E* 29 Die] davor kein Ab-
 satz *E* 193,16 ja auch ihm die Lust] die Lust ja auch ihm *E* 24 sahen]
 sahn *E* 29 sie] *E* sich *A* 194,7 eigenem Mühlen] eignem Mühn *E* 8 eige-
 nem] eignem *E* 196,7 erstaune] erstaun' *E* 12 sehen] sehn *E* 22 Ehe]
 Eh' *E* 27 stehen] stehn *E* 197,3 aufzustehen] aufzustehn *E* 14 natür-
 liche] natürlich *E* 20 Ansehen] Ansehn *E* 198,3 ihm] folgt dann *E* 4
 bald] fast *E* 16 Stamm] Stammfonds *E* 19 Beginn und Vollendung]
 den Beginn und die Vollendung *E* 24 seinem] seinen *E* 199,6 zu Mittag]
 mittags *E* 25 zu dem Manne hinauf, mit der Ergebung, ja Andacht] mit
 der Ergebung, ja Andacht zu dem Manne hinauf *E* 30 zurückgehen] zurück-
 ziehn *E* *A* 32 und] daß er *E* 200,9 nur] *E* fehlt *A* 10 nur] fehlt *E*
 31 Bemühen] Bemühn *E* 201,1 freuen] freun *E* 21 Pfleger] folgt Der
 erste wich Tag und Nacht nicht von seinem Lager *E* 202,14 gesehen] gesehn *E*
 24 Valentin] folgt an sie *E*.

II.

Campana.

(S. 207 – 222.)

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 13). Heft in Quart. Titelblatt und 18 beschriebene Seiten. S. 19 zeigt auch noch Paginierung, ist aber wie die übrigen Blätter leergeblieben. Das Titelblatt trägt die Aufschrift: **Campana**. Darunter mit Bleistift in Ludwigs späteren Schriftzügen die Notiz: Älteste unter den übriggebliebenen Jugendverständigungen. Vom Jahre 1828, wo ich in Hildburghausen auf dem Gymnasium war. Darunter von Cordelia Ludwigs Hand: 1828 in Hildburghausen als Gymnasiast geschrieben. Etwas verschnörkelte und oft abgekürzte Schrift. Korrekturen durchweg mit derselben Tinte von Ludwigs Hand; nur eine Bleistiftkorrektur. Der Anfang zeigt einen Rest einer älteren Fassung.

2. Drucke.

Bisher ungedruckt.

3. Entwürfe

nicht erhalten.

4. Lesarten.

Unserem Texte ist *H* zugrundegelegt, von dem nur in Fragen der Orthographie und Interpunktion abgewichen wurde. Schwierig war die Entscheidung über die Bedeutung mehrfach vorkommender Klammern in *H*. In zwei Fällen (221,25; 222,6) wurden sie weggelassen, da es hier deutlich schien, dass das Eingeklammerte eine ältere Fassung darstellt. In allen anderen Fällen wurden sie beibehalten, obwohl auch hier die Möglichkeit vorhanden ist, dass das in Klammern Eingeschlossene Gestrichenenes bedeutet.

200,1 *H* beginnt ohne Überschrift durchstrichen: Zwei Menschen kamen durch die blühenden Heiden dahergeschritten. Die Sonne beschaute sich und ihr neues Negligée, das der liebende Abend ihr aus Rosenblättern gewoben, im See und schien sich vom eig'nen Bild nicht trennen zu können. Dann folgt erst der Text *H* 1. Tagewort] zuerst 1. Kapitel *H* 210,28 steht] zuerst sieht *H* Sordinen] Sordine *H* 211,11 verkehrtenweise] umgekehrter Weise *H* 13 Sie] sie *H* und sofort 16 dreimal] dahinter Punkt *H* 17 vollendend] voll-

lenden *H* 32 deine] dahinter zuerst männlich *H* 212,28 gewesen] dahinter zuerst; wenn auch wirklich das Leben uns gehörig erinnert hat, daß es nur ein Scheinleben war *H* 213,1 der Strom schleift die Gestade ab] zuerst die Gestade türmen sich immer höher *H* 4 klein] zuerst am kleinsten 10 wie eine große] wie große *H* 24 Shakespeare] Shakespear *H* 214,14 seinen Sprachzahn daran schärft] zuerst Sprachen daran lernt *H* 215,19 der Heimat] zuerst romantischer Ahnung *H* 23 eherne Jungfrau] eherne nachträglich eingeschoben *H* 216,6 emsigen] zuerst meisten *H* 10 gereinigten] gereinigte *H* 11 unsern] abgekürzt uns. *H* 217,14 hätt'] hatt' *H* 218,14, 15 kann es dramatische Musik geben] zuerst ist die Musik episch oder lyrisch *H* 219,15 Morgen] zuerst Hernach *H* 17 hört'] hört *H* 220,23 durchbebt'] durchbebt *H* 221,25 Gefühl] dahinter eingeklammert: (Mheinfönig sagte dem Freunde, nachdem er ihm ernsthaft den Puls gefühlt und mit dem Haupt geschüttelt, (wie es den Ärzten zusteht, wobei man nicht weiß, ob dieß Schütteln auf den Zustand des Kranken oder auf den seiner eig'nen Gelehrsamkeit geht) er habe seinen geistigen Magen verdorben) *H*. Es wurde angenommen, dass diese kaum in den Zusammenhang passende Stelle als gestrichen anzusehen sei. 222,6 Aber] dahinter eingeklammert (ob er gleich all die Liebe noch hatte) *H*. Als frühere Fassung betrachtet und daher im Text weggelassen. 9 zum Grundton] dazwischen eingeklammert (darum zum dunkeln) *H* 26 schuf] zuerst schaffte *H*

III.

Aus einem alten Schulmeisterleben.

(S.223 — 272).

1. Handschriften.

„Das Bruchstück ‚Aus einem alten Schulmeisterleben‘ ist einer unvollendeten Handschrift des Dichters entnommen, die den ersten Teil eines grössern humoristisch-idyllischen Romans darstellt.“ So Adolf Stern in der Einleitung zur ersten Ausgabe des Bruchstücks 1891. Leider ist inzwischen diese Handschrift verloren gegangen und damit die Möglichkeit, aus dem Werke mehr mitzuteilen, als schon von Stern veröffentlicht worden ist. Um 1900 ist die Handschrift noch einmal von Adolf Bartels verglichen worden. Leider wusste sich Bartels nicht mehr zu entsinnen, woher er die Handschrift erhalten hatte, ob aus dem Goethe- und Schiller-Archiv oder durch Adolf Stern. Im Goethe- und Schiller-Archiv war sie nicht zu ermitteln, auch liessen die Verzeichnisse nicht erkennen, dass sie dorthin abgeliefert worden war. Herr Verlagsbuchhändler Ehlers in Dresden konnte als Besitzer des Sternschen Nachlasses nur mitteilen, dass alle Ludwigschen Handschriften, die sich im Sternschen

Nachlasse vorgefunden hatten, an Cordelia Ludwig abgeliefert worden sind. Aber auch in dem von Oskar Walzel an das Goethe- und Schiller-Archiv abgelieferten Nachlasse Cordelia Ludwigs befindet sich die Handschrift nicht.

2. Drucke.

St: Otto Ludwigs Gesammelte Schriften. Zweiter Band. [Herausgegeben von Adolf Stern.] Leipzig. Fr. Wilsch. Grunow. 1891. Band II. S. 477–537.

Stern erlaubt sich hier wieder (vgl. Band I. S. 348, 350) eine Reihe von willkürlichen Abweichungen, die wohl grösstenteils getilgt wurden in

B: Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig. Max Hefes Verlag [1900] Band III. S. 236–279.

3. Lesarten.

Die Textkritik dieses Werkes war bei dem Fehlen der Handschrift und der geringen Zuverlässigkeit der Drucke vor eine besonders schwierige Aufgabe gestellt. Dazu kommt, dass gerade dieses Werk den Übergang von der ersten zur zweiten Periode der Ludwigschen Dichtung bildet, gewisse Inkonssequenzen also auf den Dichter zurückgeführt werden können. Im allgemeinen wurde *B* als der bessere Text zugrundegelegt, *St* nur in Fällen, wo in *B* Druckfehler vorliegen könnten, berücksichtigt. Bei dem Mangel einer absoluten Sicherheit aber mussten die Varianten von *St* u. *B* vollständig mitgeteilt werden. Neu einzufügen waren durchgehends Ludwigsche Eigentümlichkeiten, die sich in früher wie später Zeit finden, wie *Anise* für *Anie*, *fnieren* für *fnien*, *geschriern* für *geschrien*, *mehere* für *mehrer*, *Hülfe* für *Hilfe*. Die Pluralformen *Bursche* und *Burschen* wechseln auch hier. Die Form *heusraten* wandelt sich um 1845 in *heiraten*. Da nun die Entwürfe auch bereits *heiraten* haben, wurde diese in *St* und *B* durchgeführte Form beibehalten. Eine Sonderstellung nimmt die Behandlung der Ortsnamen ein. Der Dichter hatte nicht die Absicht, den Schauplatz seiner Erzählung zu verschleiern, wie sich auch aus den Entwürfen ergibt. Es war daher die richtige Schreibweise der Ortsnamen einzuführen. Schwieriger war die Entscheidung bei den dialektischen Stellen des Werkes. Es lässt sich nicht übersehen, dass Ludwigs Darstellung des Lautstandes nicht ausreichend ist, ja dass sich Schwankungen und Irrtümer ergeben, die sich dadurch erklären, dass sich Reminiscenzen des heimatlichen fränkisch-thüringischen Dialekts mit der zur Darstellung zu bringenden Meissener Mundart vermengen. Offenbar hat nun Stern dies auch erkannt und seinerseits zu bessern gesucht, was dann von Bartels wieder teilweise nach Ludwig verändert worden ist. Mir schien es nötig, die Ludwigsche Schreibung wiederherzustellen, und ich habe daher bei der Unzuverlässigkeit der Drucke kein Bedenken getragen, bei den Stellen, die auch in den Entwürfen sich finden, die dortige Schreibweise einzuführen.

225,1 Naundorf] Nauendorf und so fort *St B* 3 welches] was *St* 23 Soll
 'nen Grüssich sagen] Soll 'n Gruß üch (euch) sagen *B* Soll 'n Gruß euch sagen *St*
 Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 4 27 sich] fehlt *St B* 226,5 Nimptich]
 Nimppich *St B*. Einen Ort Nimptich gibt es bei Meissen nicht. Viel-
 leicht liegt Schreibfehler Ludwigs vor, dem der Stadtname Nimptsch
 in Schlesien durch die Entwürfe zu „Friedrich II.“ nahegerückt war.
 Es ist freilich nicht ausgeschlossen, dass Ludwig eine dialektische Ent-
 stellung des Ortsnamens berücksichtigt hat. 24 kommt] kömmt *St B*.
 Änderung, da die Form kömmt im folgenden nicht durchgeführt wird.
 228,10 wollen's] wullen's *St B*. Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 6 eber-
 laihn] eberlaibe *St* 13 recht] recht *St B*. Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 7
 18 so] fehlt *St B* 29 Cyriac] Cyriar und so fort *St* 230,10 dem] den *St B*
 11 die Rosemarie] die fehlt *St B* 231,17 getan] dahinter hatte *St* Grabe-
 bitter] dahinter hatte *St* 234,21 Geschichte Umstände] Umstände Geschichte *St B*
 28 gefunden] gefunden hätten *St* 235,8 sollt'] sollte *St* 236,3 wisse] wußte *St*
 5 wolle] wollte *St* 15 Rittergute] Rittergut *St* 237,6 mehre] meh-
 rere *St B* 9 welche] die *St* 12 welches] das *St* 33 jenem] jenen *St B*
 238,18 jede] fehlt *St* 25 welcher] der *St* 26 Gerüsten] Geräten *St* 32 wel-
 chen] die *St* 239,2 bessere] besse *St* 19, 20 wenn wir bei seinem Herrn an-
 gesehen sein wollten] fehlt *B* 23 anderer] andrer *St* 240,26, 27 uns und
 den] wir und der *St* 241,29 des Gepferts seinem] dem Gepfert seinem *St*
 242,8 das] der *St* 243,1 Wie] fehlt *St* 9 sehr quälte] fehlt *St B* 19 beide]
 beiden *St B* 27 wisse] wußte *St* 29 letzte] fehlt *St B* 244,23 sich das-
 selbe] sichs *St* 29, 30 meinen Gedanken ungestörter bei mir nachhängen zu
 können] meine Gedanken ungestörter bei mir machen zu können *St* 245,22
 haben] habe *St* 25 bewege] bewegte *St* 29 sei] wäre *St* 246,12 ausge-
 schrieen] ausgeschrieben *B* 247,30 habe] hätte *St* 31 geschrieen] geschrien *St*
 248,33 welcher] der *St* 249,16 welches] das *St* 250,10 denselben] ihnen *St*
 11, 12 wenn wir gleich . . . uns erzeigten] wenn wir uns gleich . . . erzeigten *St*
 13 Hause] dahinter wäre *St* möge] möchte *St* 14 lassen] lasse *St* 251,22
 lehnt'] lehnte *St* 23 und stiegen wir nun, der . . . hinauf] und stiegen wir
 nun hinauf, der . . . *St* 252,13 Ehr' und Preis] Preis und Ehr' *St B*. Ände-
 rung nach Entwurf S. 330 Z. 5. Der Dichter vermischt den Anfang des Kirchen-
 liedes Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut mit dem Anfange der 3. Strophe
 des Liedes Nun danket alle Gott: Lob, Ehr' und Preis sei Gott. 24 gro-
 ßen] große *St* 254,1 würd'] würde *St* 18 ausgestandenen] ausgestandnen *St*
 33 denen die hinten Knöpfe auf dem Steiße saßen] fehlt *St* 34 Karfchetten]
 Korfchetten *St B*. Änderung nach Entwurf S. 334 Z. 1 255,12 Burschen]
 Bursche *St* 22 Bauernhochzeit] Bauerhochzeit *B St* Änderung nach Ent-
 wurf S. 330 Z. 3 28 sagt'] sagte *St* 29 habe] hätte *St* 256,1 wolle]
 sollte *St* 258,2 ihn] ihm *St* 3 sei] wäre *St* 21 geladen] dahinter war *St*

27 bräuchlich] gebräuchlich *B* Die in *St* belegte Form die bei Ludwig übliche. 29 welches] das *St* 31 mir] mir *St B* Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 35 32 haalt auch nur] hahlt äch nür *St B* Änderung nach Entwurf S. 331 Z. 34, 35 259,15 schriem] schrien *St B* 16 schriem] schrien *St* 26 vorausgehen] vorausgehn *St* 260,14 geschriem] geschrien *St* 29 welches] das *St* 261,1 geschriem] geschrien *St B* 262,8 Stolle] Stollen *St B*, Änderung nach Entwurf S. 332 Z. 10 263,29 darin] darum *B* 264,22 Sache] Sprache *B* 24 hatt'] hatte *St B* 265,12 hatte] hätte *St* 266,3 geschriem] geschrien *St B* 7 gewacht] dahinter hätte *St* 19 abgedrückt] dahinter hat *St* 24 Melodiern] Melodien *St B* 271,21 welches] das *St*.

4. Konzept einer Einleitung.

A: Heft in Oktav in braun-marmoriertem Pappumschlag, nach Heydrichs Signatur „Nr. 11^a“. In den Händen des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden. Enthält auf Bl. 11 *A*–12 *B* den arg durcheinandergeschriebenen Entwurf zu einer Vorrede zum „Mittelstück“, offenbar also zu dem ausgeführten Teil. Da es bei dem Fehlen einer Handschrift unsicher ist, ob diese Vorrede aufgenommen wurde, ist auf einen Abdruck im Text verzichtet worden. Sie möge daher hier ihren Platz finden.

Vorerinnerung zum zweiten Buch.

Brief des Vetter Jakob an den Emeritus, Herrn Kantor Klaus.

Hier übersend' ich Ihnen, Herr Vetter, das erste Buch des Mittelstückes, wie ich das Fragment Ihrer Biographie, welches Sie mir erlaubten, der Öffentlichkeit zu übergeben, benannt habe. (Was übrigens das „Vom Vetter Jakob“ auf dem Titel betrifft, wird mancher unter unsern – Halten Sie mich nicht für so hochmütig, Herr Vetter, und mein Wir für das majestätische Wir, womit unsere Romanschreiber und Kritiker sich selbst als geistige Könige ausrufen; ich meine: unter unsern, d. h. meines Herrn Vetters und meinen Lesern – ja, so wird, mein' ich, mancher unter unsern Lesern meinen: „Der Vetter Jakob? Warum will der Autor nicht unter seinem eigenen Namen schreiben? Hat er keinen Namen?“ Und damit, Herr Vetter, hat er's nun auch wirklich getroffen.) Was diese Abtheilung des Fragmentes in Bücher aber betrifft, hat mir, wie ich gesehen muß, meine Ungeschicklichkeit abgeneigt. Bis hierher nämlich stand mir Ihr Erinnerungsbuch helfend zur Seite, worin Sie begonnen haben, Ihr Leben selbst aufzuzeichnen, und welches Sie mir so bereitwillig und vertrauensvoll geliehen. Und diesem Umstande dankt' ich es, wenn es mir überhaupt gelungen ist, indem ich dem Leser Ihrer Persönlichkeit zum Teil in Ihren eigenen Ausdrücken so nahe als möglich vor das Auge brachte, dessen Aufmerksamkeit, vielleicht sogar sein Interesse zu erregen.

Nun geht mir aber diese Quelle aus, und noch überdies kann ich mich vieler, sogar Hauptumstände Ihrer Geschichte, die Sie mir vor zehn Jahren zum letztenmal erzählt, nur mühsam noch erinnern.

Ich sehe mich deshalb gänzlich außer Stand gesetzt, das Werk begonnenemassen fortzusetzen, und darum genötigt, meinen Herrn Better darin vom gloriosen Ich auf das bescheidene „Klaus“ oder „mein Herr Better“ und das noch bescheidenere bloße „Er“ zu reduzieren. Nie, Herr Better, kam mir Ihre Unähnlichkeit mit Julius Cäsar besser zu statten, der lieber die erste Person in jenem kleinen Flecken als die zweite im allmächtigen Rom sein wollte. Dem hätte Better Jakob mit der dritten Person kommen dürfen! Ihnen darf ich! Kann ich mich doch erinnern, daß Sie mehr als einmal beim Solo und dergleichen sogar die vierte Person oder den sogenannten vierten Mann abzugeben nicht für erniedrigend hielten. Doch versprech' ich auf meine blutjunge Autorehre, alles zu tun, was in meinen Kräften steht, die dadurch dem Interesse des Lesers zugehenden Nachteile durch größere Vorteile aufzuwiegen.

Die folgenden Kapitel werd' ich Ihnen senden, sowie sie fertig sind; der Drucker ist schon avertiert, zu seiner Zeit das Ganze bei Ihnen in Empfang zu nehmen.

Empfehlen Sie mich bestens meiner werten Frau Base, Ihrer Frau Gemahlin. Und indem ich herzlichst wünsche, Ihre Feiertagsstunden möchten wohl geraten sein, schreib' ich mich

Ihr ergebener

5. Entwürfe.

Die Anordnung derselben ist nach Möglichkeit chronologisch.

Ha, Hb, Hc, Hd: Heft in Hochoktav in rotbraun-marmoriertem Pappumschlag, betitelt: Notizen. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 15). Enthält *Ha* auf Bl. 20b–21b. Vom Anfange bis S. 329 Z. 11 als erledigt gestrichen. — *Hb* auf Bl. 21b. — *Hc* auf Bl. 23b–25b. Grösstenteils von Erich Schmidt in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1909. I. Halbband S. 235–238 veröffentlicht. — *Hd* auf Bl. 42.

He und Hf: Heft in Oktav in grauem Pappumschlag, von beiden Enden zu verschiedenen Zeiten beschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 12). Enthält *He* auf S. 185 (innerer Umschlag des Hefes) *Hf* auf S. 175–184.

Hg und Hi: Heft in Oktav in braun-marmoriertem Pappumschlag, nach Heydrichs Signatur „Nr. 11“. In den Händen des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden (vgl. *h*). Enthält *Hg* auf Bl.

34–40b. Vor dem Beginn von *Hg* ist ein Blatt herausgerissen, so dass vermutlich der Anfang von *Hg* fehlt. — *Hi* auf Bl. 67–58b.

Hk: Hest in Oktav ohne Umschlag, grünliches Papier. Auf dem Titelblatt: **Braut- und Prüfungsfahrt.** / Ein altes Stück Schulmeisterleben. 11 beschriebene Seiten. Goethe- und Schiller-Archiv (19 Hest 1). Offenbar nach 1846 entstanden.

Hi: Hest in Oktav in grauem Pappumschlag. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 12) (vgl. *He* und *Hf*). Enthält: *Hi* auf S. 124, 125. Erheblich später als *He* und *Hf*.

Hm: Hest in Quart ohne Umschlag; graublaues Papier. Auf dem Titelblatt: **Ein** [dahinter gestrichen: **Stück**] **altes Schulmeisterleben.** [Darunter gestrichen: **Vierter Akt.**] Goethe- und Schiller-Archiv (19 Hest 2). 17 beschriebene Seiten. Entstanden Ende der vierziger oder Anfang der fünfziger Jahre.

Ho: Hest in Quart ohne Umschlag; weissgraues Papier. Auf dem Titelblatt: **Klaus und Cassius, oder wie es sonst heißen mag.** Goethe- und Schiller-Archiv (19 Hest 3). 33 beschriebene Seiten. Entstanden nach 1855.

He: Hest in Grosquart in schwarzem Einband, betitelt: **Roman: Studien.** Goethe- und Schiller-Archiv (VI 7). Enthält *He* auf S. 95.

Ausserdem scheinen eine Anzahl Heste mit Entwürfen verloren gegangen zu sein. Denn Stern erwähnt einige Heste, deren Titel sich nicht mehr nachweisen lassen: „**Braut und Prüfungsjahre einer ehrlichen Seele. Ein Mittelstück aus einem alten Schulmeisterleben**“; „**Die Brautfahrt. Aus dem Tagebuche eines emeritierten Schulmeisters**“; „**Schulmeisters Leid und Freud. Ein halbes Jahr aus einem alten Schulmeisterleben**.“

[*Ha.*]

I. II. III. IV. Kapitel. **Klaus aus Meissen, 19 Jahr alt, Schul-Lehrer in Garsebach. Aufwärterin, 12 gr. wöchentl., schickt er wegen Lieberlichkeit fort. Magister Kluges Atrapastors Frau: Magd halten bedenklich, er soll heiraten. Ober eine wisse? Jawohl. Nimmt Urlaub, das Mädchen zu holen. Die ist Superintendententochin. Er zu ihrem Herrn (mit Klaus, der zurückbleibt). V. Sie selbst muß Klaus melden, aber jenen (Klaus) nicht mit; der hat nichts bei ihm zu tun. Superintens**

dent verwundert, daß er sie heute gleich mitnehmen will; er soll nur für eine andere sorgen. Zur Köchin: Ich habe mit Ihrem Herrn geredet; ich nehme Sie heute noch mit, aber für Herrn Superintendenten müssen wir eine andere schaffen. Da gibt's genug. Gut; schaffe Sie eine, und komme Sie mit Ihren Siebensachen in den Adler in der PP-Straße. Da logier' ich. (Aber heißt Sie denn wirklich nicht Veronika? Jungfrau Veronika? . . . Ich heiße nicht Veronika. Er fühlt, daß er sie nun gar nicht mehr so lieb hat, als da er glaubte, sie heiße Veronika.) Die kommt. Wirtin: Kennen Sie denn die? Sie scheinen ein solider Mensch zu sein. Ein Kanonier hat sie bereits angegeben, ist überdies in ganz Freiberg bekannt. Aber der Superintendent? Ist froh, daß er sie los ist. Jetzt sieht er ihren Umfang in anderm Lichte. Kalb mit der Kuh geht nicht. (Will scharfe Reden geben, aber sie dauert ihn.) Sie wird blutrot und geht. Elagus hat viel im Billard verspielt, beide haben gehörig getrunken; Klavus wundert sich, wie er ihn aus der Billardstube kommen läßt, daß der anstatt noch 10 rt. nur noch 9 Pfg. von seinen Talern hat. Geht vom Billard aus der noch nicht geendigten, aber verlorenen Trois-tour durch. VI. Vorschlag: Aber Herzogswalde bei Schullehrers, wo ich gelernt, Kaffee, in B—stein Mittag, in Burkhardwalde Nachmittagskaffee, dann kommen wir nach Taubenheim, wo du bekannt bist pp. pp. Freilich ein großer Umweg, aber Not pp. Ich war's zufrieden. In Taubenheim war ich jeden Sonntag mit einigen meiner Bauern, meine Geige unterm Noth, singend pp. wohlgekannt und wohlgelitten und willkommen. In Burkhardwalde fragt der Schullehrer: warum er so martialisch aussehe? Habe mir eine Frau holen wollen, die ich höchst nötig brauche, und so ist mir's gungen, (ich darf nicht meiner Frau Pastorin vor Augen kommen.) Ei, Herr Kollege, betrübet Euch darüber nicht, Mädchen gibt's nicht nur eine Hand voll, sondern ein Land voll. Ich selbst hab' ihrer zwei, beide reif zum heiligen Ehestande. (Ich kenn' auch Euch gar wohl, Ihr habt ein Schulhaus mit zwei Stuben oben und unten pp. Und einen Schweinestall daneben, setzt' ich hinzu.) Es gilt einmal Ansehn; Ansehn ist noch kein Handel. Ruft die jüngere. Diese war ein Zicklein, zart und dünnleibig, gefiel mir nicht. Ruft die ältere; war ein schön Mensche, lang von Leibe und stark in Brust und Kreuz und auch sonst von freundlich-gelassenen Manieren, wie Weiber sein sollen und fürnehmlich eines Schulmeisters Weib. (Sie heiße Veronika, ist geschickt in der Geographie, Orthographie, Kalligraphie und Arithmetik; dazu kann sie Clavecin- und Orgelspielen und Schulehalten nach der Schwierigkeit, sie niest: salus! gratias! Klaus sagt: salus, sie: gratias; das war das erste Wort pp. außen, wo er Gelegenheit gemacht hatte; er ist nun bestimmt.) Wie sie wieder hinaus, fragt' er mich. Ja aber, ich müßte sie heute gleich mitkriegen; bin so schon einen Tag über meinen Urlaub aus. Nun wir wollen sie fragen wie Laban, da Eliesar für Isaak freite: fraget das Mägdelein, ob sie mit ihm ziehen will. Wieder hereingerufen, betrachtet ihn sitzig (er war galant und schwarz angetan): Ach ja, er gefällt mir schon, und Ihr wißt, daß ich in allen

Dingen Euch gehorche. Nun so packe einstweilen zwei Kleider und Wäsche ein, daß du noch zur Stunde mit ihm ziehen kannst; was das Ubrige betrifft, so weiß ich, wo ihr zu finden seid. Sie geht gehorsam, nachdem sie vielleicht erst ein Examen glorios bestanden pp. (Das lateinische Vaterunser hergesagt?) Das konnt' ich nun selber nicht und bekam ordentlich Respekt vor meiner Braut. (Wir müssen jede Schidung für Glüd halten, und sie wird dazu, wenn wir sie zu unserer Besserung anwenden.) Nehmen endlich Abschied. Mädchen fragt den Vater: Aber wo geht denn nun der Weg zu? Der da wird dich schon führen, wohin du sollst; geh' mit Gott, mein Kind, und hab' ihn immerdar vor Augen, wie du bis jezt getan. Und sie folgt ihm mit ihrem Tragetorb voll Kleider und Wäsche, auch einer Wurst pp., gottergeben nach. Kommen nach Taubenheim in die Schenke. Ich habe nur noch 9 Pfg., aber ich komme Sonntags wieder her; gebt uns eine Flasche Wein vom besten für 6 ggr. Gute Wege, sagt der Wirt, und schickt sogleich zu den Bauern in die Umgebung. Der Garfebacher Schulmeister sei da. Die kommen alle. (Ach das ist der Schulmeister, der allemal so mit dem ganzen Leibe rudert und schlenkert, wenn er grüßt.) (Da kam der dicke Friede Gebisch, da kam pp.) Ein vajierender Schulmeister, den sie unterwegs aufgesackt und der den Klaus freihält, singt, wie sie fröhlich werden, Motetten, singt einen halbwegen Distant durch die Ristel, Alarut war Präsekt vom Reifener Eher und hatte einen feinen Tenor; ich ließ meine Starke Bassstimme dreinklingen, so sangen wir Weistelsche und Hemilische Quartette, daß es eine Lust war; (fehlt der Distant. Schadet nichts. Gemeinderverstand tanzt mit seiner Braut, ich hatte Freude über ihr wohlgetanes Wein und ihrem feinen Fuß.) Die Bauern aber horchten, und einige, die das Weibsvoll aus dem Schlafe geweckt, tanzten in der andern Stube darrin. Starke, der Wirt, aber ging ohne mein Wissen um, sammelte ein und bezahlte mir 1 rt. 18 ggr. und die Fische schenkt' er mir noch überdies. Nach Mitternacht gingen wir weiter; ich war ein glücklicher Mensch; erst noch 9 Pfg. und nun auf einmal 1 rt. 18 ggr. und ein Weib dazu. VIII. Bei Polenz Abschied von Alarut. Kommen nach Hause. Er weiß sie in sein Bett. Wo aber will denn Er schlafen? Es ist ja noch Platz im Bette. (Sie hatte noch kein Arg und wußte nicht, wozu zweierlei Leute auf der Welt.) Ihr könnet Euch dann nicht gut ausruhn. Habe mit einer Schwester in einem Bett geschlafen, was noch schmaler. Über dem Gelspräch schläft sie ein (ein Wesen voll Unschuld). Er sieht nun erst, wie hübsch sie ist; er geht ganz glücklich in die untere Stube und legt sich, vom Mantel gedeckt, auf die Schultafel. Frühstens ein Alopsen. Schon die Schullinder? Nacht auf und führet seinen Schwiegervater und Schwiegermutter herein. Sie sehen sein Lager. Wo denn meine Tochter? Oben in meinem Bett. Das ist mir recht, denn ich muß sie doch wieder mit nach Hause nehmen. Mit Eurer Stelle ist ja nichts. Der, den ich da draußen bei mir habe pp. Sprecht mir aber nicht wieder mit ihr. Seht ihr nichts in den Kopf. Ober der Alte findet nichts Sondernbares darin, vielleicht aber der Schulrat. IX.

Rückgang der Verlobung, da die Stelle. Gram. X. Reise nach pp. Probe. Glückliches Ende.

Elaus mit noch 4 Musikanten auf einer Bauernhochzeit. Früh 5 Ständchen in mehreren Dörfern, wo Gäste, zu machen. Kommen nicht weiter als zum Brautvater. Müssen auf der Scheunenfirke musizieren. Lob, Ehr' und Preis dem höchsten Gut pp. Dann: Du bist der beste Bruder auch nicht pp. Wie sie herab und weiter wollen, die hohe Leiter abgezogen. Einschneiden durchs Stroh wegen Höhe ebenso gefährlich (kalt, einen Tag vor dem Advent), müssen bleiben, bis 10 Uhr die Gäste zum Frühstück kommen. Wo die Musik geblieben? Die hab' ich gefangen. Handsprizen. Die Jauchengrube gleich dabei. Ganz naß. Endlich herabgelassen, wollen sie fort. Nun werden ihnen nolentibus volentibus die Röcke ausgezogen und getrocknet. Eine Auflage 10 u. 20 fr., wie damals gewöhnlich kurtierte, mach'ts wieder gut, und die Hochzeit wird nun nur um so lustiger.

Der einzige Rechenschüler, der's endlich bis zu dem Turm vom Divisions-exempel über sich bringt, dessen geprügeltes Beispiel alle andern vom Rechnen lernen als einem gefährlichen Unternehmen abhält.

Weiber, die das halbe Jahr nach dem Tode ihrer Männer noch Schule halten. —

Schulgeld wöchentlich ein Sechser, winterlich für Holz ein Dreier mehr.

Ein Versmacher, der jedem Vers ein klein bißchen Prosa anhängt, welches wie er sagt, heraushängt, da es nicht hineingegangen ist, wie es sein sollte.

[Hb.]

Naturschilderungen. Meissen. Garzebach damals — noch schlechtere Wege als jetzt. (Das macht, es gab einen solchen Amtshauptmann, den die Wege nichts kummerten, wie's ihrer jetzt noch gibt, sondern es war noch gar keiner? Hannsenfriede pp.) Seine Jungen naive Figuren. Wie der Wazierende kommt, erkennt er ihn schon von weitem für einen Schulmeister, woran? Aber wie er Schulmeister geworden? Wie es damals mit der Schulmeisterei beschaffen gewesen. Hat er sich etabliert wie ein Schneider? Wie war's mit dem Chöre? Sein Faktotum, seit er den Aufwärter verjagt, ein Junge mit zerrissenenHosen, ein Original. Das Ruhe-rein. Freibergscher Superintendent eine gravitatische Figur. Wo Elaus als Schulmeister gelernt. Freund Klagus ein Weltmann und Praktikus. Sehen sie vielleicht seine Braut erst, wie sie einem Knaben, der auf ihre Klage gestraft worden, ein Butterbrot gibt? Barthels-Oskar: ich möchte nur wissen, wer das . . .

[Hc.]

I. Nauenhofer Hochzeit.

3. [aus I]. Einige, 3 oder 4 Tage vorher Quarthuchzt. Gäste schicken ihren Teil zu den Kuchen, als Milch, Quarl, Butter, Eier, Käse, und werden bewirtet mit Bier, Schnaps, Kaffee und Kuchen.

1. Hochzeitbitter reitet geschmückt mit rotseidenen Bändern (dreieckigem Hut) und ebenso geschmücktem Pferd (am Kopf und Schwanz) herum, steigt ab und läßt. Wird gut aufgenommen. Mann überläßt's der Frau und umgekehrt, wenn er sagt: Ich soll 'nen Grüssch sagen von N. und Ns. (Brauteltern), und sie ließen zur Huchst ihrer Tochter E = (?) bitten, die in 14 Tagen gehalten werden sollte. Gastpaar: Na, mer wollen's uns eberlaihn. Hochzeitbitter: Na, da eberlaiht's euch راحت. Ich kumm' us'n Sunntich weär und frache weär nach. Reitet weiter.

8 Tage vor der Hochzeit (die mitten in der Woche) kommt er wieder und erfährt, ob sie kommen.

Bei den Burschen fragt er, was sie für Jungfern wollen (die dann auch geladen werden). Bursche holen die Nadel am Huchsttag in das Brauthaus ab. Hochzeitgäste begrüßen sich und werden vom Huchstbitter empfangen, der die Honneurs macht (auch vom Huchstwater).

Zug in die Kirche Nachmittags 2 Uhr. 1. Musil. Sinken! Männer und Instrumente mit roten Bändern gepußt. 2. Huchstbitter. 3. Brautführer (schwarz, rosa Schleife im Knopfloch) mit der Braut (Kopfe spiralförmig am Hinterkopf herumgelegt, und grünes Band mit hinten herabhängenden Schleifen und langen Enden, von einem kleinen, (darüber: taler) grünen Kränzlein mit Glittern in Pyramidenformen gekrönt.) Kleid von schwarzem Vellan mit Spitzen am Hals: auschnitt besetzt. Bunten Lätz mit Silber- oder Goldtreffen geschnürt.

4. Bräutigam schwarz, am oberen Knopfloch eine grüne Schleife. Züchtjungfer bunt, ähnliches, aber buntes Kränzlein und buntes Band um den Kopf, auch Schleifen hinten herab. Dies heißt das Umgebinge, dies hatten nur die vom Stand, die anderen Karmetten vide 25 unten. [Hinweis auf S. 334 Z. 1.]

5. Bursche und Mädchen paarweise, ohne Kränzchen mit buntem Umgebinge. Bursche mit langen, breiten, bunten Bändern am Knopfloch. Dreieckige Hüte.

6. Bejahrtem auch paarweise, Männer mit kurzen gelben Lederhosen und großen Stiefeln, langen Roden, Dreimaßlern, langen Westen; Frauen mit Bart: hauben, mit breiten schwarzen Schleifen hinten und vorn und bunten Fleckchen, schwarzem Rod, dunkelseidenen Jäckchen, langen Schürzen (hinten zusammen: gehend, länger als der Rod).

Außenwerfen links und rechts (über die Brust hinweggeworfene kleine Stück: chen), vom Hochzeitshaus an bis an die Kirche, von Brautwater pp. Gästen pp. außer den zwei Brautpaaren. Auch heimlich zusehen, mit dem Haalt euch nur recht ran bevortelet und mit Kiant mir o a Stückchen Kuchen jumarfen pp. Wer sich recht sehen lassen will, läßt sich vier Groschen wechseln. Bräutigam wirft auch Geld. Rapsen und Spektatel.

In der Kirche teilen sich Männer und Weiber. Brautführer nimmt den Bräutigam mit zu den Männern, Züchtjungfer die Braut mit in den Frauen: stand.

Ein Lied gesungen und geblasen; Rede. Dann führen Brautführer und Zücht:

jungfer das Brautpaar zusammen und begleiten's bis zum Altar, worauf sie einige Schritte zur Seite treten. Niederknien und Hand geben (Ringe geben noch nicht Mode). Einsegnen.

Huchzwitter tritt vor, geht um's Altar, ihm folgen die jungen Eheleute, dann Brautführer und Züchtjungfer, ihnen schließen sich die Paare an; dann teilen sich die Geschlechter wieder, um sich in ihre Stände zu begeben. Ein Lied gesungen und geblasen. Dann

Zug aus der Kirche, wieder hinein, nur daß nun Bräutigam und Braut zusammengehn.

Zu Hause Gratulation. Finden Kuchen (Stolle, Webe, Sternkuchen, Napfkuchen) und Kaffee schon aufgetragen. Junge Paar obenan, nebenan nach dem Geschlecht die ältesten Paten, dann die andern Paten nach dem Alter, dann wahrscheinlich Pfarrer und Schulmeister, Züchtjungfer und Brautführer, dann andere Gäste in Geschlechter getrennt. Hochzeitbitter (?)

Unterhaltung dabei.

Zwei Stunden darauf Tafel.

1. Biersuppe mit kleinen Rosinen.
2. Rindfleisch und Reis mit großen Rosinen.
3. Karpfen und Krautsalat. Alte Hühner mit Kompot, Sauertraut, Preiselbeeren, Pflaumen und Mus.
4. Braten, Kalbs-, Schweine-, Schöpfen-.

Dabei Wein.

Der Schulmeister schneidet vor und gibt Suppe herum. Sich und dem Pastor wie gewöhnlich das Beste, worüber Streit, lautes Lachen und Raifonnieren über der Geistlichkeit und ihres Hinterviertels Habigkeit (Habsucht), was die lauen und behaglich ignorieren.

Deffert. Butterlämmchen mit rotseidenen Halsbändern.

Mit dem Brautpaar nach der Reihe angestochen und toastiert. Tafelmusik. Tische.

Siemlich zum Ende der Tafel geht die schwarze samtene oder seidene Haube, hinten rund, vorn mit langer Schneppe und breiten Schleifen zu binden durch der Weiber Hände bis zur ältesten Pate, die so unvermerkt als möglich das Kränzlein (alte wackelnde Pate schüttelt einen Baum) herabnimmt und die Haube aufsetzt, was die Braut nie bemerkt, obgleich sie gewöhnlich rot wird. Pate neben dem jungen Mann setzt diesem ebenso eine Zipfelmütze auf. (Fällt in das Sauertraut pp.)

Zug von der Musit in der alten Ordnung in die Schenke geführt. „Bräut-
voll“. „Huchzvooll“. Brautpaar und Gäste. Alte Weiber verschenken winkend noch Stückchen Kuchen an Bekannte.

Verkleidungen.

Wortanz des Brautpaars, Brautreihen, Späße.

Bis früh getanzet.

Zug mit Musit wieder zurück ins Hochzeitshaus.

Beim Rückzug in die Schenke geht der Hannoveraner verloren, wo überhaupt Musit und Gäste bunt durcheinander. Klarinetist bleibt liegen, fingert an seinem Instrumente herum. Wasser in dem Jagott.

Kaffee im Brauthaus mit Webe pp.

Gäste entfernen sich nach ihren Schlafstätten für einige Stunden.

Ander's ankleiden. Minag kommen sie ins Hochzeitshaus wiederum.

Dasselbe Essen wie gestern.

Immer, den ganzen Tag, gegessen und getrunken, gesungen und gespielt.

Teller herum mehrmals mit grünem Kranze darauf für die Köchinnen. (12 Pf. 2 Gr.) mit dem Scherermisch (Strohtranz) für die Scherermädchen (6 Pf. 3 Gr.) Armenkasse.

Vor dem abermaligen In: die: Schenke: ziehn: Schenten. Lange Tafel mit weißem Tuch. Wie sie gesetzt, kommen sie; Braut und Bräutigam sitzen oben beim zusammengeschlagenen Tuch, darin das Geld, älteste Pate und Patin setzen sich auch. Junges Paar dankt mit bloßem Handreichen über den Tisch.

In die Schenke gezogen.

So dauert das Ding in gleichmäßiger Wiederholung bis auf den jedesmal gewechselten Anfang 3, 4 Tage fort.

Am Ende teilt der Schulmeister das Abtriggebliebene für die Gäste, die es mitbekommen. Abermalige Vertheilung der Geistlichkeit und Raifonnieren bei Tische, worüber Klaus sein Leidwesen äußert. Werden bis ein Stüd vor das Dorf mit Musit begleitet. Nochmaliger Glückwunsch und Abschied.

Reiningische Beamte lesen die wundersame Einladung zu jener Hochzeit. Lustiger Empfang. Nachricht, daß die Braut sich gehängt habe, kommt ihnen überraschend nach. Weil aber einmal das Zeug alles geschlachtet ist und umkommen konnte, wird die Hochzeit fortgesetzt. Während der Hochzeit kann sich das Paar nun wenigstens sprechen. Ausjügler ist's aus Feindschaft geworden (oder Frau, eine Art Hesse, die ein Beamter zwingt für einen andern, dessen Sache vorzunehmen. Hat er sie einmal ausgeschlagen? Oder ihre Eitelkeit beleidigt oder ihr einen Schatz abtrünnig gemacht, dem er einen Naturfehler von ihr gestedt hat (ein Mal oder dergleichen oder weiße Leber), den er als früherer Galan wußte. Sie hat keine Rache merken lassen, bis er in die Schlinge gegangen und sie als Ausjüglerin da hat. Geht er mit bösen Dingen um, will sie umbringen, oder dergleichen, wohinter sie kommt und mit Verrat und Anzige droht. Oder hat sie heraus, daß er irgend womit in eine schlimme Geschichte gestedt.) (Ach, ihr Mädchen, ich kann ihn nicht leiden pp.) Dann das: So mag er auch dem Teufel in den A. fahren. Pariser Dorfzerrung. Konfuse Politit pp, langsam reden pp. Vielleicht zu dem Ausjügler. Der Ausjügler bringt ihn am Ende das zu nachzugeben, indem er einen bedeutenden Verlust an Geld und Gut droht.

Zu Fol. 23 ab. [Hinweis auf S. 331 Z. 24] Alte Frauen haben Karfchetten mit langen Schößen entweder von Kalmant (schwarz oder dunkelbraun) Kamelott, türkisch Kattun (rot, gelb und schwarz) oder Berkan, ins Lila schimmernd, daran breite Kragen mit Fressur (Garnitur vom selben Zeug), breite Samtkrause um den Hals mit Spitzen besetzt. Röcke kurz und weit, rundum in Falten; vom selben Zeug. Schürze länger als der Rock, weiß oder bunt, beides bunt gestickt, hinten übereinander. Haube — Bärmützen von Muffzeug (Pelz wie Kosakenmützen), darunter schwarzseidne oder samtene Hauben mit langer Schneppe bis fast auf die Nase, breiten Schleifen und Enden bis in die Taille. Schuhe mit hohem Absatz, vornehme von schwarzem Samt, weiß gestickt, gewöhnliche von Leder.

Karnetten (Cornetten), goldgestickte Fledchen, Schleifen mit langen Enden, entweder schwarz oder weiß. Die vornehmen Mädchen hatten bunte Umgebenge, breite Samtkrausen mit Spitzen besetzt.

Gebäcke. Noch: Napfstuchen, Manschtuchen, Käsetuchen, Eierschedtuchen, Pappstuchen, Griestuchen. Kompotts zu Gänse, Enten, Rinder: pp. braten, rote Rüben, Stangennüsschen, Rapuntika.

Huchzibitter und Vater machen die Honneurs, schenken Kaffee ein, nötigen. Ständchen jeden Tag 5 Uhr früh vorm Huchzthaus. Dann am ersten Tage vor den Häusern der Gäste im Dorf.

Alle Abende wird das Essen, was für den Tag bestimmt war, durch den Schulmeister geteilt und sein Teil vor jeden Gast hingestellt.

Länge. Pol'sch. Menuett. Steirisch. Ländersch. Zweitritt. Schottisch. Grosvaterertanz. Klatschtanz. Dreher. Kosalentanz. Hupper. Kreuzsprung. Der alte PP. der Primeur.

Namen: Rosemarie. Annarose. (Hanneruhse.) Susse. Handore. Mareadore. Gotthelf. Christjahn. Christoph. Hansgärge. Annelise. Marlise.

Schulmeistertracht. Schuh mit Schnallen. Kurze schwarzmanchesterne Hosen. Lange Weste mit einer Reihe großer blanker Knöpfe, weiß Halstuch, langer schwarzer Frack. Dreieckiger Hut. Weiße und auch blaue Strümpfe.

[Hd.]

Zum Claus.

Er entrinnt der Reise um so lieber, als er dabei seinem Stedenpferd, der Aufklärung, frönen kann. Er ist gegen alle Poesie, gegen die er schimpft, wiewohl er selbst in seiner Art poetisch ist. Deshalb trinkt ihn an Claus die Phantasie mit dem alten Frix so sehr.

Gespräche über Aufklärung und Feindschaft der Poeten, die sie erschweren.

Aber womit soll die Aufklärung aufhören? So glaubt man doch lieber gleich an gar nichts mehr.

Bis zur Begeisterung gegen die Begeisterung; aber Wunderglauben mit der Aufklärung getrieben.

Einer, der die Feindschaft gegen die Religion bis zur Religion treibt.

[Hc.]

Die geringe Achtung der Schulmeister damals; übermüthige Behandlung derselben durch Geistliche pp. Er pp.

Alle phantastische Anwandlung ist ihm Aberglauben, und Aberglauben ist ihm die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur. Daher sein Kummer bei Elavus Anwandlungen. Nachts fürchten sie sich, bei Tage sind sie auf dem Zeug.

[Hf.]

NB. Die beiden Freunde müßten Streber sein, Repräsentanten der neuern Zeit; die komischen Abenteuer pp. müßten dadurch ihr Unglück machen, daß die Ältern zeitler sie benutzten; aber der wahre Grund läge darin, daß jene ihre Gesinnungen nicht aufkommen lassen wollen.

1. Wollen die beiden die Schulmeisterrechte aufrichten. Durch seine „neuen Lehren“; dazu durch sein unparteiliches Verhalten gegen Arm und Reich hat er sich schon untergraben. Der benachbarte Weber-Schulmeister hat das alles bemerkt; es fehlt bloß an einem Vorwand — was er aber erst hermach merkt. (Die praktische Richtung.)

Das war sonst anders:

Das Komischeste, daß, was mit Kühnheit und Gepränge als das Neue erscheint, lang schon gar nichts mehr ist.

Frage: Also das Alte ist nicht mehr recht; das Neue wird aber auch alt; so werst doch auch gleich das und das über den Haufen. (Dinge genannt, die nun wirklich über den Haufen sind.) „Glaubt doch an keinen Teufel mehr.“

Klaus ist ein Feind der alten Thorheiten und Phantasterei. Auch die Poesie ist ihm eine Phantasterei; sie müßte denn als Fabel, Lebens- oder als Kirchenlied Gottesweisheit verkünden. Trotz aller seiner grundsätzlichen Trodenheit ist er unbenutzt poetisch, dagegen Elavus, der Prosaische, für den Poeten gilt.

Seine Großmutter erzählt Märchen. Ein alter Pastor hat dagegen gerisert; nun scheucht er alles Phantastische von sich. Daß Elavus die Phantasien hat, ist ihm eine göttliche Zornserklärung. Auf wen nun soll man noch bauen, da selbst ein Elavus nicht sicher ist vor Phantasterei? Oder ist dies der Unterschied zwischen beiden?

Es sei schändlich, den Kindern Dinge beizubringen wie Naturgeschichte und -lehre; wenn sie wüßten, wie das Gewitter entsande, verringere dies ihre Ehrfurcht vor Gott. Des Webermeisters Prophezeiung, was daraus entstehen werde, der Antichrist pp. Ein Bauer weint, der andere will Klaus aufpassen. (Ich aber ließ das alles mich nicht irren.)

I. Die Brautfahrt.

Kurzes Vor- und Fürwort des Autors, über den Zweck des Werkleins und kurze Weibbringung desjenigen, was dem geneigten Leser von den Autors Jugengeschichte zu wissen nötig. Tagebuchartig das Ganze!

Erstes Kapitel.

Der Himmel hängt voll Geigen. Meine Frau Pastorin beurlaubt mich. Der Leser lernt meinen Freund Elavus kennen.

(Aus der feindlichen Partei, die gegen ihn für den Weber auf dem Semmelsberg intrigiert, macht er sich zu wenig und merkt nicht, wie die Geschichte unterhöhlt ist, (daß er die Kinder der Reichen ohne Ansehn der Person geprügelt pp.), so daß sie mit der Verleumdung zusammenbrechen muß. Als ein lebensfrischer Jüngling geht er, nicht wissend, daß so bald sein ganz Vertrauen zur Menschheit sollte wankend werden. Die Schlange, die in keinem Paradies fehlen darf, fehlte auch meinem nicht. Sie hatte die Leinweberei gelernt, welche sie aber nicht mehr trieb (oder treibt er's dabei?), sondern eine Schule etabliert hatte. Die Verleumdung mit dem Wutgift der Hunde verglichen. „So daß er zugleich seine Muster in sein Gewebe und seine alten Lorheiten den Kindern in den Kopf brachte. Und wie er vor und hinter rutschte auf seiner Bank, so rutschte er in seinem Unterricht vom Abo zur biblischen Geschichte und von der biblischen Geschichte wieder zum Abo.“ Seine alten Lorheiten.)

Zweites Kapitel.

Personalbeschreibungen. Antretung der Brautfahrt. Der Bazierende. Die Gefährlichkeit des Rechnenlernens. Woran der Bazierende erkennt (jetzt weiß er noch nicht, wer er ist, hält ihn für einen Tanzmeister), daß ich nicht der Herr von Mollscheit bin. (Magnetismus, Cagliostro; Inquisition.) Versuchung des Hoffartsteufels. Sündenfall. Werde nicht aus dem Paradies, aber aus dem Wirtshaus geworfen.

Im Wirtshaus ihr Programm, wie sie die Aufklärung zum Panier haben pp., dagegen bringt nun der Herr von seine Dinge vom Magnetismus und macht die beiden ganz wahnsinnig.

(Begegnet ihnen vor der Schenke ein Wagen.

Kennzeichen des Vornehmen. Bei dem, was Klaus glaubt nachmachen zu dürfen, nicht er allemal pp. Noch wissen sie nicht, wer der Bazierende; das macht sich erst in Freiberg. Der Bazierende spricht auch noch von Magnetismus, worüber später Elavus außer sich gerät.

Der Bazierende läßt Wein bringen und besäuft sie; er geht eher weg. Klaus bekommt den Handel mit dem Wirt wegen des Vorhergetrunkenen.

Klaus korrigiert einen geographischen Irrtum des Bazierenden und wird ihm dadurch geneigt).

Wenn Elavus übel wird, „hat der Doppelgänger, dessen Räusche er erleiden muß, wieder einmal in Elavus Natur gestürmt.“

Drittes Kapitel.

Weitere üble Folgen des Sündenfalls. Freund Klavus' Phantasieren. (Klavus' Zweifel an aller Realität, bis ihn ein Hund beißt; weshalb er diesem mit Freudentränen dankt.) Zwei Exempel merkwürdigen Hinüber- und Wiederumherüber-schnappens. Werde General in der Phantasie. Der alte Fritz übergibt sich, ein Faktum, davon Archenholz nicht weiß. Verlieren den Bajirenden auf der Flucht. Kurzes Bivval. Freude im größten Elend.

(Klaus weint und lacht durcheinander als Fritz, was Klaus um so weher tut, da Klavus sonst jeder Nührung sich schämt und Scherze verschiebt. Klaus seinerseits weint mit, daß er den Freund im Stande so großer Erniedrigung sehen muß. NB. gerade wie Klavus was recht Lächerliches vornimmt; vielleicht sich mit nickenden Büschen als Hofsleuten unterhält und wiederum Komplimente schneidet. Wie er auf einer Miststätte sitzt als auf einem Thron, macht Klaus weinend Betrachtungen über die Wandelbarkeit menschlicher Größe, dazwischen hübsche Naturschilderungen.

Klaus liest dem Bajirenden über sein Lachen die Leiden. Der Bajirende ist sein böser Genius, den nicht zu hassen, er seinem Herzen Gewalt antun muß.

Da der Bajirende mit pp.)

Viertes Kapitel.

Bewunderung beim Erwachen. (Schulmeisterentführung dem Leser etwas Neues. Der Ragenjammer ein übler Hypothesenmacher.) Ankunft in Freiberg. Der Hausknecht im Weißen Adler ein Eulenspiegel. Personalbeschreibung. Kinder-Unfug und Irrtum einer löblichen Polizei in Freiberg wegen eines Simia troglodytes.

(Man liest wohl von entführten Prinzessinnen, aber nicht von entführten Schulmeistern. Daß der Kutscher nicht antwortet und sie gerade vor den Adler fährt, wohin sie gewollt, ohne daß es sie ihm gesagt, und da sie voll Angst Wunder gedacht, wohin sie gefahren werden, nach Sibirien oder wo zu. Klavus klügelt einige mögliche Historien aus (sollen sie einen Prinzen erziehen pp. ?), deren eine sie ausmalen, und zwar eine tragische von der venetianischen Inquisition, so daß sie erschrecken, wie sie eine Glocke hören, ein dumpfes Klauschen im Brunnen, der Wagen plötzlich anhält, an den Schlag geschlagen, vom stummen Kutscher herausgeworfen. Wohin? Welchem Schicksal entgegen? Armfünderglocke? Bergglocke. (Glauben erst, in Gefängnissen oder wer weiß wo zu sein, bis der erste Schein der Morgendämmerung ihnen zeigt, daß sie zwischen Fuhrmannswagen umhertappen, oder des Wächters Laterne. Das Berglein, auf welchem Klaus eine halbe Stunde lang herumstieg im Gestank (Zeichname), war ein Düngerhaufen; davon abgehend kommt er immer wieder zu einem Stad und Leiter, was ihn an Inquisition und Torturwerkzeug erinnert, weshalb er wieder zurück auf das Berglein retiriert. Oder ein Sandberg vor einem Neubau, (Ob der Sand gleichsam Streusand auf Blut) die Barrieren und Gerüste, purzelt in einen Graben ?).

Nicht zu arg! (Erinnerung an allerlei Inquisitionsqualen. — Aber (vorher) ist's wegen ihrer Freidenkerei? Weil er seinen Kindern mitunter Naturlehre pp. lehrt, um sie vom Aberglauben zu befreien. Aber immer, indem er vom Aberglauben spricht, sitzt er drin und fürchtet sich (besonders im Wächterhäuschen).) Sie fragen einen Wächter, der sie deshalb quer ansieht und sie für Spitzbuben zu halten scheint. Freiberg. Weißer Adler. Wunderbar. Der Maurer, der mit verbundenen Augen pp. Sie hantieren drin herum, wollen heraus, (sind auf einmal abgesperrt. Auf Klaus' Stoßseufzer pakt ihn der Wächter. Ha, guter Freund pp. Er befiehlt seine Seele Gott und ergibt sich in dessen Fügung. Ebenso hat Klaus auf der andern Seite gelitten.) Maurer, um zu mauern, aber Schulmeister? wozu? und zwar zwei auf einmal. Seelenkampf? [?] (Vielleicht um eingeschlossen eine eiserne Maske zu lehren.) Räuberkinderschule?) pp. Die Kutsche sei des Herrn von Nollscheit gewesen. Wie der Name so wunderbar immer dazwischen kommt. Sehen eine Gestalt neben den Wagen her. Schlagen an den Wagen. — Zweige pp. Murmeln — eine Volksmenge. —)

(Wie Klaus zwischen den Wagen steht ohne Bewegung, um nicht der eisernen Jungfrau in die Hände zu fallen. Klavus dagegen marschirt hin und her und umgekehrt. Dabei Klaus Heldenentschlüsse, die etwas gelinder werden.)

Fünftes Kapitel.

Die Frau Wirtin im Weißen Adler in Freiberg, eine noch hübsche Dame. Gewerbe beim Herrn Superintendenten. Hochwürden in Freiberg wegen der Veronika, die keine ist. (S. sieht aus wie ein Adler, erzählt von Posaunenblasen.) Der Bazierende begegnet uns abermals. Freund Klavus nicht der beste Billardspieler. (Hat aber doch seine Zweifel vergessen.) Habe einen Mehrgang gemacht. Der Bazierende läßt sich nicht nötigen und bezieht deshalb von mir eine Reprimande. (Wegen der Erscheinung des Bazierenden — wie die weiße Frau; weil gewöhnlich ein Unglück drauf erfolgt.)

Sechstes Kapitel.

Der Frau Wirtin Nahe geben [?], von mir durch Schicksalsfügung nicht verstanden. Auftrag an den Hausknecht von wegen der Juste. Ich schlage auf den Strauch. Freue mich nicht über den Vogel, der herausfliegt.

Siebentes

Achtes

Neuntes

Zehntes

} Anfang und Fortsetzung des Märchens vom toten Kinde
[später durchstrichen].

Elftes Kapitel. [durchstrichen, verbessert in Siebentes Kapitel.]

Ende des Märchens und [bis hierher durchstrichen] Abreise von Freiberg.
Zwölftes Kapitel.

Aufklärungen. Kann nicht anders als eine ganz spezielle Schidung annehmen. Daß sich die Vorsehung auch der Hausknechte zu ihren Zwecken bediene. Ungebetene Einsprache und erobelter Frühkaffee, wobei Klavus als ein Praktikus sich erweist.

(Hier muß Klaus ganz von sich sein vor Verwunderung über die Praxis des Klagus, wiewohl er dessen Tun nicht eigentlich billigen mögen; hat sich aber nun einen Gedanken davon machen können, wie alte Frippe pp.)

Klavus über Klaus' Betrogensein in dessen Seele außer sich. Sanft Klaus tüchtig aus und in vollem Ernst.

Rollentausch in der Stimmung; psychologische Bemerkungen, daß wir, wenn der andere in unsere Stimmung verfällt, wie unwillkürlich die seine aufnehmen.

Schauerlicher Gedanke, daß der eine trinke und der andere habe den Kagenjammer.

Kommen am Ende so weit, daß man ohne Fernrohr und mit dem Hintern die Sterne beobachte pp.

Nämlich Klavus ist nichts mehr gewiß auf der Welt; ein Schrecklicher Zustand.)

(So wadele nun alles. Klaus: Das sei am Ende mehr bloß Schwindel, wenn man denke, die Erde wadele oder man wadele selbst. Das Nächste: man solle selbst tüchtig sein; treu; so glaube man auch an Lerne. Verleumben kann bloß der Pöbel, und verleumben Vornehme, so sehr man eben nur, daß es auch Pöbel gebe, der von Silber speiße. — Wir wollten Freunde sein und niemals aneinander irrewerden; wenn man nur einen sichern Punkt habe pp.)

(Nührung Klavi hauptsächlich dadurch, daß Klaus seine Milch pp. verlassen, um ihm zu folgen.)

(Ich sollte nicht denken, daß er ein Lurannentnecht sei pp., weil er einige Gewaltstrieche ausgehen lassen, weint dabei. (Nein.) Er sei wie ausgewechselt, wie oft in dieser Welt der eine Sachen ausbaden müsse, der sie nicht eingebrockt; so glaube er, sei er der Süßerbock irgend eines Süssels, der da freilich gut drauf los trinken könne, wenn er, Klavus nämlich, (allemaal) den Rausch davon hatte.

Klaus wegen seiner zwei Leben, Tagleben und Nachtleben. Wer weiß nun, wer ich bei Nacht bin; vielleicht ein liederlicher Gesell. Wenn nun dieser eine Doppelgänger Schulden macht (oder er trinkt, und ich den Kagenjammer) und ich sie bezahlen soll? Nicht möglich. Und warum? hat doch auch kein Mensch an die Antipoden glauben wollen. Von wegen des damals neu entdeckten Magnetismus; davon erzählt Klavus Wunder. Was soll dann aber aus der Aufklärung werden?) Und wenn der Mensch nur so mit dem Magen lese, braucht man am Ende keine Schulmeister mehr; sogar, das schmerzt ihn besonders, Geographie wird unnütz. Überhaupt es wird eine Zeit kommen, wo alles von Maschinen gemacht und der Mensch durch gar nichts mehr in seiner Ausbildung gehindert wird.)

Dreizehntes Kapitel.

Mittagshize. Abenteuer mit einer Wittib, die ihr Gnadenhalbjahr, so gut es gehen will, selbst abschulmeister. Die Schenkung des Rates erweist sich zu früh; wie die Nürnberger seinen denken, sie hätten ihn denn erst. (NB. Die Wittib soll

eine Hexe sein. Einige Vorfälle. Kater. Wie bei den Rolands-Knappen; machen sie fürchten über Nacht; wie sie im Wächterhäuschen sicher sind, Wittib erklären sie alles für dummes Zeug und geben sich das Wort, den Überfall (?) zu zerstören. Verhöhnern nun, warum sie Nachts sich gefürchtet.) (Schulmeisterehre! Wirken für das Licht! Volkserziehung. Vertreibung alles Aberglaubens. Schläge; sie fürchten sich. Keine Furcht!)

Vierzehntes Kapitel.

Verirren uns. Kirchendiebstahl und Strafe auf dem Fuß. Unterbrochener Weltverbesserungsanlauf. Pfändung. Der Herr Kantor von Burlardswalde, Personalbeschreibung. Nidels unverständlich-verständliche Redeweise. Werden mittelst eines Examens als Schulmeister rekonnoziert. Der Herr Kantor erkennt mich an meiner Stärke in Geographie.

(Das freilich mit der Gewittererklärung pp. taugt nichts pp.)

(NB. Diese Stärke in der Geographie ist heutzutage gar keine; etwas was alle Kinder heutzutage wissen.)

Vierzehntes Kapitel. [sic.]

Das Schulhäuslein zu Burlardswalde, ein rechter Sorgentirchhof. Disputation über verschiedene Materien. Ich mache dem Herrn Kantor über den uns vorgesezten Schweinesinken ein scherzhaftes Kompliment. Töchterchau. Rosine. Die wahre Veronika. Personalbeschreibung der beiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Veronika arbeitet eine Fughetta Re major von Telemann herunter, daß es eine Art hat. Besteht ein glänzend Examen in großer Demut. Nies; ich sage „Salus“. Weiteres lateinisches Gespräch. Werden handelseinig. Der Herr Kantor gibt uns seinen Segen und eine Wurst mit auf die Reise. Abschied. Der Herr Kantor wirft mir aus Bestimmernis seine Zipfelmütze an den Kopf.

Sechzehntes Kapitel.

Weitergeführte Betrachtungen über sichtliche Himmelschickung. Kommen in Taubenheim an. Finden daselbst den Meister Huster aus Meissen und schon wieder einmal den Bazierenden vor. Singen Homilius'sche Motetten. Die Bauern tanzen drein. Denkwürdig Gespräch mit dem Bazierenden. (Des Bazierenden Erscheinung wird dies mal ohne Furcht erlebt, wiewohl diese gerade der Vorbote des größten Unheils war.) Reisen weiter. Trennen uns von Klavo. Unterhaltendes und nützlichcs Liebesgespräch aus der mathematischen Geographie geschöpft. Ankunft in Garfebach und damit „der Brautfahrt Ende“.

Prüfungsfahrt.

NB. Späterhin macht die Frau Pfarrerin ihre Gegenwart durch Spuren merklich. Türensclagen pp.; einmal wird ihm ein Waschbecken fast auf den Kopf gegossen. Der Herr Pastor wird regiert; wenn er zu mild werden will, geht das Ka-

nomieren los, dann prügelt sie die Kinder; das fliegt auf seine Neden ein. Er spricht immer (?) ganz laut pp.

NB. Beide sind Reformatoren, tun sich darauf viel zu gut, wiewohl jeder Leser über ihren Standpunkt hinaus ist und über sie lachen muß. Der Pastor: Aber hat Er denn wirklich gesagt, auf dem Mond wären Menschen? Ich lasse mir schon was gefallen, aber man muß es nicht übertreiben pp. So durch Anführung der Probleme pp. bekommt die Sache mehr Inhalt. Seine Gegner, besonders der Weber, benutzen alles gegen ihn und besonders die Verleumdung; er glaubt den Bajirenden mit jenen im Komplott. Die Lebenslust und Gutmütigkeit pp. von seiner Seite gibt jenen immer Stoff pp.

Anstatt des bloß Phantastischen wirkliche Exempel von Streit pp.
Dazu „Nothanker“ zu lesen oder mehr aus jener Zeit.

[Hf.]

Auch Klaus mußte zu dieser Einsicht kommen; in der Wächterhütte säßen sie dahinter und sahen ein, daß von außen etwas Großes zu Hilfe kommen müsse, wenn man sich aufrecht halten wollte, und wählen im Geiste jener Zeit — das wird angedeutet — eine ideale Freundschaft. In jener Zeit lag ein gewaltiges Streben jedes einzelnen zur Ausbildung, Natur- und Tugenderligion kämpften mit der Orthodorie. Es war noch Andacht und Pietät in dem Streben, die Menschen waren noch warm pp.

Klaus kommt die Gefahr von Seite des kriegerischen Wesens, der fesselhaften Lust an der Gefahr — in der Ehre vor Hund und gewaltfamen Auftritten. Oder ist er in Gefahr, ein Menschenfeind zu werden? Oder ein Suizid? Oder daß er eine Neigung zum Suizid zu haben scheint.

Wußt Klaus seinen Ehrgeiz und Klaus seine Suizidlust im Lagenjammer des Hungers, Müdigkeit vom Laufen und Durstes. Klaus findet, er müsse die beschriebene Ernsthaftigkeit in seinem Wesen besonders herausbilden; Klaus, er müsse das Höhere, welches er über dem Praktischen vergesse, mehr festhalten und sich nach Klaus bilden, dessen Einfachheit und Treuhertzigkeit; Klaus sich also vor Ehrsucht, Klaus vor dem Suizidwesen sich hüten. Um sich zu veredeln, schließen sie die Freundschaft; ein Schritt weiter, daß diese Freundschaft nicht engherzig nur ihrem eigenen Vorteil, sondern auch sozial als möglich der Welt nützen soll; von da geraten sie immer weiter in die Begeisterung. Fernere vermeinte Fehler des Klaus, daß er zu leicht ins Theoretische gerate und in die Annahme.

Dito (Fehler) des Klaus, daß er zu sehr ins Praktische gerate; sein Humor — die Mißbolderei — ein loser Junge.

Komischer Wettstreit, wie jeder der Schlechtere sein will — wie bei Frauen die unglücklichere — wie sie ein Laster um das andere vorbringen, von dem sie jetzt sich einbilden, sie haben es. Ich bin deiner nicht wert, denn pp. Ein jeder

nennt des andern Tugend, von der dann dieser umgekehrt behauptet, das sei eben ein Fehler. Klaus glaubt zu anmaßend, ungewissenhaft und ehrgeizig zu sein, da er doch die Anspruchslosigkeit selbst.

Klagus, von ihm angesteckt, kommt sich gegen ihn zu weltlich, zu wenig hypochondrisch vor. Was ist das praktische Wesen gegen die Kindlichkeit? Er hält sich für zu prosaisch und trocken. Sein Kummer, das alles möge sein Ernst nicht sein.

Ist es ihnen schon mit der Weltmannsgeschichte bärer Ernst, wenigstens dem Klaus. Klagus bereut später, er sei durch seine Frivolität an allem schuld. Erblickt in der Tiefe seiner Seele (von Klaus' Hypochondrie angesteckt) sich gegen den harmlosen Klaus vergleichend, Blutdurst, Freude am Bösen, gefühllosen Spott und wer weiß was, namentlich aber Frivolität. Klaus hat dann seine Freude, wie Klagus das dumme Zeug, was derselbe sich in den Kopf gesetzt, wieder über Bord wirft, ohne einzusehen, daß er selber dergleichen getan. Sie sehen aber ein, was dem einen fehle, das habe der andere. Freundschaft pp. Bei Klagus war das nur eine Anwendung. Ihre Gespräche müssen von Vervollkommenung handeln. Klagus behandelt die Sache erst humoristisch zur Anwendung. Jeder will den andern verführt haben und der Lasterhafte sein. Unendliche Rührung.

Klagus wandelt's an, was Klaus von ihm denken müsse. Klaus: Was? du bist der, der Geduld haben muß. Vor Hunger haben beide eine Art von Kagenjammer, Heißhunger. Wechseln beide die Rolle? Klagus wird sehr gewissenhaft und hypochondrisch; Klaus wird humoristisch, um ihn zu erheitern, und wundert sich selbst darüber. Finden ein Brotrindchen, essen's zusammen; die Freundschaft ist ein Ergebnis des Wieder-sich-fühlens. Eigentlich müßte das alles im Kagenjammer geschehn. Nein.

Während Klaus schon der Strafe seiner Sünde bewußt wäre, begänne bei Klagus erst der Sündenfall.

1. Der Himmel hängt voll Geigen. Meine Frau Pastorin beurlaubt mich, die Veronika zu holen. Der Leser lernt Freund Klagus kennen.

2. Personalbeschreibung. Antritt der Brautfahrt. Das Rechnen gefährlich für die Gesundheit. Meine Versuchung durch den Hoffartsteufel und Sündenfall. Die Strafe beginnt sich an meinen Fuß zu heften.

3. Weitere Folgen des Sündenfalls. Der alte Friß übergibt sich zum erstenmal, ein Faktum, davon die Geschichtsschreiber nichts melden.

4. Ankunft in Freiberg. D. H. pp.

13. oder 12. Hitze des Mittags. Abt. mit der Schulmeisterwittib.

14. oder 13. Verirrung, Kirchengiebstahl. Heißhunger. Wechselung der Rollen. Freundschaftsschwur. Pfändung.

Oder die Selbstvorwürfe pp. früh beim Erwachen aus dem Kagenjammer, eh' sie nach Freiberg gehn. Bei Klagus ist's ein psychologisches Problem, daß er,

so oft er was im Kopfe hat, der alte Fritz ist. Nach dem Erwachen erzählt's ihm Klaus, und er wundert sich.

In Freiberg, da Hundshaare aufgelegt und er wieder etwas hat, geht der alte Fritz weiter, wo er gestern geblieben, will von Klagus pp. und dem Schulhalten geträumt haben. Was Klaus sich für Mühe gibt, ihn zu überzeugen pp. Erzählt, daß ihm das allemal passieren müsse, weil schon seine Mutter seliger, da er als Kleiner auf seinem Geburtstag zuviel getan, ihm erzählt, er sei der alte Fritz gewesen. Daher vielleicht die große Betrübniß. Wettkampf in der Schlechtigkeit.

Das Phantastische muß heraus. Auch die Geschichte der Begeisterung so ernst, naiv und trocken als möglich. Auch, wie sie die Rollen getauscht und er Klagus des alten Fritz wegen getrübt. Nicht Klagus sagt das vom Übergeben, sondern Klaus in spasshafter Laune. Das Ganze muß Klaus erzählen und auch kein anderer Namen weiter auf dem Titel stehen.

Bei Gelegenheit des Sündenfalles selbst oder des Kagenjammers die psychologischen Bemerkungen.

Zu ändern also:

1. Die Napoleongeschichte in eine Altfrizengeschichte. Klagus liest gerade eine Biographie oder ist's eine Art Rauschwahnsinn bei ihm, der sich in Freiberg wiederholt oder vielmehr fortspinnt. Kagenjammergeichte. Klagus erzählt auf Klausens Meldung, das Unglück sei schon älter.
2. Der zweite Anfall in Freiberg (vielleicht während des Billardspielens).
3. Auf der Reise nach der Geschichte mit der Wirtin Anfall von Kagenjammer. Und kam nun erst der sogenannte moralische Kagenjammer. Freundschaft pp.

Alles vom Kap. 11 bis Cap. 14. erzählt Klaus selbst.

Kap. 1 bis Kap. 5 Stil altfränkischer zu machen.

Klagus' Humor ein wenig Schulmeisterlicher. Seine Reden mit Konjunktionen und „wie daß er“ pp. eingeführt.

Die Altfrizgeschichte pp. weniger phantastisch.

Wie sie von Freiberg weg, ist's nicht das Phantastische, sondern das Praktische in Klagus' Heilmehrplan. Überhaupt darf Klagus nicht so hoch über ihm stehen.

Neuestes!

Also 1. Kap. — 5. Kap. zu ändern.

Trockner, altfränkischer, weniger phantastisch.

Napoleon — alte Fritz. (Nicht so phantastisch hingestellt.) Klagus' Melancholie über seine Fritzrausche. (Er bildet sich wirklich ein, er ist der Fritz. Arzte: er habe reizbare Nerven. Rollenansch.) Jeder will der Ehrlichste, Bester, der Verführer sein; Hypochondrie. Vreschen endlich auf. Klagus' Praxil erholt sich wieder. Seine Reden in Konjunktionen, nicht wörtlich angeführt. Die Sache schwerfällig vorgestellt.

Psychologische Bemerkungen über die versteckten Laster und Sicherheit pp. ganz trocken; Klaus kommt einmal von der Altschlingengeschichte zu sich, wird aber allemal von Klaus' Gewissheit, der sagt, er habe von Klaus und Klaus geträumt, wieder hineingezogen in die Täuschung, die mit seinen Mäuschen gesellschaftet. Trockene Bemerkungen dazwischen und die Sache keineswegs von der komischen Seite, sondern so philisterrnäßig und sozusagen wissenschaftlich-schwerfällig betrachtet, daß sie dadurch erst doppelt komisch wird.

Zweiter Mäuschfritzanfall beiläufig erwähnt?

In Taubenheim macht Klaus eine Art Altschlingengesicht. Warnung, die beobachtet wird.

Klaus darf durchaus nicht über der Geschichte stehn, sondern mitten inne; auch das vom Übermut vor und bei der Geschichte mit der Wittib muß geändert werden; es muß beiden Ernst sein.

Der Reiseplan von Freiberg aus ebensowenig aus humoristischem Übermut, sondern praktisches Wesen von Klaus.

Klaus geht in seiner Philosophie weiter als Klaus, aber ebenfalls ernsthaft genug. Er ist witzig und spaßhaft, aber nicht eben humoristisch und selbstbewußt. Macht gern den Vormund.

Aber die Geschichte vom eroberten Kaffee. Klaus ärgert sich über die Ungastlichkeit, und um sein praktisches Reiseprojekt nicht fallen zu lassen, braucht er Gewalt? Oder regt sich da wirklicher Mutwille in ihm? Will sein praktisches Wesen zeigen. Weil er einmal Klaus den Frühstückee versprochen und beide halb verschmachtet sind. Klaus erzählt die Sache ernster, nicht humoristisch; seine Angst, wie's werden möge. Erst, wie er weg ist, wird er wieder spaßig. Daß ihm die Sache so ernsthaft und wichtig, ist eben der Spaß; wie er den Ausgang mit Angst erwartet. Dies auch bei der Wittib. Weil das „praktische Wesen,“ das er besitzen will, seine Marotte ist. (Triumph des praktischen Wesens. Klaus sieht etwas vom Faustrecht darin.)

Klaus hat Größe, ist praktisch, pffiffig pp., wiewohl er bei der Wittib, die er ebenso geschickt wollte behandeln können, daß er sie sogar den Kater herzugeben bewegen wollte, schlecht ankommt. Die Sache ganz trocken, „daß man bei allem praktischen Wesen doch von einem alten ungelehrten Weibe könne zu raten aufbekommen. Und müßt' ich mir, wenn ich ja Appetit nach dem Kater gehabt, das Maul für diesmal wischen pp.“ Sie kommen vom Wege ab, verirren sich, gehen den Kirschen nach, setzen sich; es ist ihnen wohl. Ein wenig Übermut in der Freundschaftsgeschichte. Dämpfung. Examen ganz ernsthaft erzählt; wie er, als er seine Frage vernommen, Mut gefaßt und schon Gott gedankt, daß er sie nicht wollte als Kirschendiebe pp. Seine Reflexion wegen seiner Ausgaben und der Frau Pastorin muß etwas zurücktreten.

Klausens Späße durchaus nicht über das Spasshafte selbst; das ist ihm meist ernst. Nur wenn er wieder einem so gefährlichen Abenteuer entgangen, dann schöpfte er Mut zu einem Spas auf seine Weise.

Er mißbilligt sogar in seinem Herzen zuweilen Klausen's Unternehmungen und seine Wipe.

Also I. Brautfahrt.

Kap. 1. Kleine Einleitung. Zum Nutzen und Vergnügen; vom Verleger aufgefodert; ein Exempel für junge Leute. Trost für solche, die da glauben, tüchtige und berühmte Leute haben nie geirrt; Warnung für solche, die zu sicher sind. Von seinen Jugendjahren nur so viel, daß er, armer Leute Kind, sich's sehr sauer müssen werden lassen. Aller Welt Schoßkind pp. Daß ihm ein Feind, da er endlich Unterkommen gefunden, der es ihm wieder genommen, gekommen, den er geglaubt längst besiegt zu haben, und so recht die Sicherheit ihn gestürzt. Und zwar sei dieser Feind die Hoffart gewesen, die ihm schon von Kind an mitgespielt. Daß der Drang mehr zu werden als seine Eltern, und zwar ein Schulmeister (der damals weit über seinem Horizont), auch eine Wirkung jenes Feindes, glaub' er zwar nun nicht, und sei dies Streben nach dem Höheren wohl nicht allein nichts Unrechtes, sondern wohl mit guter Absicht gerad in die rüstigern und tüchtigern Geister gelegt und eine Haupttriebfeder des Fortschreitens; nur müsse man das Uebermaß vermeiden.

Zum Glück war er schon als Kind sehr, fast übermäßig gewissenhaft; das neutralisirt. Beweise von Ehrgeiz; daß er sich einmal gefundene Sporen an die bloßen Füße geschnaht oder welche daran gemalt, jedoch nur, wenn er allein gewesen; auch sein Lächlein ein Außermäntlein; wenn er mit dem Vater an den Büschen gravitatisch dahingeht und diese sich beugen, bildet er sich ein, sie machen Komplimente, und erwidert den Gruß ganz vornehm und dergleichen.

Wie der Herr Pfarrer einmal gegen den Ehrgeiz predigt, fühlt er sich sehr getroffen und glaubt, daß das eine Schicksalswarnung; er gibt sich das Wort, die Ehrsucht sein zu lassen, macht denselben Tag noch den Büschen tiefe Diener pp., findet endlich, da ihm alles schlecht mitspielt, daß er auf dem Weg ins andere Extrem ist; das Ergebnis endlich die ernsthafte – Bescheidenheit. Solche Kämpfe hat er schon als Kind durchgestritten, was wohl niemand dem armen Kleinen ansah. Richtung zum Schulmeister, daß er mit den Flegeln, die sein Vater und andere ihm anvertraut, Schulmeister spielt und sie durchhaut, weil sie vom Buche immer weg ins Gras laufen.

Ist ehrgeizig, mäßigt das bis zur ernsthaften Bescheidenheit, wenn er einmal wieder ehrgeizig, strast er sich durch irgend eine Demüthigung.

Wissensdurst pp.

Das Praktische versäumt er immer über das Theoretische. Deswegen

war er nun nicht etwa ein Kopfhänger, sondern, wenn was Drolliges auf das Tapet kam — nur daß es mit der Artigkeit und Anständigkeit stimmen mußte —, gab er sein Dezem auch drein und zwar nicht etwa unter Anstimmung eines Gelächters über den eigenen Einfall pp.

Und nun kommt er zu seiner Geschichte, in der sich spiegelt, wie er oft der Gutmütigkeit auf Kosten seines Beutels zu weit nachgegeben;

wie er sich durch freiwillige Demütigungen straft, wenn er einmal seinem Erbfeind nachgegeben (oder einer Zornanwandlung) und des Glückes wert zu werden strebt, wenn es ihm komme; denn die Hauptsache sei, nicht glücklich sein, sondern verdienen, daß man glücklich sei.

Wenn sie ihn nun schon in der ersten Schenke für den Herrn von Rolscheit ansähen, dadurch sein Ehrgeiz erwachte, anstatt zu sagen, er sei es nicht? Wenn nun Herr von Rolscheit selber Ursache an der Geschichte wäre und Reisefahrte bei den tollen Abenteuern und sich bei Gelegenheit der Freigedachte schon von dem Gemüth und der Freundschaft Klaus' überzeugt, auch die Neue und ernstern Besserungsvorsätze mit angehört? Ihnen mit Fleiß in Laubenheim wieder begegnet, von Klaus für den Demunzianten gehalten wird, die Stelle ihm schon zugebacht hat, wenn er die Prüfung bestehen wird?

Begegnet ihnen oder kommt Rolscheit nach ihnen ins Wirtshaus; sagt ihm, er habe ihn für den Herrn von Rolscheit angesehen. Nun wirkt das, wovon derselbe Herr von Rolscheit eben gesprochen, daß es ihm fehle. Klaus' Sorge inmitten der Betrunktheit um Klagus, der möge seine Einbildung vom alten Frey wiederum kriegen. Von Klagus nun ist dies kein Humor, sondern er leidet dabei, und Klaus ist so hin, daß er stellenweise daran glaubt, dann den Klagus mit Tränen beschwört, doch nicht dem Ehrgeizteufel so ganz in die Krallen sich zu geben. Rolscheit, der sie betrunken gemacht, will sich dabei zu Tod lachen, worüber Klaus zürnt, es ihm aber später abbittet. Er will nicht mit ihnen logieren; er könne nicht so teuer wohnen; er wohne bei einer Base, die des Fallmeisters Wittib oder dergleichen. — Klaus' Seelenfreude, wie Klagus wieder zu sich kommt. Klaus überhebt sich gegen den Bazierenden.

Neuer Plan:

1. Einleitung. Der Himmel hängt voll Geigen. Meine Frau Pfarrerin beurlaubt mich. Der Leser lernt meinen Freund Klagus kennen.

2. Personalbeschreibung. Antritt der Brautfahrt. Der Bazierende. Die Gefährlichkeit des Rechnenlernens. Woran der Bazierende erkennt, daß ich nicht der Herr von Rolscheit bin. (Sonst könnte man ihn dafür halten.) Versuchung des Hoffartsteufels und Sündenfall. Wirtshausabenteuer. (Ausreibung Adams nach dem Sündenfall.)

3. Weitere Folgen des Sündenfalls. Freund Klavus' fire Idee. (Hinüber- und Herüberschnappen. (Solche Überschnappte schnappten meistens wieder herüber, wenn sie eine Zeitlang hinübergeschnappt gewesen.) Bajirende ist vor ihnen aus der Schenke weg, kommt nun aus dem Herrenhaus, nimmt dann vor dem Hause, wo Friedrich sich übergibt und wieder Klavus wird, Abschied, oder bleibt er zurück bei der Flucht?)

Idee: Zwei Exempel von Hinüber- und Wiederherüberschnappen. Werde General. Friedrich II. übergibt sich, ein Faktum, davon . . . nichts weiß. (Sieht Freiberg für Dresden an. Weiß wohl, daß er der alte Fritz, aber nicht, ob der siebenjährige Krieg vorbei oder nicht. Melancholie.) Wir verlieren den Bajirenden. Flucht und Wandal. Freude im größten Elend.

4. Unerwartet Erwachen. (Kutscher stumm wie ein Fisch.) Ankunft in Freiberg. Der Hausknecht im Weißen Adler, ein Eulenspiegel. Personalbeschreibung. Kinderunfug und Irrtum einer löblichen Polizei wegen eines Simia troglodites.

Erst die Brautfahrt allein herausgegeben.

Einfältigliche Gespräche.

Klavus auch ein eingefleischter Schulmeister, kein Humorist.

Sooft er sein Unglück recapituliert, ist der bajirende Schulmeister als Vorfahrer und Verräter dabei. In Taubenheim ist dieser ernsthafter, wie er die qua Prophezeiung ausspricht.

Bei Klavus entschuldigt er auch den Bajirenden.

Klavus möchte etwas Heerliches erhalten? Oder weiß er es sich zur rechten Zeit zu geben? Außerdem ist er ein großer Praktikus. Hält deswegen den fertigen Gelegenheitsdichter für den größten. Das ganze Leben als ein Gelegenheitsgedicht. Verlehrte Wesen detet, die, nach absonderlichen Gedanken trachtend, den Augenblick unter den Füßen hinweg verlieren. Möchte lieber ein Gewaltiger sein. Klavus behauptet, nur mit Gewalt bekomme man was von den Menschen.)

Solche Gespräche halten sie. Der Praktische und der Unpraktische. Die Kaffeeroberung vielleicht in Folge einer Probe, womit man am weitesten komme, ob mit Güte oder Gewalt. Klavus redet sich in eine Gewaltthatigkeit hinein, von der sein Herz nichts weiß. Beim Kaffee zeigt sich Klavi Gewalt besser als Klaus' gütliches Wesen; bei der Wirtin umgekehrt, die dem Klaus was geben will, den Klavus aber in die Flucht schlägt, dem Klaus mit Zurücklassung seiner Milch folgt und, da er die Thür aufbrechen oder aus dem Fenster springen müssen, den Vers folgern erst recht in den Weg kommt.

Diese seine bewiesene Treue rühret Klavum. Daran schließt sich ohne allen Zwang die Freundschaftsbegrüßung. Klavus schließt sein Herz auf, daß es nicht sein innerer Ernst, die Menschen zu tyrannisieren. Der Hunger macht erst Mäßigung und Schwäche, dann Überspannung. Scheinmüß mit der Kutsche. Klavus glaubt, es war auf ihn abgesehen, da aber Klaus dabei pp. Er habe gegen Auf-

land gesprochen oder gegen die Jesuiten. Aber durch nichts laßt er sich einschüchtern; will für die Menschheit sterben, wenn's sein muß. (Josef II.) Klaus bewundert ihn und wird mit von ihm hingerissen in die überhimmlischen Ideale. Verwundert sich nur immer, wie Klavus sich gar nicht mehr ähnlich sieht.

Nach dem plötzlichen Schlag Klavus halbstimmig nimmt Abschied.

Klavus lacht, nachdem sie gegessen; mit jedem Bissen wird er wiederum mehrer. Was der Hunger tut. Für gewöhnlich ist Klavus munter, macht Augen unter der messingnen Brille wie ein Eichhörnchen.

Ob sie examiniert werden und Wunder was glauben, was ihnen geschehen soll und wer ihre Feinde, wird's Klavus schlecht. Nidel läßt ihn trinken; entschuldigt sich wegen des anhängenden Glases, jetzt sei Heißhunger Mode; er begegnet immer solchen. Klavus wird wieder frisch. Klavus ein Marquis Posa, Klaus ein Karlos, jenes Ideenflügen voll Verwunderung folgend.

Wenn Klavus' Nasenspitze weiß wird, dann hat er sein pathetisches Delirium.

Klaus.

Theoretisch, also bedenklich.

Mann der Gedanken.

Klavus.

Praktisch, also rasch.

Mann der Tat.

Bewundern sich gegenseitig,

Klaus den Klavus wegen seiner unglaublichen Geistesgegenwart bei jeder Gelegenheit. Immer von neuem der Streit, wer besser. Nur was Geographie betrifft, will Klaus nicht nachstehen.

Klavus erhebt den Klaus ins Unendliche; der schämt sich, meint, es sei wegen Geographie. Nein; er (Klavus) sei Philosoph pp., aber Klaus stehe in seiner harmlosen Kindlichkeit höher.

Schwerfällig, phlegmatisch in seinen Vorstellungen pp. Durch das Drängen verschiedener gleich hülf- und haltlos.

Außerst lebendig, herumfahrend in Vorstellungen und Empfindungen, phantastisch und unbewußt humoristisch. Überspannt; etwas Hektisch; Schneiderartiges, Schwärmerisches, Renommistisches.

Haussbaden, aber unendlich gewissenhaft.

Idealist und Praktiker hart beieinander.

Realist

Im Reden ganz haussbaden realistisch, im Tun idealistisch.

Im Reden idealistisch, im Handeln praktisch.

In meinem Klago staken zwei Personen, eine wackere muntere Natur, schnell und klug zum

Handeln, und eine überspannte pp., (wie er denn überhaupt ein Rätsel war, bald melan-
cholisch, zweifelnd und grübelnd, bald wiederum pathetisch und schwärmerisch, gleich darauf wieder drollig und auf-
geräumt. In zwei Dingen aber blieb er sich gleich; das war seine schnelle Geistesgegenwart in praktischen Dingen und sein ehrlich und offenes Gemüth. Bereitwilligkeit zu jeglichem Dienst.

Dabei schlug er mir seine langen Finger in die obere Arme, daß ich hätte schreien mögen. Gespräch über Politik; Klavus würde sich nichts mit Gewalt abtropfen lassen.

Es müssen einige komische Gespräche erdacht werden.)

Hat eine schlechte Brust, leucht gleich; weiße Nasenspitze, rote Wädden. Leicht aufzuregen, heftig, exaltiert.

Ich recht stämmig gesund, nicht leicht exaltiert, es müsse ihn denn Klavus mit sich fortreißen.

Ganz und völlig objektiv!

Wie der Pastor dem Klaus sagt: er solle seinen Bauern abbitten; wie er höre, sei das Liegenbleiben nicht die ganze Urfach, sondern habe nur dem Faß den Boden ausgelassen, da der Weber schon vorher geworben und die Bauern ohne hin mit mir nicht ganz zufrieden, da ich ihnen nicht Ehrfurcht genug bezeigt und ihre Kinder auch nicht anders behandelt oder denselben mehr nachgesehen als denen der Gärtner und kleinen Leute pp.

Der Bajirende muß durch die ganze Geschichte spulen als Prüfender. Er muß das zuletzt sagen pp.

[H.]

Hochzeit. Abrenner.

Abbitte.

Klavus hat allerdings die Stelle.

Wenn ich nun aber doch Schulmeister wäre, Klaus pp.

Zu dem: was die Veronika betrifft:

So? Sagen das die Leute? Ich war allerdings einmal in Burthardiswalde. (Gezwungen lachend: man muß dazutun, daß man seine Kinder noch groß zieht.) Verneint aber das andere nicht.

Klaus nimmt's aber verneint.

Klagus später. Nun ist's gut, daß es heraus ist.

Aussagung des Hauses. Wer weiß, wo noch pp.

Dacht' ich nicht, daß mir's noch schlimmer gehen könne.

Klagus holt ihn ab. Ehrentag.

Ist erst unterwegs so ziemlich lustig.

Je weiter, desto ernstler pp.

Einleitung. Es käme vor, daß ein Freund ganz irrewerden müßte pp. Berplaudert sich auch von wegen des künftigen Schwiegervaters.

(Neben im Heinrichswalder Wirtshause: heute Schulmeisterprobe. Der Herr Schulmeister noch nicht da. Ehrenpforte. Aber seine Braut, beschrieben. Kleid. Im Schulhause durch des Schulmeisters Küche in die Schule.

Oben die Braut vom Heinrichswalder Schulmeister.

Klagus: Meine Braut.

Klaus: Du hast eine Braut und sagst nichts? Klagus: Rede nicht gern davon. Einem Mann von seinem Liebeshandel erzählen, fällt diesem langweilig. Aber: dies schäm' ich mich ordentlich. Bin ein Feind von aller Gemüthsweichlichkeit. [Der ganze Absatz gestrichen.]

Klagus: Ich rechne auf dein gutes Gemüth. Du mußt mir etwas Großes verzeihn pp. Nämlich die Maskerade. Oder stellt er sich wirklich, als meine er die Veronika damit. Es wird dich unangenehm überraschen, aber pp.)

Im Wirtshause Rede davon, der Schulmeister erwartet. Seine Braut sei schon da im Schulhause mit ihrem Vater. Warum er nicht da sei? Wer weiß. Der gnädige Herr ist in dem Punkte eigen, Liebhaber vom Absonderlichen. Was sollt er aber darunter haben? Da mußt du'n selber fragen. Vielleicht hier das vom Jungen, der zu dumm. Der eine hat einen Jungen bei sich. Was wollt Ihr denn aus Euerm Jungen werden lassen? Ich wollte eben den neuen Herrn Schulmeister fragen, ob er ihn pp. Er soll geschickt sein; unser Alter. Klagus: Wenn er kann, wird er gewiß. Kennt Er ihn denn? Klagus: Warum sollt' ich nicht. Er ist ein guter Bekannter und trinkt (hebt eben das Glas) mit mir aus einem Glas. Na, Er wird's doch nicht selber sein. Klagus: Bringt nur Euern Kleinen nach der Probe ins Schulhaus. Gott befohlen.

Am Schulhaus wird Klagus von einem Bedienten angehalten. Da sind Sie ja pp. Klagus: Geh nur einstweilen hinaus.

Findet oben die Veronika und ihre Schwester.

(Will fort. Der alte Kantor fängt ihn; freut sich, daß er nun wieder zu ihm ins Haus dürfe, weil die Veronika nun kein Hindernis mehr sei. Es werde leer bei ihm werden, da seine Töchter beide aus dem Haus kämen, eine nähm' Klagum, die andere den Schulmeister von Ebenau. (?) [Der ganze Absatz gestrichen.]

Jetzt die Probe los!

Klagus und vorher ein anderer Schulmeister, der eben erst gekommen. Der Schulmeister, hör' er, sei noch gar nicht da. Wo der bliebe? Fragt Klagus, wenn er eingewiesen werde? Über acht Tage, [das Folgende gestrichen] Heute aber mach' er Hochzeit, weil der Kantor beide Hochzeiten seiner Töchter gern zusammen feiern wolle. Die Hochzeit seiner jüngeren zugleich mit der älteren . . . [unlesbar] wolle.

Klaus: Bist du denn nicht der Schulmeister von Heinrichswalde. Klagus: Versteht sich und auch der Bräutigam.

Er habe [gehört, daß des alten Kantors Rosine heirate. (bis hierher gestrichen.)

Andere:

Erst Brief.

Dann Ratlerde verabredet.

Abbitte wegen [bricht ab]

Klaus könnte sich auch, nachdem [bricht ab]

Oder wird er ohne Weiteres hincingeschleppt.

Oder Abbitte erst an dem Tage, wo sie fortgehn.

Klagus glaubt, der Klaus [bricht ab]

Oder schreibt Klaus einen Jeremiadenbrief an Klagus von der Hochzeit aus, worin er ihm abbittet, welchen Klagus dem H. H. mitteilt; worauf der Herr von zur Bedingung die Ratlerde macht. [Der Absatz gestrichen.]

Klagus sagte ihm nun er [bricht ab]

Oder aber Klaus läme zu oder schriebe an Klagus: er glaube das alles nicht, Zeugengespräch.

Oder ein anderer müßte den Klaus dahinführen.

Oder wie er von der Veronika herunterskommt, versteckt er sich in ein Gebüsch und hört hin, daß [bricht ab]

Oder muß er nun nicht den Klagum für seinen Nebenbuhler [bricht ab]

Klagus sagte ihm bei der Abbitte, daß er allerdings Schulmeister sei und daß er auch als Freier beim Kantor gewesen, aber bei der Rosine.

Oder, nachdem er die Veronika gesehen, da herabgerannt, nimmt ihn Klagus wieder in Besitz. Wir wollen doch erst die Probe mit ansehen, (Verhandlungen

über eine Braut, wirst du dich verwundern.) Aber du bist nicht hier Schul-lehrer.

Oder hat Klagus davon gesprochen, ihm seine Braut vorstellen zu wollen? Wie er nun herabgerannt kommt, kommt ihm Klagus mit Rosinen als seiner Braut entgegen. Klaus freut sich.

Also Irrtum wegen der Veronika. (War aber unter der Braut, die da sein sollte, die Rosine verstanden. Das wird ihm wieder versalzen.

Klagus: Und wollen wir nicht erst die Probe anhören? eh' wir auf ein Dorf gehen?

Klaus: Ist denn das mit Heinrichs pp. und du der Schulmeister.

Klagus: Gott bewahre; das ist Ebenau.

Kantor kommt, Rosine und Klagus gehen hinaus ihm entgegen. (aber der Schulmeister auch ein Bekannter der) [bricht ab]

Nun wird Klaus wegen der Braut geschrien.

Kantor stellt die jungen Leute einem alten Freund vor; die ältere Tochter? Dachte mir die etwas älter. Meine Ältere ist die Braut vom Schulmeister von Ebenau, und der ist der von Heinrichsau. Klaus: Nun wußt ich auf einmal, wie ich daran war. Klagus sagte, daß er nicht gewußt, es sei so weit damit. (Zweifelhaft.)

Wird mit Gewalt in die Probe gezogen. Da kommt der Bajierende, bringt die Veronika geführt, die er in einen andern Stand setzt. Volk. Das ist er, wie durch die Lüre nicht weit von ihm die beiden eintreten. Der Bajierende tritt neben ihn. Aber da ist der Bräutigam. Lieb pp.

Also will der Herr nur, er soll mit der Probe und der Veronika überrascht werden: daß er die Veronika erst für Klagus' und dann für des Bajierenden Braut hält, liegt nicht im Scherz. Die Bauern wissen nur von der Kopulation, die gleich darauf sein soll, und daß die Braut da ist.

Warum hat Klagus von seinem Werben nichts gesagt?

Kleine Dorfnovelle eingeschachtelt.

Beustmale und Lintenfriede, ein Liebespaar, die sich nicht bekommen sollen. Lintenfriede hat manches für den alten Beust getan, alles umsonst. Nun will er Soldat werden, weil er sie nicht kriegt. Der Alte hat ihm geantwortet: Eher soll er seine Tochter nicht kriegen, bis der Bräutigam selbst abstände (?).

Hält der Alte soviel auf sein Wort, daß es sprichwörtlich ist. Der Friede kommt den Tag vor der Hochzeit zum Alten. Morgen also macht Eure Tochter Hochzeit. Ich glaub' es nicht. Nun gut endlich: Wenn sie morgen um die Zeit noch keinen Mann hat, sollst du sie kriegen. Das ist nur Euer Scherz. Ihr sagt da in den Tag hinein, und dann ist's nicht wahr. Höre du, Friede (ruft ihm nach) wirst doch keine Dummheit anstellen mit dem Gebberthanns, das versteht sich, daß der freiwillig gehen muß. Und nun mach', was du willst.

Des Gebert, mit dem der Alte nun gleich spricht, vorige Braut hat sich erhängt.

Die jetzige ertrinkt. Wie der alte Gebert erzählt, daß jene sich gehängt, ein plötzliches Geschrei. Malens Kleider schwämmen am jenseitigen Ufer der Elbe. Friede, der als Fischer dort herum wohnt, schleppt sie dort ans Ufer.

Dann eben in der Räucherlammer ist sie plötzlich als ein Geist.

Einer will sie vor einer Stunde nach der Elbe laufen sehn p. p.

Hat ihm die Tochter schon früher seiner Armut wegen abgeschlagen.

Er ist dann davongegangen und war zunächst zu einem reichen Mann gekommen, dessen Niece er heiraten sollte, was er nicht tat. Der Alte hat ihn aber zum Erben eingesetzt, ist gestorben, und nun kommt der Junge wieder, reicher als der alte Beuß. Zufällig gerade den Tag vor der Hochzeit, rennt, wie er hört, in voller Angst daher. Klaus hört sein Duett mit dem Alten. Gebert hat zwar etwa nur 20 000, aber er hat mein Wort. Und dabei ist's gut. Mein Wort brech' ich nicht. Frag' die Leute, Friede, was die davon sagen, wenn Beuß gesagt hat: Das tu ich, oder: das tu ich nicht. Nun zu dem desperaten

Friede. Ich tu mir was an, Beuß, das habt Ihr auf dem Gewissen. Ihr haltet morgen nicht Hochzeit, Ihr dürft nicht.

Beuß spöttisch: Darf nicht. Seht doch. Aber ich sage Euch, morgen gegen p. p. Uhr ist die Trauung, und Ihr könnt Gast sein, wenn Ihr wollt.

Fagt ihn in der Desperation beim Kragen. (So wahr der Himmel) Ihr müßt sie mir geben. (Sie kann mich nicht vergessen.) Aus der Hochzeit wird nichts.

Der schalt ihn mit seiner Force ab und sagt: So wahr p. p., so ist meine P. P. morgen um diese Zeit junge Frau. Und wird Euch bald vergessen.

Morgen um diese Zeit Frau! achyt der. Und der Alte ist eisern. Nein, morgen um diese Zeit ist sie nicht Frau.

Nun sagt der lachend, Ihr glaubt nichts. Ist sie morgen um diese Zeit nicht Frau, so sollt Ihr sie kriegen.

Der fährt aus Gedanken auf: Soll sie kriegen?

Sollt sie kriegen, lacht der Alte, wenn sie morgen um die Zeit ledig ist. Nun hab' ich mehr zu tun, als Euer Salzbader anzuhören.

Der, als wenn ihm was eingefallen, will fortrennen, der Alte erwischt ihn mit seiner Kraft am Kittich und sagt: Heba; das Et mir nicht etwa Ernst machen will.

Friede: Beuß, Ihr habt das im vollen Ernst gesagt. Männer, ist's anders? Nein. Nein.

Beuß (wild.) Der Beuß ist wohl der, der sein Wort verleugnet? Aber hört, daß Ihr (Er) mir etwa nichts mit dem Beuß (Gebert) vornimmt. Tut Ihr mir dem Beuß was zu leide — na dafür sind wir ja auch da.

Jener läuft in Desperation ab.

Hernach Zuchtjungfer, die das Ganze vorher erzählt, kommt außer sich: Die Braut drohe mit dem Schluß. Darauf der Alte grob: Ihr sollt mir meinen Spas nicht verderben. Will sie zum Guckguck fahren, in Gottes Namen. Beuß hat sein Wort gegeben. Gebert mußte selbst zurücktreten, und das tut er nicht.

Und nun mag passieren, was da will. Die Kinder sind geschlachtet, die Musikanten sind da, und mit der Hochzeit bleibt's, Macht eins. Er will aber dafür tun. Und mag's werden, wie es will, nicht eher, bis der letzte Bissen verzehrt ist. Gebert sagt: soll . . . [?] kommen.

Züchtjungfer erzählt, wie die Male bewacht werde, könne nicht mit dem Lieb' sprechen, sei außer sich, werde sich ein Leides tun. Ihr Bräutigam kommt. Der Friede sei in der Desperation fortgeritten, den Hut verloren und sich nicht danach umgesehen.

Folgenden Tages, wie der Zug sich geordnet, kommt die Züchtjungfer zu fragen, wo die Braut sei.

Alles ausgesucht, bis des Hochzeitsbitters Kleiner Junge kommt und ruft: Dort drüben in der Elbe liege was.

Laufen alle an die Elbe. Drüben wird die Leiche aufgehoben von Gerichtspersonen. Sie sehen, es ist die Tracht. Den Kranz und das Umgebige findet man am diesseitigen Ufer.

Dann Gespenst. — Die Hochzeit geht fort. Hat einmal gesagt, eher soll nicht Schicht werden, bis der letzte Bissen aufgezehrt.

Endlich abends kommen die jungen Leute. Der Alte wehrt sich.

Als der Friede kommt, ist der Alte gerade zwischen den Schlächtern von Kindern, Schweinen, Kälbern, Schöpfen, Gänsen, Hühnern, Enten, Kapaunen, sogar ein Reh ist dabei.

Sermon über die Schlimmen Folgen für die Moral von Konvenienzheiraten.

Und wenn ja etwas passierte, so könnten diese Anzeichen, wie sie sie nannten, nichts dazu.

Das Brautpaar muß aber fort: Ich habe das gesagt; aber ich habe nicht gesagt, daß ich des Linkenfriede Hochzeit ausrichten will. Und nun paßt auf das, was ich jetzt sage, sogut auf wie: Ihr kriegt nichts von dem Meinen p. p. Lieber will ich's dem ersten hergelaufenen Diebe geben als p. p. Ubrigens ist Hochzeit, so lange noch ein Wissen da ist p. p.

Also der Bazierende hat die Überraschung zur Bedingung gemacht, nachdem der Klaus den Abbittebrief geschrieben. Aber warum hat Klagus nichts zu Klaus gesagt von seiner Werberei?

Es könnte die Bedingung schon vor der Werbung gestellt sein, so daß diese infognito vorkäme. Will der Bazierende sehen, wie er sich stellt.

War da Klagus nach Buthardiswalde gegangen, um den alten Kantor in das Komplott zu ziehn und hat dabei seine Werbung verrichtet. Er hat mit Klaus nicht von der Rosine gesprochen, weil er diesen nicht an die Veronika erinnern wollte und sich vorgenommen: ehe Klaus die Veronika bekomme, auch nicht um

die Rosine zu werben. Nun als Schulmeister macht er's gleich mit ab die Werbung, weil er auch weiß, wie's mit Klaus wird. Also nur, daß er Schulmeister sei, wird ihm verheimlicht; die anderen Mißverständnisse geben sich von selbst; er soll nur mit der Einweisung und mit der Braut überrascht werden. Daß er erst glaubt, der Bajirende sei Klagus, dann: sie sei des Bajirenden Braut, das liegt nicht mit im Plan.

Die Reden Klagi: er verheimliche etwas, wisse aber, da er Klaus kenne, (Wiel zu verzeihn. (Heimliche Werbung)) der würde sich drein ergeben und ähnliches, passen aber dazu (eigentlich zu jenem Plan).

Nun wird Klagus von ihm gerufen; der soll nicht wieder ins Wirtshaus gehn. Da erfährt er das von dem erwarteten Schulmeister und daß seine Braut schon da sei, mit der er nach der Probe getraut werden solle.

Wie kommt er aber nun ins Schulhaus?

Geht nun Klagus mit Klaus [an] die Ehrenpfosten. Klaus lächelt, daß er so pfiffig ist zu merken, daß Klagus die Braut habe – die Überraschung. Sie sehen die Vorbereitungen, die Kinder, die den aus der Kirche kommenden Schulmeister empfangen und in das Schulhaus begleiten sollen.

Am Schulhaus sieht er Veronika im bräutlichen Schmud. Also das war die Überraschung. Klaus stammelt von einer Braut. Klagus (der die vom Fenster Weggetretene nicht mehr sieht) sagt ganz verwirrt, seine Braut sei allerdings drinnen. Die Probe aber werde nunmehr angehen, wollten sich deshalb tummeln. Den ganz verwirrten Klaus nimmt der Kantor in Beschlag und sein Schwager, die sich versöhnt haben. Was nun kommt, hat er nur wie im Traume erlebt. Kantor: . . . (?) müssen ja nachher nach Heinrichsdorf, um Klagus seine Probe tun zu sehn. Klaus: Was? Sind wir nicht in Heinrichsdorf? Kantor: Gott behüte. Klagus wollte nur erst die Probe eines guten Bekannten und seines künftigen Schwagers hier mit feiern. Das weiß er doch, daß Klagus und meine Rosine Brautleute sind. Das erleichtert Klaus etwas. Schwager: Wegen des Klagus hab' ich ihn falsch berichtet. Es war nicht der Heinrichsdorfer, sondern der Peter . . . (?) Aber wenn er mir nur gefolgt hätte mit dem Mädchen. Nun sind sie schon in der Kirche. Geflüster: Da ist er! Da kommt er! pp. Klaus sieht sich um und sieht den Bajirenden, der im Staate die Veronika geführt bringt und in einen Kirchstuhl setzt, darauf sich neben ihn stellt.

Nun, geschwinde doch pp. Auflösung. (Das Folgende als erledigt gestrichen)

'Es ist gut, daß der große Dide nicht erst beim Zuge umgefallen ist; sonst hätt' er die ganze Musik totgeschlagen.

Klaus ist ganz außer sich, weil er, da er nun aus des Brautführers Munde das: „Warum er heute nicht so geschrien wie gestern als Spion, den Friede und die Rosemarie um ihr ganzes Lebensglück geschrien und ihn mit seinem Vaten entzweit? Die Sache rund hat das Schicksal der Rosemarie pp.“ sich ausbüdet und

alle Erniedrigung, die noch kommen möchte, als verdiente Strafe freudig ansehn will pp.

Sie sind auf die Scheune gesetzt worden, damit wir uns nicht alle besoffen und am Ende niemand übrig bliebe, das Brautvater in die Kirche zu blasen.

Wie sie in die Schenke ziehn (in der wunderbarlichsten Stimmung) äußerten manche von den Hochzeitgästen: Nun hätten sie doch das Vergnügen, ohne ein Geschenk machen zu müssen. Im ersten Augenblick nach der Nachricht wollte alles fortlaufen. Jetzt werden aber wieder Wiße gerissen. Nicht wahr, sagen Klaus' Kollegen zu ihm, die Anzeichen haben nicht gelogen.

Wie die Sache sich aufklärt, beleidigt das den Klaus wieder so, daß er lieber wollte, die Rosemarie wäre tot und hätte sich nur an sich und nicht so an ihrem Vater versündigt. Wie sie in die Schenke gehn. Er tröstet sich nun über sein eigenes Unglück: daß er sich wenigstens nichts vorzuwerfen habe.

Wenn der mit der Posaune (der schon wieder wackelt) umfällt, erschlägt er die ganzen Musikanten.

Solche Wiße reißn der Brautführer und seine Braut und noch einige, die davon wissen.

Wie alle den Betrug dem Brautvater gönnen, der immer der Klügste sein wollen, und dem Linkenfriede sich zuwenden.

Nun kann Linkenfriede die Hochzeit und die Gäste fortführen wollen zum alten Rossmann, dem Primeur pp. und in die Schenke pp. Will nun vielleicht der Alte, um Schande zu vermeiden und sein Wort halten zu können, wegen der fortgesetzten Hochzeit wenigstens für diese einlenken, nachdem aber der letzte Bissen gegessen, erklären: Sie erben ihn nicht pp.

Ober läßt er nun Krüppel und Lahme von der Straße. Auch Musik dabei.

(Der Friede ist gestern bloß . . .) [bricht ab]

Einer: Wir denken, du bist gestern wieder in die weite Welt geritten.

Friede: Gott bewahre; nur nach der Stadt, um den Trauschein und die Aufgebotsverlesung. Dispensierung.

Wie Klaus fortgeht, geben ihm die Kinder allerlei, der Kleine sein Butterbrot, was Klaus, da er Hunger und nichts zu frühstücken hatte, mit Dank zur Hälfte annimmt.

a. Klitsch.

Die ehemaligen Schulwürllein belagern vom frühesten an seine Türe, begleiten ihn auch. Der Teufelsabbiß allein jodelt und schlägt ein Rad, steht wo er vorbei muß auf dem Kopfe. Mit einem Streich auf den bloßen Hintern hat er seinen ganzen Groll von sich geworfen.

Corrigenda.

Seine Sparsamkeit, ängstliche von vornherein, und nun seine ausschweifende Wohltätigkeit.

Soll ihm das Herz zuvorkommen und seine Verstandesängstlichkeit jederzeit über den Haufen rennen? Die dann eine Elegie anstimmt.

Das Hochfahren ist ein Laster, dessen er sich von Kind an hat erwehren müssen — wenn er was hatte. Die Vorsehung heilt ihn durch die Geschichte im Wirtshaus. Es muß ihn noch einigemal anwandeln, aber er besiegt es.

Sein Verhältnis zu Klage von Haus aus intimer, wächst auf der Reise und wird in der umgestürzten Schafershütte zu einer idealen Freundschaft. Sie schwören sich Tyrannenhass und idealische Freundschaft; Klage immer mit humoristischem Anstrich.

Daß die Frau Pastorin fast spurlos verschwindet. Sie könnte wenigstens bei Klausens Eintritt unwillig hinausgehen. Und vielleicht an dem Hausverbot die Hauptschuld haben.

Klage Bildung und Charakter. Das [bricht ab]

Weltmannstön; hat das Klage selbst ausgeheckt oder sind's Lesefrüchte? Hat er da noch nicht die Achtung vor Klaus und wird wirklich erst durch das, was er auf der Reise von dessen Charakter und Nairetat kennen lernt, so zu ihm hingezogen? (Hat er ein Buch bei sich. Klaus will bezahlen, aber erst draußen.) Davon eine Erklärung in der Schafershütte erfolgte.

Napoleongeschichte in eine Altfranzösischgeschichte verwandelt, wozu der dreiedige Hut pp. Will den Klaus auf eine Streckmaschine spannen und dann unter seine Garde aufnehmen. Geschichte von dem Schred siebet. Verspricht ein andermal die von dem „die Menge tut's“ zu erzählen.

Soll Vetter Jakob nichts oder vielleicht nur ein Kapitel einschalten für ein von seinem Sohnelein ruinirtes in des Kantors Manuskript?

Hat das Märchen der Vetter Jakob eingelegt, oder soll es altertümlich gehalten werden?

Wohl das zweite.

Den ganzen Vorgang in der Schafershütte und beim Puthardiswalder Kantor muß er selbst erzählen.

Nach Puthardiswalde wollten sie gar nicht. Zufall oder Schickung, daß der Alte sie hier pfanden will pp.

Napoleongeschichte zu fantastisch;

Die Weltmannsgeschichte zu gewaltsam und unwahrscheinlich. Sie mußten sie denn schon von einem Trunk in der Hitze aus dem Gleichgewicht gebracht beginnen.

Oder macht sich einer den Spaß, Schnaps in ihr Getränk zu tun? Klage hat eine Wulle anhängen.

Wenigstens mußte Klaus die Sache selbst als ihm unbegreiflich einführen.

Ehen sie von einer Wette?

Sind vielleicht unter Heidelbeeren, die sie laufen und essen, Belladennastrüchte.

Daß ich recht gut weiß, was unsere Lesewelt (wie alle Abgespannten) sucht,

nämlich Spannung, wird jeder Kundige aus meiner Redaction der Handschrift des Emeritierten leicht entnehmen. Es zeigt sich vielleicht nur zu deutlich, was ich zu diesem Zwecke tat; daß ich all die Reflexionen, die der nunmehr lebenserfahrenere Herr Kantor über seine Erlebnisse . . . [bricht ab] alle Hinblick auf spätere Erlebnisse herausgefallen sind, um einem größten (?) Teile unserer Leser, der durch das Lesen von Büchern kein Bedürfnis weiter zu befriedigen und vielleicht nicht einmal die Möglichkeit denkt, es könne ein anderes zum Lesen mitgebracht werden als die Neugierde, das Vergnügen der Überraschung nicht zu nehmen.

Für das Vergnügen eines andern und bei weitem Kleinern, vielleicht sehr kleinen Theils der Lesewelt — welch wunderlicher Ausdruck, und wie wunderbar das dadurch Ausgedrückte! — hat mein Herr Vetter schon selbst gesorgt, da er aus seinem Tagebuch stets den Augenblick reden läßt und Irrthümer und Täuschungen nicht voreilig aus seiner spätern Erfahrung aufklärt, manche aber ganz ohne Aufklärung läßt, wo diese dem Scharfsinn der Leser zu finden möglich und darum dem Leser selbst nur angenehmer sein muß. Dadurch hat seine Erzählung allerdings den Vorzug des Unmittelbaren erhalten; wir erfahren nicht, wie der Herr Kantor jetzt über die Sache denkt, sondern, wie er damals darüber dachte, als ihm die Sache passierte. Man könnte zwar sagen: so hätt' er seine Geschichte nur gleich in der dritten Person schreiben sollen.

Fragt man, was unsere Lesewelt sucht, um das Werklein . . . (?) zu halten, so ist die Antwort [bricht ab]

NB. Klaus kennt schon die neueste Literatur und ist begeistert vom Götz von Berlichingen und den Räubern, Hippel, sogar von Kant. Der alte Fritz in politiceis sein Ideal. Klaus ist noch der Mann für einen Pfeffer, Gleim, Kleist, Gellert pp.

NB. Einiges daraus in den Kometen. Freieremplare davon dann dem Buchhändler geschickt.

NB. Teilweise abzukürzen.

NB. Vielleicht das vorher Umstehende vom Vetter Jakob an den Herrn Kantor emerit. von Glauchitz im Meißner Niederlande in einem Brief und diesen am Ende des Bändchens. Wollt' es erst der ganzen Geschichte beimengen pp.

[Hk.]

Braut- und Prüfungsfahrt.

Ein Stück altes Schulmeisterleben.

Ganz neu wäre nur die Einleitung und der Anfang bis zum fünften Kapitel zu machen. —

Der Enthusiastische, aber auch Praktische, Schnelle, Gewandte pp., die Leichtigkeit des Lebens, der Choleriche Sanguinitus, etwas hektisch, ist Klaus; der Eroberer, Erstürmer.

Der melancholische Phlegmatikus ist Klaus; ausdauernd, langsam, unbehilflich, dorb, hypochondrisch, bedenklich, übergewissenhaft, fleißig.

Etwa die Zeit Pombals, Josef II., die Jesuitenfeindliche, aufklärende, nüchterne.

Mit den bloßen, tintengefärbten Füßen (oder Kienruß oder gewöhnlichem Ruß), kurzen Hosen, Schuhe darüber, wohnt er der Konfirmation bei; was der Pastor von der Ehrsucht spricht, Pharaos, Enrus, Nebuladnezar, Alexander, Exempel. Hatte Mühe, mich nicht von Neuem zu überheben, wenn ich bedachte), daß alle die vor Jahrhunderten leben mußten, um mit zum Exempel zu dienen. Bittet Gott, daß er ihn keinen Nebuladnezar und Alexander werden lassen wolle. Bei Alexander fällt ihm allemal ein Bettler und großer Tuchfabrikant ein; so denkt er sich ihn.

Der Vorstand von Garsebach hat einen Donnerkeil. Klaus verdirbt's mit dem, daß er ihn für Aberglauben und ihm die Sache natürlich erklärt. (NB. Der Donnerkeil hat großen Anteil an seiner Vertreibung.) Es bildet sich eine Partei gegen Klaus; (Der Weber-Schulmeister macht sich bei pp. Ein Schulmeister, der an nichts glaubt.

Die lomischen Gegensätze:

Fanatistische Aufklärerei, — abergläubische Furcht; nur daß der Pastor ihm hilft, halt ihn. Wie aber Klaus' Fehltritt bekannt wird und der Pastor die Hand von ihm abzieht, lassen sie ihn fallen. Einige, die ihm wohlwollen, wagen nicht, es merken zu lassen. Der Hannoveraner sieht dann Klaus für einen Trinkkollegen an und nähert sich (gibt ihm zu verstehen, er wisse, er treib' es heimlich; wie er nicht Wort hat, weiß er sich was, daß er wenigstens ein offenerhitziger Sünder und kein Jesuit. Der Ausbruch trankt ihn übermäßig).

Die Mustantengeschichte weniger phantastisch und willkürlich, spießbürgerlicher, besonders der Hannoveraner.

Bei der Hochzeit widerlegt er eine Verleumdung, daß er einen Hering, den man in sein Jagott getan, mit Anstrengung heraus und dem Brautvater in das Gesicht geblasen, siegreich, indem er nachweist, daß das nicht möglich, und wie man an der Gesuchtheit alles erkenne pp. (Eine recht jesuitische Lüge.) Weiß den Erfinder, auch wo es erzählt worden sei; aus Reid pp.

Wenn er auf Jesuiten kommt, eine Art lutherische Begeisterung des Zornes. Was er recht schlecht machen will, nennt er jesuitisch.

Also die Geschichte hat er keineswegs zur Ausweil geschrieben — vielmehr eine Entrüstung gegen Romane; sondern solchen zum Trost, die alles aufgeben, weil ihre Gegenwart schwert, andernteils zur Warnung. Jeder Mensch habe ein oder mehrere Laster in sich, die ihm am gefährlichsten; diejenigen, gegen welche man den meisten Absehen, weil man leicht süßer werde. So wie die Frauen die Schwam pp.

Seine Lastertippe, an der er Schißbruch leiden sollte, die Ehrsucht; die er als Kind so betampt, um als junger Mann über sie zu fallen.

Abschweif in seine Jugendgeschichte, wo man ihn in den erbärmlichsten Verhältnissen und dennoch schon immer mit wirklicher und eingebildeter Ehrsucht kämpft [kämpfen sieht?]. Alexander, der Tuchmacher, immer als Beispiel von Herrlichkeit in der Familie aufgestellt. Wie der Pastor Alexander und Cyrus, muß er sich lektorn als einen Uhrmacher denken, und zwar als den, der die Turmuhr gemacht und sehr honoriert worden. — Mit dem Buch; dem Käppel pp. vide 2 Seiten zurück. [Siehe S. 359 Z. 13]. (hat seinen Namen nie nennen hören, nun aber meint er, das müsse der Cyrus sein.)

Nun geht er medias in res. Er lernt als Schulmeister, wird Schulmeister in Garschbach; hat einen Lehrlingen, der zugleich die Stelle der Frau versteht.

Der Pastor meint, es werde sich eine regelmäßige, fix besoldete Schulstelle bilden lassen für ihn pp. (Aber natürlich, er will dafür auch von Klaus veneriert werden. Der Herr Pastor, allemal erst freundlich, dann wie es spukt, so immer finsterner. Die Frau Pastorin darüber wild, daß er sagt: Die Frau Pastorin habe ihm befohlen, das Mädchen bei sich zu haben! Noter Baden.)

Auf der Reise eine Schenke ist das Paradies seines Sündenfalles. Der Bazierende macht beide verwirrt. Er ködert Klaus, der sich mit seinem Gelde etwas fühlt, durch den Ehrgeiz, da er ihn für einen vornehmen Mann erkennt an seinem Benehmen, an der nobeln Nachlässigkeit. (NB. Der Bazierende gibt sich für einen Schullehrer aus und behandelt jene als gnädige Herrn.) Ein solcher wird so und so tun; er wird weggehen wie in Gedanken und niemand ihn aufhalten; nirgends wird er sich zu ängstlich zeigen; immer sicher; (er habe eine Chaise draussen stehn sehn, die Klaus gehören möge. Der Wirt sagt: Nein; der Kutscher sagt: Einem Herrn pp., einem Sonderling. Bazierender: So sind Sie der wohl? Klaus verneint nicht.) Wie Klaus seinen Stand nicht namhaft macht, wozu gegen der Bazierende sich als einen Schulmeister ausgibt (Nein, erst in Freiberg pp.), kommen sie auf die Aufklärerei, und nun erzählt er dem Klagus von Mesmer und macht dadurch auch den konfus. Klaus' Wahnsinn kommt zum Paroxysmus mit dem Abgang aus dem Wirtshaus; Klagus erst draussen, wie Luft und Bewegung seinen Rausch vollends ausbrüten. (Klaus ist schon zerknirscht und vernünftig, leidet nun auch für Klagus mit.) In Freiberg nun gesteht Klaus dem Bazierenden, er sei nur ein Schulmeister pp., daran hängt er Ermahnungen an den Bazierenden, auch seinerseits der Ehrsucht zu entsagen. Wenn der Wagen gehört, das zeigt sich erst am Ende; auch daß der Bazierende immer bewachend, aber auch lachend in der Nähe gewesen. (Der Bazierende sitzt mit auf dem Boß und lacht da. Das teuflische Lachen in Freiberg bekommt er heraus: das ist dasselbe Lachen). Im Wagen werden beide einig, daß die Jesuiten dergleichen wie die Mesmeriaden erdacht, und, weil jene sie fürchteten als Aufklärer, sie entführen lassen. (Der Bazierende ein Jesuit, abgesandt, sie auszuhorchen.) Wie sie aus der Jesuiten Hand befreit worden, wissen sie nicht, raten aber öfter daran herum. In Burthardiswalde unter der Wächterhütte schwören

sie sich, trotz aller Verfolgungen mannhaft weiter zu schreiten, (schließen deshalb einen heiligen Freundschaftsbund,) erschrecken desto heftiger über den Schlag, meinen nicht, daß sie nur des Kirchendiebstahls wegen arretiert werden, fürchten sich überhaupt überall und sind geneigt, alles Bedrohliche und Unangenehme den sie verfolgenden Jesuiten in die Schuhe zu schieben. (Man sieht, der Bajierende klärt ihn auch zuletzt nicht auf wegen der Jesuiten.) Und noch zuletzt ist Klaus ungewiß, ob er die natürliche Erklärung mancher wegen des Wagens annehmen oder doch an ein Jesuitenattentat glauben solle. (Auch die Ähnlichkeit des Lachens.) (Andere haben gemeint pp. NB. Er weiß nicht, ob der Bajierende derselbe, der in der Schenke pp.)

In Freiberg kommt der Bajierende in ihren Gasthof, nachdem er sie beim Superintendent gesehen. Klaus nimmt ihn erst als einen Jesuitenspion auf's Korn, seht sich mit ihm aus, gibt ihm auch Vermahnungen wegen der Ehrsucht.

Der Kantor von Buthardtswalde ist etwas für die Aufklärung, aber nicht zuviel; denn wo hört das endlich auf? am Ende — er prophezeit das Jago, welches Klaus für eine Phantasie erklärt, die nie möglich. (Er fühlt die Halbschuld, daß ohne Teufel auch Gott nicht fest stehe. Feierliche Verständigung von wegen des Teufels.) Aber Klaus imponiert ihm; er hat eine große Erwartung von ihm, erkennt sein Übergewicht an. (Bewundert ihn als einen Hus. Ähnlichkeit auf einem Bilde. Gefahr. Jawohl, sagt Klaus, erzählt, und auch der Alte bewundert die Meinung.) Der Jesuiteneramen muß recht sinnreich ausspintirt sein.

Auch der Hausknecht kommt zuletzt bei ihm in Verdacht eines jesuitischen Werkzeugs.

Wie Klaus das vom Hausknecht erzählt, will Klaus umkehren, aber zu weit — sein Geld pp.

Die Pastorin grüßt erst nicht, dann langt sie allmählich an zu spulen mit Liederversehen, dann Pantoffelklappen, Obseigen ihrer Nagd pp., dann mit Türenwerfen; zuletzt beides zusammen. (Einmal zweifelhaft, ob nicht der Herr Pastor selber, worauf der sehr grimmig herauskommt und an Klaus ausläßt. Ein roter Waden.) Motiv, warum die Pastorin so aufgebracht auf ihn? Sie verlangt irgendeine Dienstleistung von ihm, die einen Schulmeister herabwürdigen würde; etwa Kinderwagen ziehen oder dergleichen.

Zwei Abteilungen.

I. Brautfahrt, endet mit der Ankunft in Garlsbad.

II. Prüfungsfahrt.

Weht alle Phantaserei ab, ist deshalb über Klaus' phantastisches Beweisen so erschüttert; desto mehr kontrastiert seine eigene wegen der Jesuiten. (Jesuitisch-psäffisch. — Das Phantastische nennt er die Schwärmererei.)

Manches bedeutend abzurufen.

Bei manchem: der Leser soll es ja nicht überschlagen; der Herausgeber merkt an, daß das eben die Stellen seien, die der Leser besser tue zu überschlagen.

Man muß ganz in dem närrischen Kerl zu Hause werden. Etwas zusammengebrängt.

Die Familie. Wie seine Mutter oder wer in ihn dringt, er soll der Aufklärerei entsagen; sein schmerzlicher Kampf. Will seine Mutter nun gar nichts von ihm wissen. (NB. nach der Geschichte mit dem Sündenfall und Stelleverlust; erst halb gespannt gewesen seit der Kalendergeschichte. NB. in ihren Gedanken hat sie recht.)

Weil Eltern pp. nichts von ihm wissen wollen, nimmt er sich der kleinen Schulwürmlein an. Die Schwester bringt das Geld heimlich in die Schublade der alten Mutter, die sich allemal wundert, (aber immer über den ungeratenen Sohn betrübt. Wenn nun der Junge brav wär' und an den Teufel glaubte. Das Unterstügen ist seine Schuldigkeit.)

Der Vater oder Ohm schlägt im Kalender das Wetter nach, wie der Junge in die Stadt soll. Später gerät er mit ihm über den Kalender in Zwist, und der Alte hilft ihm nun nicht. (Ofter beginnt der Alte darauf, daß Klaus wenigstens den Kalender anerkennen soll pp.)

So entfremdet er sich die Hülfe der Seinigen, auch des Herrn Paten durch seine Aufklärerei, die er nicht mäßigen kann und Feigheit und Falschheit darinnen sieht.

Er tut endlich seiner Mutter Willen, indem er mit ihr zum Herrn Paten geht, wo er sich seiner Aufklärerei begeben soll, um in dessen Huld wieder aufgenommen werden zu können; (Köstliche Scene) hier wird aber dem Faß vollends der Boden ausgestoßen; er läßt sich allerlei gefallen, fühlt aber in sich eine Selbstverachtung entstehen, die endlich (feierlich) explodiert. Wie seine Mutter, die keine Auerbachsche Bäuerin ist, sondern bei aller Herzensgüte sehr borniert, dabei hypochondrisch und immer der Meinung, er selber sei Schuld pp., auch keinen Sinn für seine Überzeugungstreue hat und einmal in einem Anfall von Migräne ihn von sich weist. Seine Schwester, eine schöne Gestalt, aber durchaus konkret, erst seiner Mutter, dann seine Verbündete. Seine Mutter hat beim Wetter etwas zu fordern. Daß er Musikus wird, verseindet sie ihm vollends. (Die Musik ist ihr aller Laster Anfang.)

Wie er mit Klagus bekannt wird, enthusiastische Freundschaft. Seine Mutter, die nicht selbst genug Urtheil hat, sieht ihn im Spiegel des allgemeinen Urtheils. Wie er zu Ehren kommt, sieht sie ihn mit anderen Augen an; in ihren Augen entscheidet der Erfolg. Sie meint, ihm fehlen die Kenntnisse pp., seinen Vetter, einen Bauernknecht, nimmt jeder Bauer gern; sooft sie was Gutes von einem andern hört, ist ihr das ein Stachel. Sie will, er soll etwas werden, was nicht so hochmütig; er muß etwas ergreifen, was ihm widerwärtig ist, wobei sie stets an sich denkt, die später zu ernähren, sie für den Zweck seines Daseins nimmt, kommt vielleicht bei seinem Herrn Paten in die Lehre; die Wissenschaften liegen ihm immer im Kopf, absonderlich die Aufklärung und der Kampf gegen die

Jesuiten. Er kann's nicht mehr erdulden; seine Mutter bringt ihn nochmals hin; er will sich ergeben; Explosion. Hier lernt er die falsche Veronika kennen, ohne sie gesprochen zu haben. Sie läßt sich noch beschwichtigen, nämlich die Mutter; nun Reife zu dem Mutterbruder um einer Forderung willen. Wie schwer es hält, von einem Bauer Geld zu bekommen. Er ist der Sohn eines Fabrikanten in Meissen?

Aber seine Aufklärerei, bei der er rücksichtslos, so gemüthlich und schüchtern er sonst ist, (und die Intrigue des Webers) unterminiert seine ohnehin nur provisorische Stellung; der Sündenfall, durch einen Rückfall in seinen schon von Kind an vorzüglich gehemmten Ehrgeiz, gibt den Vorwand.

Mutter und besonders Schwester müssen beim Vetter ausharren. Deshalb braucht er eine Frau.

Der Schwartenmaier muß schon im Anfange mit vorkommen, dergleichen der Schamhorst.

Die Freundschaft zwischen Klaus und Klagus bildet sich erst durch gegenseitiges Erkennen pp.

Klaus sieht seine Weltmannsverwandlung als einen Beweis für seine Meinung, daß ein jeder Mensch einen Instinkt, der ihn warne vor dem, was in seinem Charakter für ihn Gefährliches liege, wie die Scham im weiblichen Geschlecht, weil dessen Begierde stärker. Der Hauptgedanke des Ganzen: er sucht in seiner Geschichte zu beweisen, daß man sich am leichtesten an das Laster verliere, gegen welches man am meisten gestimmt, und liege in dieser Stimmung Warnung und Prophezeiung zugleich. So verfaßt er, der ängstlich Bescheidene, dem Ehrgeiz, der Sparsame der Verschwendung, wie denn die Stärke in der Mitte von zwei entgegengesetzten Schwächen, und leichter sei, von einer dieser Schwächen zur andern als zu der in der Mitte liegenden Stärke überzugehen.

Der ängstlich Bescheidene hält sich für hochmüthig und rignet sich Bescheidenheit an, ernsthafte, denn er hat zuviel Lust, wie er meint, zu ausgelassener Lustigkeit; das ist aber auch nicht wahr, er ist vielmehr von Kind an pedantisch, ernsthaft; der dritte Gegensatz, die Antischwärmerei und Duldung bis zum Fanatismus. Die Verfolgung der Jesuiten, jeder Feind ist ihm ein Jesuit. (Er hält für Pflicht, die Jesuiten zu hassen; da macht seine Schwachheit dann den Feind zum Jesuiten, bis er hinter diese Finten gekommen ist.) Endlich hält er sich für sehr pfiffig, da er doch völlig naiv und harmlos und unpraktisch.

Klagus ganz für den alten Fritz; dem Klaus ist er aber zu freigeistig.

Erste Anekdote der Eitelkeit, daß, wenn er arbeitet, ein Kappel aufsteht und eine alte gekundene Dose neben sich setzt, was ihm ein Vetter (oder die Mutter) vertreibt.

Des Pastors Predigt über die Verlockungen der Ehrsucht entlarvt ihn vor sich selbst. Beispiel: Eprus, Erosus.

I. Kindheitsgeschichte. Mutter, Schwester. Alexander, Erosus pp. Der Vetter.

Der Pate. Predigen und anderen Ehrgeiz. Schwartenmaier, Scharnhorst. (Jemand will ihn annehmen, die Mutter bewegt ihn zur heimlichen Flucht. Note. Erste Liebe. Falsche Veronika.) Schulmeister, wogegen die Mutter; Schwester Hülfe.

Auf der Lehre bei dem Paten, Herrn Pastor, Frau Pastorin.

Er lernt Klagum kennen. Die verwandten Gemüther. Provisorische Stelle in Garsebach. Der Weber. Aufklärung. Der Mutter Sorgen deshalb. Er unterminiert seine Stellung. Der Herr Pate will als Auszügler zu ihnen, aber der Klaus soll widerrufen. Auf Bewegung der Seinen, wobei seine Mutter, die's ihrem Mann übel nimmt, daß er nicht ein halb Jahr später gestorben, immer an sich denkt. (Die Mutter nach außen schwächst, gegen die Kinder, was sie nach außen sein sollte. Nach außen läßt sie sich alles gefallen, gibt alles her, um nicht Jörn; im Hause gerade umgekehrt.) Die Schwester vermittelt, will er widerrufen; es geschieht das Entgegengesetzte. Die Mutter sagt sich von ihm los, die Schwester ebenfalls, die nur an die Mutter denkt. Unter der Bedingung will der Alte sie als Erben einsetzen. Da kommt ihm die Reise recht zu paß. Die Schwester wollte bis zu seiner Verheirathung zu ihm, geht nicht. (Nun scheinen sie versorgt, und er kann seinem Pathos leben.)

Die Mutter will seine Braut nicht sehn. Er hält die Schule fort, da er etwas zu lieben haben muß oder seine neuen Versuche zur Sühne nach dem Sündenfall um so schlimmer ablaufen. Wie er die Mutter unterstützt, indirekt durch die Schwester (die Mutter gibt dieser etwas davon, aber Klaus soll nichts wissen, was der doch allemal wieder erfährt), hofft er immer auf ein Liebeszeichen von ihr umsonst.

Der Buchbinder meint, daß Klaus ihm seine Braut verführen will.

Die Grundstimmung eine frische, herzig-behagliche. Die Charaktere aus dieser heraus aufgefaßt, das Heitere darin betont, das andere als leichter Schatten.

Aufwachsen. Er verdirbt's mit einem Vetter durch seine Ehrlichkeit, (Wie er leidet unter dem Aberglauben seines Veters), und beinah mit der Mutter. Er lernt als ein Schulmeister, was ihm die Mutter als Hochmut auslegt, worin sie der Vetter dämpft. Der Vetter ein Mann von Einfluß.

Bekannt mit Pastor, mit Klagus.

Seine Rücksichtslosigkeit und des Webers und seines Herrn Veters Intriguen. Bei Zeiten schon der Herr eingemischt, von dem mehrmal gesprochen wird.

Der Pate oder Vetter ist Klaus nicht böse gesinnt; er soll ihn einmal erben (das sagt er nicht bestimmt. Wer ihn erben will, der muß auch glauben, was er will, sagt er nach der Inquisition. Der ewige Wechsel von Herzlichkeit nach seiner Weise und Grimm gegen Klaus, den der nicht eher versteht, bis der Vetter es ihm selber sagt, vielleicht bei Gelegenheit der vorhandenen Inquisition.), aber er ärgert sich, daß jemand so leicht zu dem Gelde kommen soll, das ihm soviel Mühe gemacht; er ist halb und halb deshalb auf seinen Erben neidisch und will's ihm so sauer machen als möglich.

[H.]

Zum Klaus.

Zwei Weltmächte, etwa Fortschritt und Konservatismus, wovon Klaus den Fortschritt repräsentierte. Aber völlig konkret und individuell beide. Klaus [...] ist Klajus Cassius – heißt Klajus vielleicht so? – Wenn Kl. nach jener Zeit Weise erstlich auf dem Gymnasio, etwa bis Prima gewesen, dann erst bei einem Schulmeister in der Lehre, so kann er mancherlei Kenntnisse haben. – Er gilt als Waghals, was kontrastiert mit der Welt, oder seine Meinung ist es und kontrastiert mit der Wahrheit. Andere im Bund, wie Semmelmeier oder wie er ist, übertreibt und nennt auch Klaus einen Feigling und Leutenfurchter, ist aber der erste, welcher umfattet, und darin vielleicht den gutmütigen Klaus täuscht.

Klaus hält sich [für] einen vollendeten Weltmann und besorgt deshalb alles, bevormundet Cassius, der weit klüger.

Nach dem verunglückten Widerruf neben Musik und Gratienschule nur der Aufklärung lebend, gerät er in den Ruf eines verzweifelten Atheisten. Einer, der ihn nur vom Hörensagen kennt, meint, mit dem hatte er nicht das Herz, durch ein Holz zu gehen.

Eine Art Verschwörung (s. d. Schule.) gegen Finsternis, Aberglauben; an die den Cassius Klaus und an die da getanen Schwüre feierlich erinnert, weil es ihm scheint, er wolle schlaf werden.

Nach Herrn von Rehscheidts Variationen wird gerade der ruhige Cassius toll und gibt Klaus ein betrübttes Bild vom Menschen, und Klaus muß Rollen tauschend den Retardierenden darstellen, obgleich selber betäubt.

Je toller die ganze Geschichte, desto weniger darf sie sich äußerlich von der Wirklichkeit entfernen. Sie darf auch das Substanzielle durchaus nicht vernachlässigen, die Situation muß immer ernst, rührend und interessant sein, während in den Charakteren der Ernst – denn auch diesen muß heiliger Ernst sein mit ihren Motiven pp. – der objektive Humor dazu tritt.

Variation. Die Schulmeister renommieren mit den Jesuiten, die Fremden dann erzählen einander von den Jesuiten, ihren Absichten, Künsten pp. Jene horchen, ihre Gläser werden nicht leer, sie selber aufgeregt und blieben gerne, wenn der Wirt sie behielt. Da nun eine Art Desperation und gewaltsamen Auflassens dazutritt, wird Cassius wie überspannt.

Daß nur die Wirkungen nicht durch die Verschiedenheit der Absichten zu Grunde gehen.

Er hat Lieb, ein Gelehrter zu werden, muß von der Schule zum Vetter, dessen Erbe zu werden. Kann nicht aushalten, beendet seine Schulzeit und Lehrzeit, und setzt sich auf Pastors von St. Afra's Rat als Schulmeister erst mit schmalen Wissen, auf bessere wartend. Auf der Schule durch einen aufgeklärten und etwas

unruhigen Lehrer für die Aufklärung gewonnen, bringt er dies nach Bockwein und der Ohm aus Opposition zum Teufelsgelehrten, Kalenderschauer pp. Nun drängt sich der Swartemaier, einer von der Verschwörung gegen Jesuitismus — diese rührt schon von jenem Lehrer her — dem jetzigen Pastor von St. Afra, der nun auch politisch wird, besonders durch seine Frau, an die Frau Pastorin und macht diese und dadurch den Pastor von Klaus abwendig, der des Herrn Pastors ehemaligen Lehrerstolz geerbt; indem er diesen verleumdet, wobei er immer noch der gute Freund und Bündner, der auf der Schule der Extremste gewesen. Ein böser Schalk, da ihn der Kluge Klaus nicht ausfindig macht. Er, Klaus und Cassius waren die schüchternsten bei der Verschwörung. Nun Gebot der Hochzeitreise pp. Während Klaus abwesend, entfremdet Sw. die Pastorin dem Klaus und macht sie bereuen, daß sie nicht dem Swartemaier die Stelle zugewendet, und geneigt, sie ihm noch zuzuwenden. Mit Swartemaier im Bunde der Weber; der denkt: seinetwegen, wo er nur das Mittel sein soll; auch die Bauern werden abgewendet, und so muß die Veronika zurückgestellt werden. Musiker und dennoch Gratischulmeister, um seinen Feinden nicht zu weichen. Seine Schwester und Mutter haben unterdes den Ohm bearbeitet, welcher sich bereit zeigt, da ihm Klaus doch besser gefallen als die anderen Ansprecher; aber öffentlicher Widerruf. Auf Bitten pp., seiner Pietätspflichten gedenkend, gibt er nach; wie es dazu kommt, vermag er nicht, ein andrer Dr. Luther. Nun fort Musik, Aufklärer, Gratischulmeister, wird er als Atheist verrufen, die Seinen sagen sich von ihm los, sein Freund, heißt es, wird die Veronika heiraten und eine außerordentliche Stelle erhalten. (Er wird aus Garsebach gewiesen.) Er begleitet ihn auf seiner Probereise und merkt endlich, daß er selbst derjenige ist, der Braut und Stelle erhält. Vorher allerlei Bemühungen durch den Swartemaier vereitelt, der sein Mitbewerber, was er, wie die verlorenen Schüler in Garsebach pp. und allen seinen Unstern, den Jesuiten zurechnet. (Cassius will nicht falsch scheinen, weil er es wirklich ist, nur um anderen Zweck.)

So müßte die Sache erzählt und behandelt werden; ja keine unnützen Kausalitäten. In der beiden Reisen und sonstigem Zusammensein könnte sich der Charakterkontrast ganz naiv ausleben, ohne jede Präntension, in komischen Gesprächen, Verkennungen pp. und sonstigem Weiwesen realer Freundschaft — wobei es beiden heiliger Ernst.

Das Substanzielle und Formale müßte einen Kompromiß eingehen, daß keines das andere irgendwo zu sehr im Stiche läßt; es darf weder sentimental noch phantastisch werden; wo es am poetischsten (idealisten), muß es am darstelltesten und wirklichstcheinlichsten sein.

Keine leeren Particeen. Gerade die Charaktere und ihre Motive müssen auf der Wirklichkeit fußen.

Aber die Geschichte wird für meinen gegenwärtigen Zweck zu lang.

[Hm.]

Ein altes Schulmeisterleben.

Elaus, ein Hypochondrist von Geburt, zeigt schon in seiner Kindheit Anlage, sich selbst zu quälen. (NB. Diesen Einblid hat er nicht; der Leser muß das alles aus seiner Erzählung abstrahieren; er glaubt an seine Laster noch immer und hat tägliche Beweise. Ja er erzählt ja eben seine Erlebnisse zur Lehre für andere; wie er selbst aus jedem für sich die Moral zieht.) Die übergroße Gewissenhaftigkeit wird von dem alten Pastor genährt. Wenn er vor Lastern warnt und den Geist dagegen wach zu sein aufruft, so bildet sich der arme Junge ein, an allen Lastern zu leiden. Seine Selbstbeobachtung entwickelt sich dabei früh. Besonders ist's das Hauptlaster, gegen welches der Alte am meisten loszieht, und ganz folgerichtig, daß er auch an diesem am meisten zu leiden glaubt: Hochmut. Der Pastor predigt: der Hochmut zeige sich hauptsächlich im Auseren durch vor andern hervorglänzenwollenden Schmutz (durch phantastisches Wesen.) (Das ist nun das Laster, das ihm am fernsten liegt.), da trifft's ihn wie ein Mlig, daß er einmal seine bloßen Füße mit Stiefelschmiere geschmiert, dergleichen die alte Dose. Ferner gegen die Jesuiten, gegen Schwärmererei und Aberglauben.

In seiner Natur liegt der Hang zur Schwärmererei und treibt ihn nun, die prinzipiell angeleserte Nüchternheit bis zur Schwärmererei zu treiben. Er wird ein Aufklärer, sichts gegen den Aberglauben, und was er von den Jesuiten glaubt, von denen er naiv glaubt, sie haben's ganz besonders auf ihn abgesehen, wird in seiner Seele zu einer völligen Mythe; selbst der Hausknecht ist ein Jesuit oder doch ihr Werkzeug. Und so fällt er, ohne es zu wissen (und erzählt's auch so) immer von einem ins andere Extrem. Er würde lieber sterben, als etwas, was er für Phantasterei hält, als Realität anerkennen, aber von selber und unbekusst fällt er unaufhörlich in diesen Fehler.)

Der Gegenstand selbst, die einseitige Aufklärerei, ist nun ein fast lächerlicher; was und wie er in seinem treuen Hang zu diesem leidet, wie er ihn in Kollisionen bringt mit allen Familienpflichten, die ruhende bescheidene Art, mit der er dies und die großen Kämpfe mit dem Hang zu Lastern, die er so wenig besitzt, daß er sogar die entgegengesetzten Tugenden, Demut und Bescheidenheit besitzt, heben den Roman aus der komischen Sphäre — denn seine Leiden sind für den Leser meist komisch — in die des Humors. Die Naivität, mit der er sich zuweilen auf Dinge etwas weiß, die ein Nichts sind, auch auf Realitäten, macht ihn komisch-liebenswürdig. Mit großer Nüchternheit und zuweilen großartigem Eifer und Pathos erzählt er die lächerlichen Dinge; ihm ist's heiligster Ernst, und die Lehren, die er aus seinen Erfahrungen zieht, sind voll Gehalt. (Eine gewisse eitle Selbstgefälligkeit hat er auch; seine Unbeholfenheit hält er oft für Gewandtheit und knüpft herrliche Lehren daran.)

So glaubt er den Hang zur Lüge zu haben, und aus jedem seiner Worte leuchtet die reinste Ehrlichkeit.

Die Ehrlichkeit, die er besitzt, scheint er gar nicht zu kennen, traut sich vielmehr darin weniger zu; dafür legt er einen großen Nachdruck auf sein *savoir faire* und seine Gewandtheit, sich aus übeln Lagen herauszuhelfen und die Lacher auf seiner Seite zu haben, was er sich aber zuweilen aus Gutmütigkeit verweist, während er ausgelacht wird und seine Sachen immer sehr ungeschickt macht.

Klagus, der ihn wegen seines Wachstums nach innen eine Kartoffel nennt, übersieht ihn; das muß man aus seinen gutmütig ironischen Reden merken, die aber Claus, der keinen Sinn für Ironie und Humor hat, alle wörtlich versteht.

Die interessantesten seiner Abenteuer in der alten Arbeit werden beibehalten; das Ganze aber wird intrikat; außer der Episode mit der Hochzeit pp. werden noch andere, aber steter eingeflochten. Die Charaktere, die er schildert, muß man alle erst in ihre Wirklichkeit übersehen. Klagus' Humor versteht er zuweilen falsch und will mit ihm brechen; er hält ihn nämlich [für] bare Münze und deshalb oft für frivole Denkungsart und wundert sich, wie ein und derselbe Mensch so brav sein und doch wiederum der Bravheit spotten könne (Tiefsinnige Betrachtungen darüber.); vergibt aber zuletzt die Mängel der Schale dem Kern.

Die Veronika in ihrer unberührten Unschuld und Einfalt paßt ganz für ihn, ihre nettische Schwester, die ihm dieser Neckerei wegen, die er Leichtfertigkeit nennt, mißfällt ihm deshalb.

Sein Gewissenspunkt führt ihn in Kollision mit der wahrhaften kindlichen Liebe zu seiner Mutter, die nur um ihn, wie er, sie verteidigend, sagt, so weltlich sein könne und um ihrer selbst willen so gewissenhaft ist wie er.

Dabei hat er aber etwas außerordentlich Frisches und Derbgesundes, Nervengeschontes und auch einen gewissen Humor oder vielmehr trockene Drolligkeit.

Wie sie der Phantasterei in der Hürde ewige Fehde schwören, sind sie selbst die größten Phantasten, und die eben den Aberglauben als etwas abgetan, was keine Gewalt über sie haben könne, befällt ein abergläubischer Schrecken, wie der alte Kantor auf die Hürde pocht.

Schon in der Vorrede beginnt die unbewusste Selbstfopperei. Er wendet sich gegen die erdichteten Dorfgeschichten, die der Phantasterei voll seien von pp. Seine wahre Geschichte soll ein Gegengewicht sein.

Die Geschichte fällt vielleicht in die Kriegszeiten.

Schiffziehergestalten, darunter eine schöne — aber immer realistisch.

Die Verwicklung muß viel reicher sein und die Entwicklung aller einzelnen Verwickelungen zusammenfallen.

Die Mutter bei einem alten Kauz, den sie für ihre Kinder zu beerben denkt, drum kann sie nicht Claus' Haushalt führen. Die Schwester durch einen leichtsinnigen Mann in Not; der Alte, abergläubisch, will die ganze Familie enterben, wenn Claus nicht etwas widerruft. Er tut's, fühlt sich aber bei allen Lösungen von Mutter und Schwester unglücklich. Sein Stolz dahin; zugleich die Geschichte seines eigenen Verfalls und des falschen Scheines Klagi. Wie er ein

gemachter Mann ist, will er den Widerruf widerrufen (wie eine Ehrenschuld). Es ist nicht nötig; der Alte ist selber über die Sach' aufgeklärt. Das wird ihm schon vorher, aber ohne Namen erzählt pp.

Das meiste gelassen, wie's schon ist.

Aber die Freundschaft mit Klago nimmt erst während der Geschichte ihren Schwung; Klaus kann das Praktische in Klago nicht genug bewundern, beide schließen sich immer mehr einander an.

Nicht das Gesehnwerden als Schläfer im Freien macht alles; des Webers, der das Volk in seinem Wahne bestärkt, Intriguen und namentlich die Nichtanerkennung des Donnerkeils des Herrn Verstands haben schon seinen Sturz vorbereitet. (Diesen bewundert der Weber.)

Bei Gelegenheit eines Gefechtes gegen den Aberglauben pp. lernen sich die Freunde kennen. (Hier ist der Schattenmaier dabei; der wegen Garschachs aufgeklärt ist, dann fromm wird, später gar frivol, und wo anders zu schluden. Eine andere Geschichte muß hineinspielen mit Abenteuern, durch welche er mit glücklich wird, eine historische Novelle: „Der Schuhpuger“, Schulmeister ist auf der entgegengesetzten Seite.) Da Beschreibung Klago. Beide noch naiver. (Er eben Schulmeister geworden.)

Dennoch ist's der Ehrgeiz, das vornehme Wesen, das ihm beim Weggehen aus dem Wirtshause so teuer kommt; aber die Wirtskleute sind sehr gereizt.

Unter dem Häuslein werden die beiden ganz intim; Bruderkuß. Haß gegen Jesuiten und Dunkelmänner. (Schwärmerie; man habe erlebt, wohin das führe.) Haß gegen das phantastische Wesen bis zur Phantasterei getrieben. Hier schwören sie sich Freundschaft bis in den Tod, Freundschaftsmut pp. Klago Badenknochen leuchten. Möglicher Schrecken.

Seit seinem Sündenfall – vor diesem der Rückblick in seine Kindheit –, der aus Eiferheit entstand, weil er glaubte, den Teufel des Ehrgeizes ausgetrieben zu haben für immer – sucht er das männliche, aber beschaidene Wesen – mag die Frau Pastorin nichts mehr mit ihm zu tun haben; sie dirigiert ihren Herrn Gemahl mit Tuschschlägen und wohl auch mit allgemeinen Betrachtungen und Kirchenversen im Gespräche von der Nebenküche aus, deren Lure mir angelehnt ist. (Einmal liegt ein Pantoffel herein und dem Herrn Pastor an den Fuß, da man sieht; der in Verlegenheit; einmal hat er eine rote und eine bleiche Wange.) Er muß selbsteingestalt, wenn ihn sein eigen Mitleid und Bedauern über die Instruktion hinweggerissen, wieder in deren Grenzen gebracht werden und läßt dann seinen Grimm auf die Frau an ihm aus.

Das zu Wirkliche aus den Musikgeschichten heraus. Der Hannoveraner muß ein anderer werden, ein Meister, der aus Fuß an der Lieberlichkeit Musikant ist.

Er hält den Mann (m. e. m.) in der Schenke frei; Klago und seine Kombinationen, wer der Mann gewesen sein möge. Hemdentragen pp.

In der Warschbacher Schenke der Streit, wobei Klaus Klago Bekanntschaft

macht, des Webermeisters Einschmeihlung beim Herrn Vorstand, den Klaus vor den Kopf stößt. (Der Schartenmaier.)

Beim Pastor, wo die Türe immer offen für ein Einschreiten der Frau Pastorin, welches diesmal erfolgt. Er hat Vertrauen zur Praktik Klagi, bringt seine Sache vor bei dem; der in Verlegenheit. Claus fühlt sich reich, Klagus nach Weigern (es sind Ferien), glaubt, Claus sei es, und geht mit. Unterwegs werden sie immer näher bekannt.

Einkehr.

Neues Motiv!

In der Schenke zu Löthhain ist er ein komischer Judah, im heiligen Eifer zertrümmert er irgendetwas Aberglauben erweckend und erhaltend Ding (Dadurch wird auch die Freundschaft zwischen Klaus und Klagus absolut); deshalb die Bearbeitung vom ganzen Hause. Freilich ist er durch Getränk (weniger, mehr) durch die Erzählung des Herrn von pp. vom Magnetismus, Jesuiten pp. berauscht und deshalb der Vorwurf der Gemeinheit, er habe sich so übernommen in Getränken, daß er berauscht dem Wirte alles zer schlagen pp. Daß er eine Bonifaziusstat getan, davon hat kein Mensch eine Idee, und das zerdrückt seinen Idealismus so, daß auch nicht einmal jemand an einen höheren Beweggrund glaubt pp.

(Klaus' Anfechtungen von Hochmut pp.)

Er lernt Klagus, der ihm schon früher hin und wieder begegnet, ihm aber nicht anmuten wollen, genauer kennen; sie machen von nun die Reise zusammen.

Der Vetter, an den er, eh' er ihn kannte, beim Alexander in der Schule dachte, ist das Schicksal, das immer das Opfer seines Selbstbewußtseins von ihm verlangt, wobei Mutter und Schwester pp., die Mutter abratend juratet pp., und das zuletzt auch versöhnt ist durch den Machinisten.

Das Bedenkliche, daß Klaus das Mädchen gleich mit sich bekommt ohne Anstandsstrupel, wäre dadurch zu umgehen, daß entweder jemand bei ihm zu Haus wäre. Aber seine Mutter pp. ist beim Vetter, heuchelt Gleichgültigkeit gegen Klaus, um für ihn zu erben pp. Also die Sabine ist für einige Tage mit; weil nun aus dem Handel nichts wird, muß Veronika mit Sabinen wieder fort.

In der Wächterhütte schwärmerischstes Fehbeschwören aller Schwärmerei.

Ein Interesse, das dem Ganzen zugrunde liegt. Vielleicht doch, daß die Reise, der Braut wegen unternommen, zugleich eine Apostelreise wider den Aberglauben werden soll. (Jene Gegend besonders abergläubig.) In Löthhain fordern sie, davon redend, daß sie gegen den Aberglauben, der hier noch zu sehr herrsche, den Humor des Bazierenden heraus; die Judahtat weckt den Zorn der Wirtsleute; den Donnerkeil des Herrn Vorstands hat er schon lang angefochten und dadurch dem Weber leichte Arbeit gemacht. Der Bazierende preist zuerst die Judahtat, erzählt dann von dem Vorgehen der Jesuiten, Somnambulismus pp., die er unvermerkt im Ernste adoptiert und die zugleich Berauschten mystifiziert. Solang er da, haben die Wirtsleute nicht das Herz, was zu tun.

(Also erst sein Aufwachsen, sein Vater der Nellenmaler, der an der Welt irr wird durch das Rosenmalen und daher einen Zorn auf die Neuerer bekommt. Der Kampf zwischen dem Neuen und dem Alten geht durch die ganze deutsche Menschheit. Die Neuerer nehmen des alten Fritz Partie. (Ständchen beim alten Fritz.) Schon im Vaterhause muß er leiden wegen seiner neuen Gesinnung. Die Mutter ist neu, die Tochter ist alt wie der Vater. (Mutter wunderliche Frau, weltlich, braucht das Geistliche nur, um ihre Kinder zu tyrannisieren.) Der Vetter bald alt und bald neu (wie er eben sich an seinen Erben rächen kann). Erst sucht die Witwe vom Bruder das Geld, dann von der Schwägerin Hülfe. Der Vetter nimmt Klaus und tyrannisiert ihn. Lust zum Schulmeister-werden. Im Dorfe, wo der Vetter, ist der Weber. Er läßt den Vetter; der nimmt seine Schwester und Mutter zu sich, wenn beide den Klaus abschwören. Dieser bringt's endlich zum Schulmeister, lernt er mit Klagus und Schattenmaier bei Klagi Vater?, zum Probeschulmeister in Warsbach. Der Pastor von St. Afra, auch ein Neuer, will dem Weberschulmeister ein Ende machen. Die Mutter hat ihm abgesagt? Nein, die Mutter tragt nur, weil er ein so Kleines nicht tun will und den Vetter ver-söhnen zu seinem eigenen Glücke. Unbemerkt nimmt sie viel Theil an ihm, die Schwester aber leidet für ihn, um ihm das Geld zuzuwenden. Wie die Pastorin ihn verheirathet sehen will, fragt er seine Leute heimlich, das ist die Schwester im Busch. Oder der Alte lebt noch, hat ihn aber verstoßen, die Schwester allein ist beim Vetter.

Wegen der Frau (Heirath) fragt er den Vater oder will fragen. Der will nichts von ihm wissen. Er und Klagus wollen auf dem Wege reformieren. Geschichte in Lothhain, wo er im heiligen Eifer den Denckertheil zumweist, daß der zerbricht. Schlechte Begegnung. Der Weber benützt das, und es entsteht ein Sprung zwischen ihm und seinem Patron, dem Pastor, der immer weiter wird, da er nicht tut, was die herrschgierige Pastorin will. Die Jesuitengeschichte (und Somnambulismus) macht sie ganz konfus. Sie kommen in einem Wagen, sie wissen nicht weichen, nach Freiberg. Er bringt die wahre Veronika, muß sie wieder abtun und ist nun verlassen. Er soll widerrufen, will nicht, unterdessen Bewerbungen, die fehlschlagen. Widerruf schlägt um. Die Tumbationshelrat könnte ihm helfen, er weiß sie von sich. Er muß an Klagus zweifeln. Hochzeitmusik. Sein Vater kann nicht mehr arbeiten, soll nun auch Leibbetten malen, der Vetter will sich von der ganzen Familie lossagen. (Der Erbvetter vielleicht selbst vergiftet augenblicklich, um ihn zum Werkzeuge zu brauchen gegen den alten Kantor, den Vater der Veronika.) Er muß sich Vorwürfe machen; in dieses Elend hinein das gute Ende.)

Klaus' Mutter, eine fromme Frau, verständig auf der unnütigen Flucht vor dem Uebermut und der fleischlichen Eicherheit, wo's gar nicht nötig; gutmüthig, schwach und doch auch eigensinnig, sehr egoistisch, ohne daß sie das weiß und denkt, im Verhältnis zu ihren Kindern immer in ihrem Rechte, während sie außerdem und in Bezug auf Hochmut so feinsinnig. (Oder wie die Mama

die Kinder, als sie schon selbständig, noch dressiren wollend pp., befehlend. — Abhängig von der Meinung anderer, da die eigenen Kinder ihr fremd werden. Überzeugung von ihrem Geschmacke. Singen.) Jammer um ein junges Schweinchen und Unbekümmertheit wegen der Kinder.

Verhältnis Claus' zu seiner Schwester.

Freude, wenn sie ihm noch freundlich, wo er so ganz verkannt und scheinbar auch von Klagos verlassen, von verkappten Jesuiten überall verfolgt.

NB. Vorbereitung komischer Stellen (Darüber noch zu denken!), im Gespräch durch eine Art *ritardando* oder durch Kontrast, indem man ganz was anderes zu erwarten angeregt wird.

(Widersprüche im Charakter und der Denkart.) Die Jesuiten und Aufklärerfanatismus und Aberglauben beifammen Klaus' schwache Seite. Klagos war mehr gegen die Tyrannen, gegen die Eroberer, dabei doch der alte Fritz sein Liebling, worüber sich Klaus vielleicht wundert.

(Komischer Widerspruch. Seine Aufgabe, klug sich erst stellen, als ob er abergläubisch sei, der Seinigen wegen und der Ehrlichkeit und Naivetät seines Naturells.)

Erziehung. Schulgehn mit Scharnhorst und Scharnmaier; der letztere als Kind schon ein Freigeist. Damals erschrickt er vor ihm.

Klaus' Vater mit einem wunderlichen Wunsch. Ein Maler, der immer dasselbe Rosenknöspchen malt und krank wird, wie er eine Nelke malen soll und auch daran stirbt, an dieser Unterdrückung und Tyrannenlaune, als ein Zertretener. Durchaus ist er ein Gewohnheitsmensch, den die geringste Abweichungszumutung unglücklich macht. Viel solcher „Nägels zu seinem Sarge“. (Er ist völlig außer seiner Haut, sieht sich als einen an, der nicht mehr in die Welt paßt, für den nichts Besseres wäre als der Tod. Er kann sich in nichts Neues finden. Seiner Frau Zureden, die in diesem Lun Hochmut sieht, daß er sich nicht demütigen wolle.) (Der neue Malervorstand, der Tyrann.)

Von seinem Vater hängt ihm die Anhänglichkeit und das Revolutionäre, von seiner Mutter die Angst vor dem Hochmut pp. an. Wenn sie, wie sie meint, gegen die Demut gefehlt, sieht sie allemal nach dem Schweinchen, ob sie nicht bereits an ihm gestraft. An seinem Wohlsein sieht sie, daß sie doch demütig genug sein müsse, weil das Schweinchen so wohl, und erschrickt wieder über die Aussprache dieser Bemerkung, weil diese schon wieder Hochmut sein kann. (Sein Auflehnen gegen Aberglauben und äußerliche Demut ein Rückschlag aus der Hypochondrie von seinen Eltern, von der er doch noch und hie und da einen Anfall hat.)

Nach seinem Tode trägt die Mutter Semmel und ist sonst Botin. Der Antrag des Herrn, der der Machinist, den Jungen anzunehmen, wird von ihr nicht angenommen; der Herr hat ihn bei Büchern gesehn. Kampf in dem Jungen. Er soll studieren. Nein! Nein! Er muß ihr helfen, und zugleich wäre das Hochmut. (Der Herr guckt durchs Wagenfenster. Klaus kann ihn nicht erkennen. Der

Leser muß bei dessen ersten Auftreten ihn wiedererkennen. Claus erinnert er sehr an ihn.)

Zuweilen wird sein Herr Pate mit ihm besucht. Da sein Herr Pate Mutter und Schwester zu sich nimmt, wird er Schulmeister, was den Herrn Paten ärgert. (Großer Kampf in ihm, ob's nicht Hochmut, daß er Schulmeister werden will.) Die Mutter sieht's für Hochmut, der Pate für Niederträchtigkeit an. (Einer, der kaum wie ein Knecht bezahlt wird und nichts gilt.) Der Pastor, dem ihn sein Lehrer empfohlen, zeigt sich bereit mit gutem Rat. Er verdirbt's mit dem Herrn Paten (Bei Gelegenheit, daß eine Kuh Blut gibt. Der alte Knecht behauptet: vom Teufel; zufällig im Gespräch aus Rechthaberei und Widerspruch kommt's dahin, daß der Pate den Teufel, wegen des Kalenders, von Claus anerkannt haben will. — Bei dem späteren Widerruf zeugen. Der Alte, der an keinen Teufel glaubt, hat aus Rechthaberei und Rachsucht den Teufel studiert und hat nun seine Lust, den Claus recht zu peinigen, worüber der zurücksinkt. — Vielleicht auch die Geschichte von der Diebstentdeckung durch das Sieb.); seine Mutter und Schwester dürfen sich offen nicht mehr um ihn bekümmern. Er soll heiraten, will die Wennerin, an der sein Heil hängt und der nicht zu widersprechen ist. Bei seinem Aufenthalt beim Herrn Paten hat er die vermeintliche Veronika gesehen, die mit ihm liebäugelt.

Zugleich mit dem Herrn Paten hat er's auch mit den anderen Bauern verderben, indem Klugus, den er hier kennen lernt, und er sich steigern. Weber macht sich hier bei. (Schartenmaier dergleichen, von dem er sich deshalb entfernt. Donnerst. Warnung, daß ein Komplott gegen ihn entstehe, daß sie eine Gelegenheit vom Saune brechen würden.)

Nun Jeren. Reise nach der Braut. Die Mutter fürchtet sich nach ihrer Angsthelikkeit mit vor der Frau Pastorin und gibt alles zu. Die Schwester bringt heraus, daß die vermeintliche Veronika nun in Freiberg sei. Die Schwester will die Ehrendame vorstellen bis zur Trauung; er soll sie finden.

Reise. Begegnung mit dem Herrn, der aber schon früher geschildert sein muß. Ein prächtiger alter Herr, die Menschenfreundlichkeit selbst, geringe Kleidung, voll Laune, Reisen auf Abenteuer. Claus muß ihn als einen Hauptjesuiten erkennen und muß mit Gewalt an sich halten, ihn nicht liebzugewinnen, der Koder zu groß; wie der müde Wanderer in Kälte vor dem Einschlafen sich hüten muß.

Zimmer für Claus, wie Klugus zum Phantasten wird.

Wunderliche Entführung.

Angst in Freiberg. Manchmal glauben sie, des Jesuiten Stimme zu vernennen.

Die Warfbacher haben nun die erwünschte Ursach gefunden. (Er findet die Schwester nicht daheim. Erwarten sie.)

Mutter wird an ihm irr, Schwester hält sich noch, aber wehmütig. (Soll er sich nun wundern, wenn sein Herr Pastor an ihm irr wird?)

Der Herr Pate aus Feindseligkeit gegen die Garsbacher will sich seiner annehmen, wenn er dem Aberglauben seinen Respekt erweist und abbittet. Dies eine Aussicht, die Veronika heiraten zu können, seine Mutter sich wieder zu gewinnen. Er entschließt sich, nachdem er bei Herrn Cyriax war und noch nicht fest zugesagt, aus Widerwillen vor diesem Leben und er beim Pastor nicht gut angekommen. Es mißglückt. Und sie bewegt sich doch. Mutter wendet sich wie der Herr Pate ganz, die Schwester fast von ihm ab. (Existenz des Teufels. Klaus erst eine reservatio: Böses. Aber der Herr Pate malt den Teufel ganz konkret aus, und Klaus soll nicht allein an ihn überhaupt oder seine Grundidee, sondern an seine Hörner pp. pp. glauben. Der Herr Pate hat alle Chroniken und Hexenprozesse darüber studiert. Nachdem Klaus fort, und die Alte über den Unglauben klagt, wendet sich des Alten Rechthaberei wiederum gegen sie: es sei kein Teufel. Er müsse aber recht behalten. So soll nun die Mutter, um zu erben, glauben, es gibt keinen Teufel, und Klaus, es gibt einen Teufel.)

Die Mutter wirklichen Jammer über seine Ketzerei und sein Nichtnachgeben um ihrewillen zugleich, die Schwester wäre zufrieden, wenn er nur an den Teufel glaubte.

Wenn er für die Alte Geld bringt, bringt's die Schwester allemal wieder auf den Teufel. Die Alte meint, das Geld kommt vom Teufel, der auch sie verlocken will. Geräuchert und eingeseignet, mit in die Kirche genommen. Sie öffnet immer und erwartet Kohle und Gestank dafür zu finden. Noch da, also nicht vom Teufel. Vom Herrn Paten ist's mehr Eigensinn; er hat sich einmal hineingestritten, hat im Anfange selber nicht daran geglaubt.) (Hol der Teufel den Teufel! Der Teufel ist nicht mein Herr und nicht mein Vetter, aber wer mich erben will, muß an das glauben, an was ich will. Das ist einerlei, was ich glaube, hört er den Paten noch reden, aber er soll nachgeben; am Teufel liegt mir nichts pp. Viele Bücher, darin des Teufels Portrait.)

Er bringt die Veronika wieder zurück.

Mißglückte Versuche, eine Stelle zu bekommen wie sonst.

Gespräch bei Veronikas Abholen über Aufklärung; der Alte bewundert ihn als wagenden Helden und vielleicht Märtyrer.

Er muß bei seinem Stellesuchen öfter der Veronika begegnen. Sie sagt ihm einmal, daß der Alte nicht wolle. Seine Gewissenhaftigkeit, da er ihre ganze Liebe sieht. (Sie versteht ihn nicht, er kann sie nicht loswerden.) Er muß sie selbst abhalten, und weint dann deshalb, meinend, er liebe sie nicht, habe sie sich nun Klago zugewandt. Veronika ein liebliches Bild. Sie ist aus dem unbedingten Gehorsam und Verehrung gegen den Vater heraus, kann sich nicht wieder zurückfinden. (Sie fühlt sich als Clausens, erzählt ihm, wie nun daheim alles aus dem Geleise, wie sie den alten Zusammenhang mit dem Vater nicht wieder finden kann. Prächtiges Naturkind.) Größte Unschuld und Vertrauen, dadurch dem Klaus eine desto schwerere Versuchung. Trotz allem Widerstreben geschieht doch

jedesmal ein Stück Umarmung oder dergleichen. Das Mädchen volljährig, hat ein Mütterliches.)

Bei der Hochzeit an der Elbe wird von beiden Paaren die Trauung nach gehalten.

Särge selbst im Entsetzen über seine weisse Leber; seine Nachfrage bei einem Arzt oder besser bei Claus (von dem er gehört, er sei ein Gelehrter): ob er wirklich wohl eine solche habe? und was für Mittel? Er zweifelt aber lieber an dessen Einsicht; er ist ja auch verrufen als Aufklärer.

Ich dacht', er wär' so einer. Särge schämt sich zu sagen, um was er fragen will, und meint, der muß' es wissen pp.

Wegen des Eigensinns und der Rechthaberei denkt er bei Alexander Magnus immer an den Herrn Vater.

Die Liebendwürdigkeit und Naivetät des Selbstbiographen, die Beschlossenheit und die kleinen komischen Züge müssen dem Ganzen das Anziehende geben, die Gewissenhaftigkeit und Innigkeit machen das Nichts, an dem sie sich zeigen, wichtig.

Klaus und der Bajierende müssen sich öfter begegnen, dem Claus überhaupt alle Figuren.

(Detail.) Die Intriguen des Webers auch mehr anschaulich gemacht und zwar dramatisch, wo sie einander gegenüberstehen, von den Bauern umgeben, und der Weber politisch genug ist, immer es ins Werk zu setzen, daß Claus die Bauern vor den Kopf stoßen muß und sie zwingen, erst im Herzen, dann auch äußerlich des Webers zu ihrer Partei zu machen.

Der Bajierende eine liebendwürdige Gestalt; sogar wenn er über Klaus lacht, tut er das so gutmütig, daß Klaus seine ganze Mannheit zusammennehmen muß, den „Jesuiten“ zu hassen.

Die Scene des Widerrufs beim Vater. Der kommt so wie zufällig da wieder auf den Teufel; in ihm ist Peinigerlust. Das Benehmen der Mutter dabei, Ermahnung vorher; die Schwester tritt ihm zurecht auf den Fuß. Die Petronilla selbst ist mit ihrem Vater dabei. Die lieben Gesichter voll Ziehens und Tränen ihm zugewandt, auf der andern Seite seine Überzeugung. (Sehr pathetisch erzählt und doch dabei humoristisch.) Von nun ziehn alle Bauern die Hand von ihm; man sieht, es ist bei allen mehr Rechthaberei und Zorn, daß der, der ihr Schulmeister werden will, ihnen trogen will. Dafür die Speichelleckerei des Webers, der seinen Glauben an den Teufel noch aus Rücksicht übertreibt, (weßhalb der Herr Vater ihn innerlich und äußerlich verachtet, der den Claus achten muß widerwillig.) (Der allem freudig beistimmt, was der Herr Vater von Spezialien über den Teufel beibringt, und damit sich diesen ganz zu erobern glaubt, worin er aber sehr irrt. Auch der Bajierende dabei? Claus' Aufregung lächerlich und rührend zugleich. Der Bajierende flüstert ihm zu, er solle nur aus Politik; der ist ihm nun vollends der Versucher. Große heroisch-pathetisch-komische Scene. Eine Art Inquisitionsgericht; die Bauern schlau und pochend trotz der Kardinalen.)

Diese Szene am Tage nach der Wiederheimführung der Veronika. Die Veronika mit ihrem Vater ist auch dabei. Ihre Freude, die sie ihm zeigt, daß er's nun ermöglichen könne. Auch mehre Garsebacher pp. Bauern, die alles wieder einrichten wollen, wenn er zu Kreuze kriecht. Da sie aber zugleich ein wenig Rache ausüben wollen pp., auch der Weber, dessen Dasein ihn sehr unangenehm berührt; der Wazierende, dem's Klaguß gesteckt.

Aber nun die alte Folge der Kapitel, damit das Neue eingeschaltet werden kann.

(Das erstemal ist die Frau Pastorin gegenwärtig, später spukt sie, und Klaus sieht kommend jedesmal größere Angst dem Pastor an. Der Pastor bittet ihn einmal, er soll nicht wiederkommen.) Die Frau Pastorin außer sich darüber, daß Klaus öffentlich gesagt, sie habe die Unschicklichkeit befohlen, daß er ein Mädchen bei sich habe. Sie will, der Pastor soll ihn nicht mehr sehn; das kann der doch nicht, so will ich's wenigstens nicht; er soll sich nie unterstehn, wieder mit mir reden zu wollen.

I. Kapitel. Der Himmel hängt voll Geigen. Er ist provisorischer Schulmeister. Sein Paradies hat zwar auch seine Schlange. Bei der Gelegenheit hat er Klugum kennen gelernt und lieben; der Scharrenmaier der Dritte im Bund. Herr Pate. Zu dem geht er nun wegen dessen Praktik, was später erzählt wird. (Klaguß einer, nach Klaus' Meinung, dem die Welt nichts anhaben kann, weder ihn schlecht machen, noch ihn in Angst jagen.)

Des Herrn Pastor Warnung. Die Frau Pastorin beurlaubt ihn (die Pastorin glaubt auch, daß die Schwester bis zur Trauung mit bei ihm bleiben werde).

Wegen der Schwester, die seiner warten soll, und der Mutter, die nur heimlich herauschaut pp., der Herr Pate kommt dazu, ignoriert ihn und hat seinen Zorn, daß es nicht die sämtlichen Bauern tun. Der Weber ist bei ihm. Schwester will kommen, so schwer es hält, will's machen. Der Herr Pate mit dem Paten sprechen, nimmt die Schwester vor, sehen sie.

Klaus und Klaguß gehen weiter.

Rückbild. Kindheit pp. (Kindlicher Übermut, mit hypochondrischer Einbildung nach Art seiner Mutter wechselnd.)

Zorn des Herrn Paten, teilweise Wirkung von des Webers Intriguen.

Antritt der Brautfahrt. Personalbeschreibung. Nach der Rossener Straße. Gefährlichkeit des Rechnenlernens. Verderben mit dem Wirt. Man spreche zuweilen mit einem, dem man's nicht ansehe, daß er Jesuit. Der Wagen. Der Fremde. Jesuiten. Magnetismus. Versuchung. (Sie wehren sich gegen Aberglauben mit Gründen, indeß er ihre Phantasie erobert; deshalb stärker Trinken und nun Rausch, zugleich von Bier und den Wundergeschichten.) (NB. Im Rausch fordert ihr Reformationseifer der Wirtsleute Zorn und des Wazierenden Humor heraus. Im Gehen stolz gestikulierend, wirft er etwas herab, daher die Prügelei.) Fremde,

der ihn für den Herrn M. N. gehalten, geht fort. Spricht mit dem Kutscher. Wagen verschwindet. Hochmut und Strafe (?). (Oder fährt ihm nur der Hund in die Beine, man tut, als ob man ihn hauen wolle, und haut ihn; er schlägt auch aus; so wird's zur Prügelei.)

Weitere Folgen des Sündenfalls. Der alte Fritz übergibt sich zum erstenmal, ein Faktum, davon Herr Archenholz nichts weiß. Verfall der Gräfe. Klagus ein Schwärmer. Klaus' Jammer um ihn. Steinhäuser. Daß der Fremde ein Jesuit gewesen. (Klagus ebenso naïv.) (Was war denn nun der Mensch, der sich in uns so viel gewußt mit pp. So halt' ich Klagus immer bewundert.)

Erwachen in einem Wagen. Schredliche Hypothesen. Werden nicht herausgelassen. Draußen ein wahres Jesuitenlachen, so herzlich, daß es einen gewinnt, und doch falsch pp. Freundschaft fester. Schulmeisterentführung.

Ankunft. Werden herausgelassen. Inquisition. Marterkammer. Kopf voll der eisernen Jungfrau. (Gespräch mit einem Holternecht, der sich als ein Mauter ausweist, anfangs mit Schreden geführt, da nicht recht verstanden.) Mißverständnisse in dem Gespräch, Klaus glaubt von nun, der Jesuit wolle ihn zum Proselyten machen. Deshalb acht nehmen.) Wird Tag; sie finden sich auf einem Marktplatz. Was so getreischt, war das Adlerschild; das Arme-Sunderglöcklein das Bergglöckchen. Jeder hat einen Lehnberg erschlagen. Gerüste. Werkzeug. Frage. Der Hausknecht im Weißen Adler ein Eulenspiegel. Personalbeschreibung. Klagus schnidert. Kinderunfug. Polizeilicher Irrtum wegen eines Simia troglodites.

Frau Wirtin im Weißen Adler zu Freiberg. Gewerbe beim Herrn Superintendenten wegen der Veronika, die keine ist. Der Jesuit begegnet mir als fahrender Schulmeister. Freund Klagus nicht der beste Regelspieler. Habe einen Meggersgang gemacht. Vergebliches Bemühen, den Jesuiten zu erforschen; er leugnet alles Wissen von der nachlässigen Geschichte ab. Muß ihm widerwillig in meinem Innern abbitten und lieb gewinnen. Und war immer ein Streit in mir, da ich ihn als einen Jesuiten hassen wollte und doch nicht konnte.) Der Varietende läßt sich nicht nötigen und besteht von mir eine deibe Reprimande. Entschuldigt sich mit vornehmer Lebensart, worauf ich ihm diene, aber ihn tröste.

Der Frau Wirtin Nahe geben von mir mißverstanden. Auftrag an den Hausknecht von wegen der Juste. Klopse auf den Strauch. Able Aussicht. Abreise von Freiberg. Kollegenstraße (?).

Aufklärung. Ungebetene Einsprache und erobeter Frühlasser. Klagus rehabilitiert sich als Praktikus.

Hitze des Mittags, Abenteuer mit der Schulmeister-Wirtin.

Verirrung. Kirchendiebstahl. Weltverbesserungsanlauf. Pfandung. Personalbeschreibung des Herrn Kantors von Rurthardiswalde. Der Kantor halt Klagum für einen Schneider pp.) Nichts verständlich-unverständliche Redeweise. Wir werden mittelst eines Schullehreraments rekonnostriert.

Schulhaus in Rurthardiswalde. Ich mache dem Herrn Kantor über den uns

vorgesetzten Schweineshinken ein scherzhaftes Kompliment. Herrn Kantors bedenkliche Bewunderung. Töchterschau. Die wahre Veronika. Personalbeschreibung. Lerne begreifen, wie die Vorsehung sich auch der Hausknechte bediene.

Die Veronika spielt eine Fughetta, Re major, von Telemann und besteht ein glänzendes Examen. Sie niest, ich sage Salus! Ferneres lateinisches Gespräch. Werden handelskeinig. Herr Kantor gibt uns seinen Segen und eine Wurst mit auf die Reise. Abschied. Der Herr Kantor wirft mir seine Zipfelmütze an den Kopf. (Finde meine Schwester bei mir im Haus.)

Betrachtungen über sichtbare Himmelsrichtungen. Kommen in Taubenheim an. Finden den Bajierenden und Meister Huster aus Meissen. Singen Homilius'sche Notetten. Die Bauern tanzen darein. Denkwürdig Gespräch mit dem Bajierenden. Weiterreise. Trennen uns von Klago. Unterhaltend und nützlich Gespräch über mathematische Geographie. Ankunft in Garsebach. Finden die Schwester nicht vor, müssen einsteigen, weil die den Haus Schlüssel. (Auch dies wird zum Klagepunkt.)

(Herrn Kantors Vorbeikommen; will, weil Claus' Schwester nicht da, Veronika's Schwester schiden.) Veronika kocht Kaffee; ich begleite sie auf dem Jagott? Muß mich ärgern, 1. über den F. Kluge, 2. über den schlechten Schulbesuch. 1. Zur Schwester um den Haus Schlüssel. Sie hat mir viel zu sagen, was unterdes vorgefallen, wird unterbrochen.

Claus und Klagus Repräsentanten zweier Arten, die Dinge zu sehn, also Weltanschauungen und zwar Extreme.

Claus die naive, hausbackene, die enge Weltansicht, die der humoristischen schroff gegenübersteht, die den Humor nicht versteht, die das Heilige und ihnen Heilige durch einen Spas gefährdet glauben, die hahnebüchene Einfalt, die alles mit Andacht treiben, mit heiligem Eifer, denen der Zweifel Verbrechen.

Klagus, der Humorist, der den Naiven übersieht, aber aus Liebe zu ihm und Achtung vor ihm das mittreibt, dessen schwache Seite er recht gut einsieht. Solche Humoristen lieben solche Naive wie Kinder mit einer Liebe, die aus Herablassung und Hinausschn zusammengekehrt ist. Die Naiven dagegen die Humoristen wie Mädchen, die ihre Liebhaber heiraten, um sie zu bessern.

Klaus versteht oft Klagus' Humor nicht, gerät ob dem, was er für Spott oder Leichtfertigkeit dem Heiligen, Wahren, Rechten, Guten gegenüber sieht, in moralische Entrüstung, straft sich aber, weil das von dem Humoristen doch nur Plauderei ist und er selber, der Humorist, wie er ja weiß, vom besten Kern. (Ein Schwadronneur.) Klagus ist ihm ein Weltmensch, dem er das Zu-Weltliche, die Klugheit, das Praktische, das ihm doch imponiert, als einen Übermut anrechnet, für Mutwillen, und weiß, daß jener, wenn's darauf ankommt, sich doch als ein braver Kerl beweisen wird. Was das Praktische, das Weltleben betrifft, schämt er sich seiner Naivetäten halber und unpraktischen Streiche.

Klaus ist überaus diffizil, strupulös, gewissenhaft, hypochondrisch, nimmt

sich alles übel und hat fortwährend Gewissensbisse um Dinge, die er sich einbildet, Hochmut pp., während auch da eine gewisse Eitelkeit und selbstzufriedene Beschlossenheit in ihm ist. Er nimmt Ungelegenheiten immer als verdiente Strafe an und ist beständig an seiner Besserung tätig. Aberall eng, nur nicht an Humanität. Voll Liebe und Ernst.

Klagus ist praktisch, kann sich leicht in fremde Zustände versetzen, was Klaus gar nicht. Er kennt und sieht die schwache Seite ihrer fanatischen Aufklärerei, ihrer Toleranz bis zur Intoleranz, den Aberglauben ihrer Aufklärung recht gut, aber es ist ihm eine Lust, mitzumachen, weil der heilige bornierte Ernst so etwas Unerwartliches und Achtungswürdiges. Wie ihn Klaus für seine humoristischen ((sein Schwadronieren!)) Sünden, nimmt er den Klaus für seine Sünden gegen die Weltklugheit vor. Beide fürchten sich voreinander im Bewusstsein eines betreffenden Fehlers. Beide nehmen die Strafe als eine verdiente. Es ist eine wahre echte Freundschaft zwischen ihnen, die beide betreiben mit der Lat. Klagus ist alles an seinem Klaus verkehrswert, sogar der Mangel an Lebensklugheit. Klaus bewundert Klagus' Wig, wenn er ihn auch dafür hernimmt, beides aber heimlich, wie der Vater oft gegen das Kind tun muß.

Der Wajierende ist auch bei dem verunglückten Widerruf, Kirchweih oder Weinlese. Wie er in Sarfobach im größten Elende ist, geschieht das. Auch Weronika ist dabei, . . .

Eine historische Novelle spielt hinein, in die fast die sämtlichen Figuren der Klausgeschichte verwickelt werden. Schiffzieher. Auf den historischen Stimmungen der alten Friggeit malt sich das Ganze.

Ist der Biograph bereits über die Naivitäten seiner Jugend hinaus und hat selbst seinen Spas daran?

Ja's ein Tagebuch, eingeleitet von einer Kindheitsgeschichte?

Kindheit. Demut und Aberglaube. Aber schon beginnt die Reaktion, wie er als Schulmeister lernt und Klagum kennen lernt. Er wird ein Aufklärer, ein Fanatiker der Aufklärung, Fanatiker gegen Fanatismus; Gegner der Phantasterei bis zur Phantasterei: Aber im Anfang steht er noch halb in der Gewalt des, von dem er sich losreißen will; solche Anfälle haben allemal einen neuen heftigern Anlauf zum Lichte nach sich. Dabei ist er eine ehrliche rechtliche Haut mit allerlei liebenswürdigen Naivitäten. Ein pedantischer Selbstbeobachter.

Der Fabrikarbeiter hat häufig vor den Verbesserungen der Maschinen — und wenn diese gleich ihm allein von Nutzen wäre — als etwas Dämonischem, als einer ziellos entfesselten Kraft, dieselbe Furcht wie der Bauer vor dem Lernen.

Die Hauptanschauung.

Zwei Aufklärer, die doch selber immer, trotz aller Anstrengung, in die bestärksten Aberglauben zurückfallen, im Zorne gegen alles Phantastische selber

phantastisch werden, in ihrem Hasse gegen allen Fanatismus selbst fanatisch, und endlich begreifen, sie bekriegen etwas Unbesiegliches. Damit die Geschichte, die übrigens auf einem bestimmten geschichtlichen Boden — vielleicht etwas nach dem Lager des alten Fritz bei Meissen — gepflanzt und natürlich daraus erwachsen muß, mit der Idee nicht streite, so wird jene Idee der Bewegener der Begebenheiten; das heißt, Klaus kommt in alle die pathetischen Situationen (darunter sehr drastische, wozu die Getheiltheit der Sachsen in Anhänger des Fritz und seiner Freigeisterei pp. und in desto bigottere Patrioten den Anlaß gibt; Kriegsszenen dazu.) durch seinen reformatorischen Eifer. Der ist's, der ihn mit der ganzen Welt um ihn zerwirft. Der große Kapenjammer jedesmal nach einem Mißfall in den Aberglauben, ja in die Poesie; Klaus wagt sein Lebensglück, sozusagen sein Gewissen an die ihn bewegende Idee, kein Unglück kann ihn besiegen, aber seine eigene Natur tut dies; der humoristische Gutsherr läßt mehrere Lichte anstecken in der Schenke (ein mystisches Geräte — er kocht seinen Tee in einer Maschine, was ihnen fremd, das Singen und Wallen pp. Spiritus), weiß in seiner Erzählung, Mimet pp. so auf ihre Phantasie zu wirken, daß sie, während sie mit dem Verstande verzweifelt widerstehn, ja siegend, an ihrer Phantasie gefangen werden, und da sie mehr trinken aus Eifer und Kraftbedürfnis, in einen Doppeltrank verfallen, in welchem sich Klaus noch ziemlich hält, Klaus aber solche Phantastereien macht, daß Klaus über die Hinfälligkeit der Heldstärke außer sich gerät.

Der Gedanke solcher Aufklärerreise war immer ihr liebstes Lustschloß gewesen, nun gibt die Brautreise eine Gelegenheit, sie auszuführen.

Der alte Klaus hält den Vorsteher, der ihn zum Rosenmalen gebracht, für seinen Todfeind, legt ihm alles darauf aus.

Das Wartotsche Attentat spielt mit. Eben die somnambule Eva ist der Gegenstand des Phantasie erregenden Gesprächs in der Schenke. Das bringt ihnen die Jesuiten so nah, daß sie selber dann in der Gewalt der Jesuiten sich zu befinden glauben, in ähnlicher Verfolgung wie damals Friedrichs. (Der Wazierende ist ihm ein Jesuit, bis er dessen Schulmeister wird.)

Das Ganze muß Spannung haben.

Dem Hausknechte, der ihm dumm erscheint, da der ihn doch übersteht und zum besten hat, möchte er gern etwas Verstand beibringen, gibt ihm Klugheitslehren und zeigt in seiner Darstellung fast Mitleid.

Der Inhalt: Wie Klaus mit ganzer Seele und Begeisterung der Prosa, dem Verstande sich hingibt, ein Mitarbeiter am großen Werke der Aufklärung, aber beständig der sich rächenden Phantasie unterliegt; sich mehr fürchtet als die, denen er den Aberglauben vertreiben will, deshalb nur mehr erpicht auf das große Werk. So den Verstand zum Fanatismus steigend, rennt er in seinen Begebenheiten überall damit an, bewundernswürdig und lächerlich, groß und Erbarmen erregend zu gleicher Zeit; sein ganzes Unglück stammt aus seinem ge-

wissenschaften Ergreifen und Festhalten des reformatorischen Eifers; er kann's in Glück wandeln, wenn er diesen läßt, nur die Existenz des Teufels anerkennt — wozu sogar schon diplomatisch eine nicht zu sehr compromittierende Form gefunden war — aber der Zorn seines ehelichen Gemüthes über solch Alfordieren pp. schlägt durch und macht alles zunichte. Mit mehreren Kameraden hat er begeistert einen Bund geschlossen; der Schwartenmaier wird um eine Stelle abtrünnig; Klagus bleibt fest, aber es bildet sich ein Schisma zwischen ihm und Klaus, nach Art der Reformatoren entzweien sie sich über eine Kleinigkeit in ihrem Glaubensbekenntnis (mit tiefstem innern Schmerz); aber ihre Freundschaft hält fest; sie wirken füreinander (Klagus für Klaus), und dieser behält seinen Freundschaftsmut, trotz des Scheines (wie's schon ist) und der Differenz; jeder hofft ja, den andern noch zu überzeugen, und lächerlich ist's und groß zugleich, wie dies ihnen mehr fast am Herzen liegt als ihr außer Schicksal. Vielleicht auch preussische Soldaten, ein Lagerfeuer, Krakeel über ein Amulett, wo sie vielleicht sogar in die Nähe des großen Fritz kommen, dessen Nachfolger Klagus nur zu sehr ist — im Zurücktreiben der Aufklärung bis zu Voltaires Ansichten fast, und in Gefahr, das Positive, Religion pp. gar einzubüßen, während Klaus einmal dem alten Fritz ins Herz donnern möchte, wofür er in eine lächerliche Situation zu diesem kommt, da der ihn mit seinen großen Augen annagelt und Klaus im Gefühl seiner Kleinheit verstummt. Die Stimmung der Preußen und der Patriotenpartei. Der Gutsherr, der im Anfang ihn für einen ordinären Marren nimmt, der Aufsehen machen möchte, überzeugt sich immer mehr von der naiven Größe, die dahintersteckt, nimmt sich zuletzt seiner, der ihn für einen Jesuiten und seinen Hauptfeind hält und ihn mannhaft bekämpft, mit großem Nachdruck an und bringt ihn zu Ehren. Die zwei Hauptpersonen, wo er das Amulett zerstört mit eigener Gefahr, und die, wo er den Teufel erst anerkennen will um der Seinen willen und doch nicht kann und nur rüchichtslos wird. Eine Stiefmutter und eine Stiefschwester, die eine eine naive Selbstsuchtige, die, was sie als seine Pflicht von ihm erwartet, nicht an dem bemißt, was sie für ihn getan — denn sie war nicht mütterlich —, sondern nach seiner Pictät, die er ihr trotzdem gezeigt, und an dem abstrakten „Mutter“. Das Ganze muß sehr spannend sein, aber nicht hastig. Die Treue, mit der die vom Swartenmaier umworbene Veronika an ihm hängt, die sein Aufklärerwesen nicht begreift, aber doch, weil es sein, trotz Widerspruch ihres Verstandes heilig hält. Immer müssen sich die Gegensätze durchdringen, Groß, Klein, Vernünftig, Albern, Erhaben, Lächerlich pp.

(Seines Schwähers Kopfschütteln, aber doch Bewunderung, deren er sich nicht erwehren kann.)

Die Geschichte muß einen doppelten Stamm haben, beide Stämme womöglich kontrastiert. In beiden gehen die Motive aus der Historie hervor und beide kreuzen sich; womöglich dieselben Motive, aber nach verschiedenem Bildungsstande modifiziert. So treten die verschiedensten Stände und Bildungssphären in

dem Romane auf. Vielleicht erzählt die Klausgeschichte wenigstens zum Teil er selbst, oder der Autor sagt doch immer: „Klaus war fest überzeugt“ oder „Klaus behauptete oft in späteren Jahren“. Der Geist jener Zeit muß möglichst treu dargestellt werden. Hauptsächlich der große Spalt zwischen Alt und Neu.

Komisch die große Wichtigkeit, mit der sie ihre Bemühungen ansehen. Besonders in einem Hauptmoment, wo Klagus rasch vorwärts will und Klaus allerlei Bedenlichkeiten hat wegen der möglichen Folgen. Nicht für ihn, sondern für das Volk, wo sich eine rührende Menschenliebe und Schullehrer-Pflichtgefühl ausspricht. Dieses große schöne Element ist nun immer kontrastiert durch kleine Schrullen. (Das Rührendste in einer trockenen Sprache.) Besonders blickt immer der Schullehrer hindurch mit seiner halben Bildung, die in mancher Hinsicht schlimmer als gar keine, da in ihr der sichere Instinkt der ganz ungeschulten Natur verlassen und die Sicherheit der ganzen Bildung noch nicht erreicht ist.

Die Frühstückserzwingung erhält Klaus zwischen Schwindel der Bewunderung und Gewissensbissen.

Vor dem Konzil beim Bettor, wo er einlenken soll, seine ungeheure Spannung und Gemütskämpfe, wie sie nur irgend Dr. Luther vor dem Reichstag zu Worms erlebt; das Zureden der Seinen, auch Veronikas.

Widerspruch von Aufgabe und Naturell.

Klaus selbst macht immer auf den Unterschied der Zeiten und Zeitsitten aufmerksam, ist aber keineswegs mit den heutigen zufrieden, gegen die er manche treffende Satire bringt (z. B. gegen heutige Kindererziehung), in seiner derben Weise, auch auf den Unterschied seiner damaligen und jetzigen Denkart pp., wie er in der Jugend ein Fortschrittsmann, so ist er nun konservativ. Überhaupt darf er durchaus nicht ohne Geist sein. Jetzt versteht er Elajus' Humor und halbgemachten Enthusiasmus, dessen Übersetzen und doch in Liebe Nachgeben — Brutus und Cassius —, was er damals nicht verstand. Elajus feuert ihn an bei Gelegenheit eines allgemeinen Aberglaubens — Sonnenfinsternis; welche doch auf die Helden selbst Eindruck macht. Orakel, ob sie sollen — ist ja auch Aberglauben. Gedicht voll Begeisterung — das ist aber am Ende auch Aberglauben! Nun Fanatismus der Aufklärerei, Despotismus der Toleranz; die hypochondrische Natur Klaus' modifiziert alles ihr Heldentum. Nun muß aber alles streng realistisch werden. — Das aufklärerische Agens ergreift hier zwei Genrefiguren und regt das Stilleben zum Kampfe auf.

Vielleicht noch ein Gegenstück in einer Liebesgeschichte eines Adligen mit einer Bürgerlichen. Wird Klaus hier Helfer und steht zwischen seinem Worte und seinem Gewissen auch hier?

Dazu etwas über Mesmer, Schröpfer pp., dann Schriften über die Natur des Teufels, in denen der Bettor sehr belesen, — der in der Lat *advocatus diaboli* ist.

Die Geschichte von dem Leiche, wo die hingebannten Geister mit blechern Karten spielen.

Unter dem Einflusse der erregten Phantasie, Nacht, Gewissen (wegen Rirschen) pp., sind sie allemal in abergläubischer Angst, bei hellem Tage sind sie Helden.

Wenn er selber erzählt, darf die Geschichte nicht zu lang werden, mehr zusammengezogen.

Jugend. Zum Erbretter. Schulmeister. Freundschaft mit Klago (ein anderer latinisierter Name). Garfembach. Weber. Reise. Veronika. Brotlos. Rusfiter. Hochzeit in PP. Konjilium . . . [ein Wort unleserlich] Anweisung. Probe.

[Hn.]

Diese Entwürfe sind zu umfangreich, als dass sie hier abgedruckt werden könnten. Sie bieten auch nichts wesentlich Neues. Ihre Bedeutung liegt in der psychologischen Durcharbeitung der Charaktere, in den Versuchen, die komischen Situationen aus den Charakteren zu motivieren. Genaueres über den Inhalt dieser Entwürfe ist in der Einleitung mitgeteilt worden.

[Ha.]

Weil ich wieder etwas machen muß, was, und zwar möglichst bald, Geld einbringt, so habe ich mich für einen alten Stoff entschieden, für den Claus. — Er gehört der Sphäre des Humors an und zwar, wenn ich ihn seine Geschichte selbst erzählen lasse, der Sphäre des objektiven Humors. —

Es gibt eine Art objektiven Humors, wenn ein Mensch über seinen eigenen Charakter im Irrthume ist und etwa als Held seiner eigenen Erzählung in seiner Meinung von sich mit der, welche der Leser oder Hörer aus des Erzählers oder Helden wirklichem Handeln abstrahiert, in durchgeführtem Widerspruch steht. Eine andere Art, die sich dem subjektiven Humor annähert, ist die Art und Weise, in der Woz seinen Mr. Piskwit behandelt; hier liegt der Reiz darin, daß der Autor selbst, der in der Täuschung des Helden über diesen befangen scheint, dem unbefangenen Urtheile des Lesers gegenüber komisch wird. Es gehört dies in die Kategorie des Sich-selbst-jum-Bestem-Habens, des subjektiven Humors, der absichtlichen, wenn auch nicht ausdrücklich eingerstandenen Selbstironie. Und zwar über einen nur affektirten Fehler.

Beim Claus könnte man beide Wege einschlagen; vielleicht auch mit beiden wechseln. Das poetischste Komische, wie wir es bei Shakespeare unvergleichlich schon finden, liegt in dem Selbstgeföhle, der Selbstzufriedenheit, ja Selbstbewunderung, der gutmüthigen harmlosen Beschränktheit, die sich auch wohl auf Gegenstände der Neigung, und hier zuweilen mit einer Art Mitleid gemischt, erstreckt — Scheal, Enle; Holzapfel, Schlehwein; Lancelot und Water Gobbo. Es wäre dann, als schriebe oder erzählte (eine Art bewußter gemüthlicher Parodie)

Holzapfel die Abenteuer Schweins (, der ein dritter närrischer Kerl die Geschichte beider, so daß wir Schwein durch das Medium des Autors und Holzapfels sähen (erstes eine Art bewußte gemüthliche Parodie, das andere eine unbewußte dergl.), die beide in manchem nicht konformer Meinung über ihn, nur in der Hauptsache, daß er brav pp.); das wäre eine gedoppelte Komik. Es ließe sich denken, daß man zwischen beiden Figuren wechselte — zwischen Erzählung des Autors und Tagebuchfragmenten des Klaus selber. Der Bund, welchen Klaus, Cassius pp. schließen, wäre an sich komisch; daß der Autor, der nichts von den komischen Momenten des Vorganges und der Figuren verschwiege, die Sache eben so groß und enthusiastisch ansähe und austönte, machte den Kontrast noch komisch-schneidender, und das Wohlwollen, die Neigung des Autors zu seinem Helden brächte ein gemüthlich Element dazu. Das Aufmerksammachen auf die Naivetät, Anspruchlosigkeit der großen Seele in dem Augenblick, da sie die Bewunderung der Welt verdient pp. Freilich absichtlicher wäre diese Art, aber für viele Leser würde erst dadurch das Verständnis ermöglicht.

IV.

Dämon Geld.

(S. 273—286.)

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Reinschrift. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 2). Längliches Querquartformat. 14 Seiten gelblichen Papiers, von denen nur die ersten sechs beschrieben sind. Titelblatt fehlt. Die Blätter sind in der Mitte gebrochen, nur die linken Spalten sind beschrieben, die rechten tragen an wenigen Stellen Einschübe. Am Rande findet sich eine gleichmässige Numerierung, die mit einer Notiz in der rechten oberen Ecke der ersten Seite zusammenhängt: 18 Zeilen à 1 Rth. Kölnische Zeitung. Feuilleton. Ausserdem finden sich genaue Daten am Rande, die sich wohl auf das Jahr 1854 beziehen, und zwar steht bei S. 279 Z. 30 die Datierung: 4. 7. Worm.; bei S. 281 Z. 1: 5. 7. Worm.; bei S. 283 Z. 7: 6. 7. Worm.; bei S. 285 Z. 8: 7. 7. Worm.

h: Von Ludwig selbst geschrieben. Konzept zum Anfange von *H*. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 2). Längliches Querquartformat. Ein Blatt gelblichen Papiers, in der Mitte gebrochen, nur die linken Spalten beschrieben; die rechte Spalte der Vorderseite trägt Einschübe, Notizen und ein Briefkonzept. Das Blatt ist charakteristisch für das Verhältniß von Konzept und Reinschrift bei Ludwig. Ich glaubte daher nicht darauf verzichten zu

dürfen. Um den Lesartenapparat nicht unübersichtlich zu gestalten, wurde ein Abdruck des Ganzen vorgezogen:

„Aber, Bas' Annemarg'th, du hättest lieber deinen grünen Rod sollen anziehen. Und ich hätt' auch lieber mein rot Kleid mit den Blumen angehabt. Das schwarze da hab' ich gar nicht gern.“

„Glaub's wohl, Liede. Ich hätt' dir auch lieber das rote angezogen, aber —“

„Ja, es schickt sich wohl nicht?“

Die Base nickte, und das Gesicht, in das sie sah, nickte auch. Es war ein braves ehrliches Gesicht, in das sie sah, etwas nüchtern, nicht eben schön, aber auch nicht häßlich.

Ein Frühlingssonnenstrahl, der zu dem kleinen Fenster hereinsiel, streifte die Spigen von zwei kleinen Fingern, ragte dann wie ein goldner Ballen oder ein langes Gefäß von durchsichtigem Golde, in welchem unzählige vergoldete Mehlstaubatome sich tanzend dreheten, durch das dunkle Zimmer und verschwand in einem Haufen von Kränzen, Straußen und einzelnen Blumen und Blättern auf der Diele nahe der Thür.

„Was schickt sich denn eigentlich, Bas' Annemarg'th?“

„Was recht ist.“

„Und was ist denn recht?“

Die Base sah in ein Gesicht, das aussah wie das Gesicht eines ehrlichen Menschen, der im Augenblicke nicht weiß, was er sagen soll, zugleich wie eines Menschen, der eben an ganz andere Dinge zu denken hat, als die unnützen Fragen eines Kindes zu beantworten. Aber von Ungeduld war keine Spur in dem Gesicht, auch keine Stelle darin, wo sie hingepaßt hätte. Dies Gesicht schien keiner Aufwallung, wie sie auch heißen mochte, zugänglich, aber es zeigte ebensowenig von jenem Phlegma, das die Dinge gehen läßt, wie sie wollen. Es war ein zusammengekrampfes Gesicht, in dem kein Knopf unzugeworfen, kein Band ungebunden flatterte, tringelehrt, ohne ein Stäubchen auf oder unter den Wimpern.

Nun öffnete sich die Thür im braunen Gefäß der Fensterwand gegenüber.

„Und auch den Kranz von weißen Rosen bekommt der Papa?“ fragte das Kind. Die alte Christel nickte, und ihr saltigtes Gesicht lachte, soweit sich solch Gebaren mit den Umständen vertrug. Zudem sie die Thür leise schloß und einen neuen Kranz zu den alten legte, sagte sie: „Das kleine Liede! Das kann einen ostentlich dauern, es hat noch nicht für'n Pfennig Verstand davon.“

„Aber der Papa kann keine Blumen leiden“, fuhr das Kind fort. „Er wird böse werden; paßt nur auf!“

Die Christel ging leise wieder hinaus, und die Base nickte die Antwort auf der Christel Rede nicht dieser, sondern dem Gesicht zu, in das sie sah. Das Gesicht war derselben Meinung; es nickte der Base zu.

Das Kind fand eine Erklärung, bei der es sich beruhigte. „Ja, es wird sich eben schicken“, sagte es, und sein Nicken war ein Abbild von dem Nicken der Base. Dieser gehörte auch der eben gefundene Erklärungsgrund. Er war der letzte Spruch der Base in allen Fällen des Lebens, und von ihm gab es keine weitere Berufung mehr. Dennoch fragte das Kind nach einer Weile: „Aber warum schickt sich's denn so?“

Die Base setzte sich und dem Gesichte vor ihr eine hohe, mit schwarzem Flor verzierte, silbergraue Bänderhaube auf; indem sie die Bindebänder in zierlicher Schleife unter ihrem Kinn und dem Kinn des Gesichtes vor ihr zusammenband, entgegnete sie: „Ei, wenn jemand fragen dürfte warum, oder wenn jemand sagen könnte warum, da handelte sich's eben nicht um's Schicken. Nun unsre Eltern taten so, weil sie's von ihren Eltern sahn, und die hatten's ihren Eltern nachgetan und die wieder ihren, und so tun wir auch, und so werden unsre Kindeskinder tun bis zum jüngsten Tage; denn es schickt sich einmal so.“ [Am Rande steht: Die Sitte eben als Gewordenes, notwendig wie Baum und Strauch Gewachsenes dargestellt. Darüber: Ich weiß nicht, ob, was die Base Annemarg'th sagte, dem Leser genügen wird, und es ist die Frage pp. Aber dem kleinen Mädchen genügte es vollkommen.]

So sagte die Base, und in ihrem Gesichte war zu lesen, daß sie keinen Einwand gelten ließe, wer ihn auch versuchen möchte, und durchaus nicht zugeben würde, daß irgendeiner dieser Väter der erste gewesen sein müßte, der so getan, und daß also irgendeiner einmal einen andern Grund gehabt, so zu tun, als den: „Denn es schickt sich so“. Und da nun ihr Anzug beendet und sie wußte, daß ihre Gegenwart andern Orten notwendiger war als der alten Stube, und ihr Wichtigeres oblag, als mit einem Kinde zu plaudern, sah sie noch einmal prüfend auf das Gesicht vor ihr, dann an ihrer eignen stattlichen Gestalt hinab.

Dann zupfte sie die violettgraue breite Schürze über dem schwarzen Rocke zurecht, und nachdem sie das Kind bedeutet, sich ruhig in der Stube zu verhalten, bis es abgeholt würde, ging sie an den Kränzen vorbei hinaus und ließ das Kind allein, ohne andere Gesellschaft als die von vier hölzernen Stühlen, die so schwarz vor Alter ausgesehen haben würden als das Getäfel der Wände, wären sie nicht leise mit Mehlstaub gepudert gewesen. Das Gesicht, in welches die Base gesehen hatte, tat wie die Base; als sie sich von ihm abwandte und ihm ein silbergraues Haubenfleckchen zeigte, tat das Gesicht ebenso, und bald verschwanden zwei stattliche schwarze Rückseiten, nachdem sie sich in entgegengesetzter Richtung immer weiter voneinander entfernten, an zwei goldenen Balken und zwei Haufen von bunten Blumen vorbei durch zwei Türen in zwei dunkle Gänge.

Durch die Türe, welche die Base hinter sich schloß, war ein Geruch von brauner Butter, warmem Kuchen, mancherlei Braten, Essig, Gewürzen,

Wein, Lorbeerblättern und ich weiß nicht wovon noch, in dünne Wölkchen von Mehlstaub gewickelt, hereingebungen und hielt nun eine festliche Hochzeit mit dem Dufte der vielen Rosmarinstengel, Nelken, Muskatblättchensträußern, weißen Rosen, und was sonst noch von Blättern und Blumen ledig oder in Kränze vereint auf der Diele lag. Die feinen . . . [bricht ab].

2. Drucke.

K: Der Kunstwart. Halbmonatsschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste. Herausgeber: Ferdinand Avenarius. Zwölfter Jahrgang, erste Hälfte. Oktober 1898 bis April 1899. München, Georg D. W. Callwey, S. 53 – 62. [Mitgeteilt von Adolf Stern.]

B: Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig, Max Hesses Verlag [1900]. Band III. S. 279 – 289.

In beiden Drucken ist das Werk unter der Kapitelüberschrift: *Es hat noch seinen Begriff* veröffentlicht worden.

3. Lesarten.

Dem Druck zugrundegelegt ist *H*, von dem nur in orthographischen Dingen abgewichen wurde. Die Drucke konnten unberücksichtigt bleiben. Der Titel ist der des Entwurfes *He* als der der spätesten Niederschrift.

275,13 – 24 nachträglich eingeschoben *H* 19 welcher] welchem *H* 24 *Ich*] dahinter trotz des Einschubs versehentlich stehengeblieben Die Wase nicht und das Gesicht, in das sie sah, nicht wie sie *H* 276,20 Ungebuld] dahinter gestrichen und nicht nur jetzt in diesem Augenblicke *H* 30 sagte sie] dahinter gestrichen und da gilt kein Wie und kein Warum *H* 277,20 zu knüpfen erlaube] fehlt *H*. Schon bei *K* und *B* in gleicher Weise ergänzt. 278,15 Mädchen] dahinter gestrichen (schöne Mädchen *H* 15, 16 erzählte, die Wären] zuerst erzählen wollte und von Wären *H* 279,7 dafür] dahinter gestrichen war *H* 22 ängstliche Verlegenheit] zuerst Angst *H* 31 (schick) dahinter gestrichen mit neuem Absatz Wir versagen andern keine Rücksicht lieber, (am Rande dafür gestrichen Wir rügen nichts strenger an andern,) als die uns selbst nicht erwiesen wird. „Ei, du gartlig Kind“, sagte Ziekle zu seiner Puppe. „Auf den Blumen liegen, das schick sich nicht.“ Der Blumenduft hatte eine große Hummel zum Fenster hereingeführt; sie war brummend an dem Mädchen vorbei und durch die goldene Röhre nach dem Blumenhaufen hingetaumelt; das Kind hatte denselben Zug empfunden und saß auf der Diele neben den Kränzen. Sie erleichterte ihr Gewissen, indem sie der Puppe sagte, wovon sie wusste, die Wase hätte ein Recht gehabt, es ihr selbst zu sagen. [Absatz.] Gelöst war dem Kinde das Rätsel noch nicht, was sich schick; statt der Lösung kam noch ein anderes Rätsel *H* 280,7 (schluss) zuerst drang *H* 282,28 sich] dahinter gestrichen so *H* 33 führte . . . eine . . . Gebärde aus] zuerst machte . . . eine

... Bewegung *H* 283,33 gekommen ist] zuerst kommt *H* 284,3 die] dahinter gestrichen geübte *H* 3, 4 hatte genug Erfahrung, ihm zu sagen] zuerst sagte ihm *H* 27 standen sie] zuerst stand die Kleine mit der Vase *H* 285,3 es wußte, sie meinten] zuerst als sie meinten *H* 7 gestellt] dahinter gestrichen Die Vase hatte zwei Zitronen und zwei Rosmarinzweige in den Händen; die kleinere Zitrone und den kleineren Rosmarinzweig gab sie dem Kinde zu tragen. Draußen hatten zwei Reihen schwarzer Männer unterdes den Kasten aufgehoben, aber jetzt lag ein großes schwarzes Tuch darüber her, mit einem weißen Kreuze und hundert weißen Sternen gestickt. [Absatz.] „Komm, Lieble, und sei recht ernsthaft und sieh dich nicht um; immer nur auf die Zitrone und auf den Rosmarinzweig in deiner Hand mußt du sehen.“ [Absatz.] So sagte die Vase, nahm das Kind bei seiner Linken und folgte dem Sarge, der sich schon langsam in Bewegung gesetzt *H*.

4. Entwürfe.

Ha: Heft in Quart, ohne Umschlag, graublaues Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 1. Heft a). Die ersten beiden Blätter unpaginiert. Vom dritten Blatt an sind die ungeraden Seitenzahlen von 1 an bis S. 45 notiert, von da ab beiderseitig bis S. 67, von da ab bis S. 96 wieder unpaginiert. Bei S. 53 ist gelbliches Papier etwas grösseren Formats angeheftet, das bis S. 84 geht. Das Titelblatt trägt die Aufschrift: *Altweibergeschichte. N. 1. Ostergabe für 1852: Eine Kleinstadtgeschichte. zu: Busch . . . Darunter folgen einige Betrachtungen.*

Das Heft bietet auf 96 eng- und durcheinandergeschriebenen Seiten zahllose Pläne, die bald wieder verworfen werden; auch lange Überlegungen, ob das Ganze nicht in ein Drama verwandelt werden könnte.

Hb: Heft in länglichem Querquartformat, gelbliches Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 1. Heft b). 26 Seiten, von denen immer das zweite Blatt normales Quartformat hat. Die Quartseiten bieten die Ausarbeitung, die länglichen sind zu Einschreibungen eingehftet. S. 21–26 unbeschrieben. Auf dem Titelblatt die Aufschrift: *Eine Kleinstadtgeschichte. Darüber Verweisungen auf Ha.*

Hc: Heft in länglichem Querquartformat, gelbliches Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 1. Heft c). 32 Seiten; letzte Seite unbeschrieben. Auf dem Titelblatt die Aufschrift: *Dämon Geld. Eine Altweibergeschichte. Neue Skizze. Darunter Verweisungen auf Ha und Erwägungen.*

Hd: Heft in Hochquart, weissliches Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I 17 a). Enthält neben anderen Novellenplänen auf S. 4, 6–16 Notizen zu „Dämon Geld“.

Dazu gesellen sich einige Notizen in den „Romanstudien“.

Aus Raummangel ist es nicht möglich, diese sehr umfangreichen Entwürfe hier mitzuteilen. Wir hegen jedoch die Hoffnung, grössere Stücke daraus in einem späteren Band abdrucken zu können.

V.

Falsch und treu.

(S. 287—303).

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Reinschrift. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 3). Längliches Querquartformat. 28 Seiten gelblichen Papiers, von denen das erste Blatt als Titelblatt dient; dann folgen zehn paginierte beschriebene Seiten, deren letzte jedoch nur zwei Zeilen trägt. Das Übrige ist unbenutzt geblieben. Zwischen dem 3. und 4. Blatte ist mit der Schere offenbar von Ludwig selbst ein Blatt herausgeschnitten worden. Die Blätter sind in der Mitte gebrochen, nur die linken Spalten sind beschrieben, die rechten zeigen an ganz wenigen Stellen Einschübe. Das Titelblatt trägt ausser der Aufschrift: *Falsch und treu. / Eine Novelle*, weiter unten noch die Notiz: *Dresden, an Rampische Gasse No. 35 b im Gartenhause. September 1854.*

2. Drucke.

Bisher ungedruckt.

3. Lesarten.Zugrundegelegt ist *H*.

200,4 Bruder] zuerst Bettern *H* 24 [rien] sei *H* 201,27 Alling] Allingen *H*
 Der Ort heisst Alling 202,18 Münchenern] München *H* 203,15 Alling]
 Allingen *H* 32 war] dahinter sich *H* 207,26 hinderte nicht, [er] zuerst
 mühte man sich *H* 208,8 allen Wundern] zuerst allem Wunder *H* 300,6
 heisse] zuerst sei *H* 301,34 ihrem] seinem *H* 1

4. Entwürfe.

Ha: Hef in Quart. Der Engel. Bernauerpläne II, 12 [Signatur Heydrichs]
 Goethe- und Schiller-Archiv (III, 4. Hef a). S. 62—67. mit der Überschrift *Novelle*.

Hb: Hef in Hochquart, weissliches Papier. Goethe- und Schiller-Archiv (I, 17a). Enthalt neben anderen Novellenplänen auf S. 5 Notizen zu *Agnes und Isotta als Novelle*.

Auf den Abdruck dieser Entwürfe musste aus Raummangel verzichtet werden.



Inhalt

	Seite
Einleitungen	VII
Zwischen Himmel und Erde	I
Novellenfragmente	
Campana	207
Aus einem alten Schulmeisterleben	223
Damon Geld	273
Falsch und treu	287
Lebarten und Entwürfe	305

Druck von Mäncke und Zahn in Rudolstadt.

166511

Ludwig, Otto
Sämtliche Werke. Vol. 3.

LG
L9485M

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

Handwritten: H. Stoll
Stamped: Tolson 91-66 M

